Ueber

Erziehung und Bildung.

Nach seltenen Schriften großer Pädagogen und Weltweisen

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. N. A. Müller,
Ritter des königlich italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens, Inhaber der k. k. österr. goldenen Medaille, Inhaber der Hohenzollern'schen goldenen Medaille „bene merenti", ord. Mitglied der deutsch-morgenländischen Gesellschaft zu Halle und Leipzig.

Hannover.

Hahn'sche Hofbuchhandlung.

1870.

Druck von Ph. C. Göhmann in Hannover.

Vorwort.

Die Veröffentlichung einer jeden auf Förderung der Erziehung und Bildung der Jugend, auf Veredlung der Menschen überhaupt abzielenden Schrift dürfte an und für sich schon gerechtfertigt sein.

Man wird aber der gegenwärtigen Schrift schon darum eine wohlwollende Aufnahme nicht versagen, weil man in ihr das geistige Wesen des Kindes ohne Vorurtheil abgebildet sieht, und weil die auf dessen Charakteristik gegründeten Erziehungsgrundsätze, wie sie einst der feine Beobachter der geheimsten Regungen der Kleinen und scharfsinnige Menschenkenner Pockels ausgesprochen, und dessen „Erfahrungen, Maximen und Winke", die mehr als ein vorübergehendes Interesse bieten und deßhalb längst der Vergessenheit entzogen zu werden verdienten, mit ermunternder Zustimmung des hochverehrten Herrn Verlegers den integrirenden Theil derselben ausmachen, nicht aus trockenen Theorien, sondern aus der unmittelbaren Anschauung und dem wirklichen Leben ohne Künstelei und vornehmes Absprechen geschöpft worden sind.

Die beigefügte Uebersicht mag den Lesern zeigen, wie die Ideen des Verfassers über die behandelten Gegenstände nach und nach in einer natürlichen Ordnung von dem „Umgange mit Kindern" nach ihren Grundtrieben zur sittlichen Umgangsklugheit des Jünglings mit Jünglingen sich entwickelten; wie ferner das Charakteristische des Menschen selbst, seine Naturanlagen, seine Ansichten von der Welt, seine mannigfaltigen Formen im gesellschaftlichen Leben, seine Schwächen und Liebenswürdigkeiten, besonders auch so manches Individuelle des weiblichen Geschlechts

in dieser Schrift besprochen und dadurch verhütet wurde, daß sie nicht zu einem trockenen Codex von pädagogischen Regeln sich gestaltete, sondern immer, den Spiegel des Menschen zur Seite, der Faden des Ganzen angesponnen und so fortgeführt werden konnte.

Die nachfolgenden Collectaneen und Betrachtungen, welche Gedanken über Menschenberuf und Menschenbestimmung, kurz über Alles verbreiten, was von des Lebens Niederungen an bis zu seinen höchsten ätherischen Höhen, vom Kindes- bis zum Greisenalter der Betrachtung sich darbietet, mögen nebst den Fingerzeigen, die sie zur Förderung der Erziehung und Bildung geben, nicht verfehlen, den Geist zum Nachdenken anzuregen und dem Herzen Empfindungen einzuflößen, wie sie nur Intelligenz und Tugend gewähren.

Außer den griechischen und römischen Meistern bin ich vorzugsweise den großen Pädagogen und Weltweisen Gerando (nach Eugen Schelle's Interpretation), Sintenis, J. G. Sulzer und Heydenreich gefolgt, und habe ich deren an den bezüglichen Stellen angegebene Werke mehr oder weniger gewissenhaft benutzt.

Dem Gedanken folgend, „daß die Perle nicht an Werth verliere durch die kunstvolle Fassung, der Diamant nicht an Glanz einbüße durch die Folie", stand ich nicht an, alte Wahrheiten neu geschmückt und jugendlich schön erscheinen zu lassen, und fühle ich mich schon für die Zeit und Mühe, die ich der Ausführung des Einzelnen und der Anordnung des Ganzen gewidmet habe, durch das Bewußtsein belohnt, einen wenn auch nur schwachen Beitrag zur Hebung des Interesses für die höchsten Güter des menschlichen Lebens geliefert zu haben.

Lundenburg in Mähren 1870.

Dr. Müller.

Inhalt.

Der Jüngling und die Jungfrau bei dem Eintritte in die Welt.

Die religiöse Erziehung und die Religion als Erzieherin.

Die schönen Künste und die Lectüre klassischer Schriftsteller des Alterthums.

Der Pfirsichbaum.

Zur Bildung des Gefühls für Wahrheit und Gerechtigkeit und vom inneren Frieden.

Zur Bildung des Gefühls für Freiheit und Vaterlandsliebe.

Zur Selbsterziehung.

Ueber den

Umgang mit Kindern.

I.

Ueber den Umgang mit Kindern, das Charakteristische in dem kindlichen Gemüthe und dessen Grundtriebe.

Wenn der Umgang mit Menschen in einer gegenseitigen geselligen Mittheilung unserer Ideen und Empfindungen durch das Gespräch besteht, so könnte es befremdend erscheinen, von einem Umgange mit Kindern zu reden, da diese zu jenem geselligen Austausche der Ideen, des Urtheils und der Empfindungen noch wenig geeignet sind, da sie, nach ihren gleichsam noch problematischen Verhältnissen, so weit von dem vollendeteren erwachsenen Menschen abstehen, ihn so wenig begreifen, und in einer von ihm ganz verschiedenen kindlichen Individualität leben.

Allein es versteht sich von selbst, daß wir nur von solchen Kindern reden, auf die wir durch unseren Umgang und unsere Erziehung wirken können und sollen. Auch verdienen selbst die kleineren Kinder eben jener problematischen Anlagen wegen unsere ernsteste Aufmerksamkeit, wenn wir auch nicht schon durch die Liebe für eine schuldlos aufblühende uns ähnliche Natur zu ihr hingezogen würden. Außerdem spricht sich schon im Kinde der zur Geselligkeit geschaffene Charakter als seine menschliche Bestimmung und sein Naturzweck, mit Anderen in Verbindung zu

leben, so früh und so lebendig aus, daß wir den wirklichen Umgang mit Kindern nicht zeitig genug anfangen können. Wenn im engsten Sinne des Wortes die Erziehung des Kindes mit der Geburt desselben anfangen muß, wenn es uns wegen seiner Hülflosigkeit stillschweigend um unseren Beistand bittet, so könnte man sagen, daß von da an schon unser Umgang mit ihm beginnen müsse.

So hat die Natur den Menschen an sich selbst und an Andere durch die zartesten Bande der Mittheilung gewiesen, noch ehe er sich dieser Anweisung deutlich bewußt ist. Die Erfahrung lehrt, wie sehr sich schon die kleinsten Kinder (selbst der Mensch noch fast als Automat im Säuglinge) nach dem Umgange mit Menschen sehnen, auch da, wo sie nicht von Naturbedürfnissen gespornt werden, und wo in ihnen noch so viele andere Triebe schlummern. Schon in den ersten Monaten ist es ihnen Bedürfniß, Menschen um sich zu haben, und sich von ihnen unterhalten zu lassen, wie sie es von ihres Gleichen als ein Recht zu erwarten scheinen. Sie weinen auch ohne körperliche Schmerzen, wenn sie allein sein müssen, wenn sie nicht etwa durch eine momentane Zerstreuung beschäftigt werden. Lebhafte Kinder gerathen sogar in eine Art von Wuth, wenn man sich ihrer Gesellschaft entzieht, selbst da, wo tausend neue Gegenstände ihre Aufmerksamkeit reizen könnten. Sie pflegen sich schon durch den Anblick ihres Gesellschafters zu beruhigen, und jauchzen ihm mit einer kindischen Freude entgegen, ehe sich noch ihre Sprache in articulirten Tönen ausgebildet hat. Sie können sogar ihre Vergnügungen, ihre Launen und ihre Lebhaftigkeit aufopfern, wenn sie nur das gewünschte Beisammensein genießen dürfen. Den größten Theil unserer ersten Entwickelungen haben wir unstreitig dem Triebe zur Geselligkeit und dessen süßer Befriedigung zu verdanken, welcher, mit dem ihm so verwandten Triebe zur Nachahmung, aus dem Menschen das macht, was er in der Folge ist und wird.

Der Trieb zur Geselligkeit ruft die Kraftübungen des Kindes hervor; theils zunächst aus Selbstinteresse, theils auch aus einer gewissen Gutmüthigkeit der kindlichen Natur, dem Andern entgegen zu kommen, und für das Empfangene wieder etwas hinzugeben, oder auch nur seinen Umgang zu erwiedern. Das Kind denkt sich hierbei freilich noch nichts Deutliches; aber der aufkeimende Sinn für das, was es der Geselligkeit wegen thun muß, wohnt doch schon dunkel in ihm. Es spielt mit anderen Kindern, um seine Kraft zu üben, hierin den Preis zu gewinnen, oder sich auch solchen nur anzudichten. Es macht hierbei Versuche in der Rede, in den Articulationen der Stimme, in der Berichtigung seiner kindischen Begriffe. Der Umgang hebt es mit jedem neuen Tage zu einer höheren Stufe seiner Ausbildung, selbst dadurch, daß es Anfangs nur der Affe seiner Gespielen ist. Aber aus dem blinden Nachahmer wird nach und nach der freiere Mensch hervorgehen. Kinder, welche diesen Nachahmungstrieb nicht haben, geben für die Zukunft schlechte Hoffnungen, und wandern als stumpfe und geistlose Köpfe durch ihr mechanisches Leben.

Wir rechnen zu dem Umgangsbedarf der Kinder auch ihre vielartigen Spiele und Spielereien. Als Kraftübungen der Natur, als lebendige Abdrücke ihres Gemüths und ihrer Geselligkeit sind sie sehr merkwürdige Erscheinungen des zur Freiheit und Thätigkeit aufstrebenden Geistes und seiner Humanität. Einzelne Thierarten spielen in der Jugend zwar auch, wie z. B. junge Hunde, Katzen, Lämmer u. s. w. Allein dies ist nur eine blinde thierische Munterkeit, deren mechanische Natur sogleich in die Augen fällt, wohingegen die Spiele der Kinder hundertfältig wechseln, ihren Zweck aussprechen und insofern schon als menschliche Spiele erscheinen. Das Kind will sich im Spiele belustigen lassen und selbst wieder belustigen, und so drückt sich gerade in diesen Uebungen das Spiel zuerst als Charakter des Umganges aus; denn was ist dieser bei den meisten Erwachsenen

anders, als eine stillgetroffene Uebereinkunft, zu belustigen und sich belustigen zu lassen!

Wie mächtig dieser Spielgeist der Kinder ist, werden sich Viele noch aus ihrer eigenen Kindheit erinnern. Er reißt alle Dämme nieder, um sich nur befriedigen zu können; er stürzt sich tollkühn in Gefahren, und ist vielleicht das Einzige, was im Kinde nie ganz befriedigt wird. Selbst gutmüthige, sanfte und gehorsame Kinder verleugnen ihren stillen Charakter, wenn sie das Geräusch der Spiele ruft, und erscheinen dann als ganz andere Menschen. Man würde die Seele des Kindes moralisch tödten, wenn man ihm sein Liebstes, seine Spiele, entreißen wollte; man würde sein Ehrgefühl, seine Liebe, sein Vertrauen zu dem Menschen, seine Anlagen zur Thätigkeit, seine ganze Originalität grausam ersticken. Mit Spielen soll es das Leben, als ein von der Natur so hoch begünstigtes Wesen, beginnen, sein Morgen soll ihm entgegen lächeln, und aus seinem kindlichen Frohsinne sollen die edleren Gefühle und der höhere Geist des Mannes und Weibes, wie eine blühende Pflanze aus dem wohlthätigen Boden hervorgehen.

Kann das Kind seine Gespielen nicht immer um sich haben, so wählt es leblose Gegenstände zu seinem Umgange, ein Beweis, wie tief der Geselligkeitstrieb in seiner Seele liegt. Der Knabe reitet einsam auf seinem Steckenpferde, und dichtet ihm einen Charakter des Lebens, oft erfindungsreich genug an. Er spricht mit dem Stock, wie der Reiter mit seinem lebendigen Pferde; er schlägt das fühllose Objekt, er setzt ihm Nahrung vor, und fühlt sich in diesem erdichteten Umgange höchst glücklich. Das kleine Mädchen macht ihre Puppe zu ihrer Gesellschaftsdame oder zu ihrem Kinde. Es kleidet sie aus und an; es liebkoset oder züchtigt sie nach ihren Launen. Auch das Kind muß etwas haben, woran sich sein Herz anschließt, wäre es auch nur ein lebloses Ding, und beurkundet dadurch schon früh die Würde einer höhern Natur. Vielleicht hat es nie ein Mädchen gegeben, welchem das

Puppenspiel ganz gleichgültig gewesen wäre, wenn es sich desselben auch in späteren Jahren nicht mehr erinnern kann.

Der Geselligkeitstrieb des Kindes, mit seiner Zerstreuungslust verbunden, ist demnach die erste Schule seiner Begriffe, seiner Anschauungen und Urtheile, ohne welche Schule die Letzteren viel später reifen würden. Es ist nicht zu berechnen, welche Summe von Ideen ein von der Natur nicht verwahrlostes Kind vielleicht an einem Tage auffassen mag, die ihm allein durch den Umgang gegeben werden; wir würden eine Menge Wunderkinder zu sehen glauben, wenn sie uns auch nur den schnellen Zuwachs ihres inneren Wörterbuches (ihrer Phraseologie nicht einmal zu gedenken) bestimmt angeben könnten. Das Kind hat den großen Vortheil im Umgange, den die Erwachsenen viel seltener genießen, nämlich, daß es augenblicklich dabei etwas Neues lernt, und dieses Neue meistentheils die Summe seines Vergnügens vermehrt. Hierin liegt das zarte Glück der Kindheit, daß es in seiner Welt fast immer nur das Erwünschte anschaut, daß sich ihm mit jedem Hinblicke in die Welt fast nur lachende Gemälde und Aussichten zeigen, und daß es sich durch seinen unbefangenen Beobachtungsgeist eben darum, weil er so ganz unbefangen ist, augenblicklich selbst belohnt.

Und eben dieser Beobachtungsgeist des Kindes macht ihm den Umgang mit Menschen so werth und gibt seiner geselligen Natur einen neuen Schwung. Man sage nicht, daß Kinder bloß des Vergnügens wegen gesellig sind; daß sie nur darum spielen, nur darum sich anstrengen. Ihr Bedürfniß, zu beobachten, neue Ideen aufzufassen, ist gewiß bei den meisten gesund gebornen wohl ebenso groß, als ihr Hang zum Vergnügen, und so sieht man sie oft ihre liebsten Spiele verlassen, wenn sich ihrem Geist ein neuer Gegenstand der Beobachtung darbietet. Der Mensch ist schon im Kinde ein nicht bloß sinnliches Wesen; vielleicht denkt es schon wenige Stunden nach der Geburt, wenn wir dieses Wort nicht in der höhern Bedeutung nehmen. Späterhin werden sie

bekanntlich, mit der Ausbildung der Sprachorgane, die ungestümsten Frager, und wer sie genau beobachtet, wird es bald bemerken, wie hell sich in ihrem Auge die Zufriedenheit ausspricht, wenn die Seele ein neues Fünkchen von Licht und Wahrheit gewonnen hat.

Der in dem Umgange und durch ihn angeregte Beobachtungsgeist der Kinder hat seine eigenen Blicke und Uebungen, wodurch er oft schärfer, als das Auge der Erwachsenen sehen mag. Da das Kind über die ihm gegebenen Erscheinungen, aus Mangel an Sprache, nicht immer ältere Leute befragen kann, diese auch nicht immer verstehen würde, weil sie wiederum das Kind nicht recht verstehen, so übernimmt der jugendliche Verstand die Arbeit des Nachforschens und Deutens lieber selbst, und bildet sich seine Begriffe von Wechsel und Dauer, vom Recht und Unrecht, vom Wahren und Falschen, von Zwecken und Mitteln, aus eigenen Anschauungen und Erfahrungen, und so befindet sich die Seele lebhafter Kinder in einer steten Spannung, sich durch neue Gefühle und Ideen reizen zu lassen und ihren Beobachtungssinn zu nähren — „schärfer, als das Auge des Erwachsenen“, weil der geistige Sehnerv des Kindes noch nicht abgestumpft ist, weil seine Organe noch eine ganz frische, ungeschwächte Receptivität haben, und seine stets wache Neugier unersättlich genannt werden kann. Besonders in Hinsicht auf gesellige Umgebungen haben die Kinder, nach Rousseau's Bemerkung, eine ganz eigene Spürkraft (sagacité), die sie durch alle Aeffereien des Wohlstandes hindurchblicken und die üblen Sitten entdecken läßt, welche er verbirgt. Die gereinigte Sprache, welche sie hören, die Lehren von Ehrbarkeit, die man ihnen vorpredigt, der Schleier des Geheimnisses, den man um ihre Augen zu ziehen sucht, sind ebensoviel Sporne ihrer Neugier. Nach der Art, wie man sich dabei benimmt, ist es klar, daß das, was man ihnen verbergen will, grade das ist, was man sie lehrt, — und von allem ihnen ertheilten Unterrichte schlägt keiner besser bei ihnen an.

II.

Freiheitstrieb des Kindes, dessen Entwickelungen durch das erwachende Gefühl körperlicher Kräfte, besonders durch die Sprache.

Das Kind ist ein zur Freiheit geschaffenes Wesen. Seine Personalität spricht schon aus ihm, es soll und darf nichts anderes werden. Dies ist die zweite Ansicht, die uns das Kind von sich selbst gibt, und es ist auffallend, wie schon der Säugling blindlings nach diesem Zwecke handelt. Er sucht seine Fesseln abzuschütteln; er schreit und weint in dem Kerker seiner Wiege; er will kein Sclave sein, der sich Alles gefallen läßt. Der erste Laut der Kinder ist weinen. „Das glaube ich wohl," sagt Rousseau sehr naiv, „ihr thut ihnen von ihrer Geburt an wehe; die ersten Geschenke, die sie von euch empfangen, sind Fesseln; die ersten Bewegungen, die sie erfahren, Martern. Da ihnen nichts frei gelassen ist, als der Gebrauch der Stimme, warum sollten sie sich ihrer nicht bedienen, sich zu beklagen? Sie schreien über das Leid, das ihr ihnen anthut." *) Hat das Kind seine Wünsche erreicht, sind seine Bedürfnisse befriedigt, seine Fesseln

*) Noch setzt er hinzu: ainsi garottés, vous crieriez plus fort qu'eux. S. 87 des Emil von Cramer übersetzt. 1. Theil.

gelöst, so hört sein Geschrei, seine Klage auf. Man beobachte einmal den Freigelassenen, wenn er so entfesselt auf dem Schooße der Mutter liegt. Scheint es nicht, als ob er ihr durch sein zärtliches Lächeln für seine Freiheit danken und sie bitten wolle, ihm dieses Naturrecht immer zu gönnen? Späterhin zeigen alle seine Handlungen die nämliche Tendenz. Er gibt schon auf den Armen seiner Wärterin unerbittliche Befehle; man erstaunt über die Lebhaftigkeit, die Mimik, die Unruhe, den glühenden Zorn des kleinen Tyrannen, wenn sein Wille nicht sogleich befolgt wird, und über den lauten Jubel, wie über einen errungenen Sieg, wenn Alles zu seiner Bedienung herbei eilt. Er scheint es schon zu wissen, daß er den Herrn spielen kann und darf. Sein Eigensinn, seine Launen, seine Ungezogenheiten sind nichts anders, als eben so viele Ausdrücke und Anforderungen seiner Freiheitsliebe. Fühlt er sich am Ende des ersten Jahres schon stärker, so verwandelt sich sein Geschrei, wodurch er bisher Befehle gab, in wirkliche Kraftäußerungen; er schlägt um sich, er rauft die nicht gehorchende Wärterin beim Haar, oder wirft sich gleich einem Wüthenden zur Erde, der durch kein Zureden, durch keine Zerstreuung beruhigt werden kann, bis das Ganze seines Wunsches erfüllt ist, denn halb läßt er sich selten befriedigen; er wirft das Stück Brot und Kuchen, welches man ihm getheilt reicht, von sich. So ist der Mensch, noch ehe er gehen und reden kann.

Entwickeln sich in ihm diese neuen Kräfte, hat er sich von den Armen seiner Wärterin los gewunden, ist er durch den Gebrauch der Füße noch mehr sein eigener Herr geworden, und kann er nun seinen Despotismus durch Worte aussprechen, so erreicht nun vollends sein Freiheitssinn die höchste Lebendigkeit, und er würde sich lebenslang unglücklich machen, wenn mit der Ausbildung seiner Sprache, dieser großen Erzieherin der Menschheit, nicht sogleich die Vernunft in ihm erwachte, und er durch Selbsterfahrungen über die physischen Erfolge einer Handlung nicht schon dann belehrt würde. Indeß ist Anfangs dieses Princip

einer neuen Gesetzgebung in ihm noch sehr schwach. Es macht ihn gewissermaßen nur vorsichtiger beim Mißbrauche seiner Kräfte; denn in den meisten Fällen herrscht noch die Leidenschaft, Sinnlichkeit und das lebendigste Selbstgefühl in den Kindern von mehreren Jahren. Sie sind gleichsam Ideale von Egoisten; Alles ist nun für sie vorhanden; ungehorsam suchen sie durch List oder störrigen Eigensinn den Vorschriften ihrer Erzieher auszuweichen. Ihr Trotz scheint bisweilen sogar prämeditirt zu sein, und sie können ihn stundenlang fortsetzen, bis man ihren Willen thut. Wenn sie um etwas bitten, so ist dies gewöhnlich nur eine ihnen beigebrachte Phrase, wodurch sie eigentlich befehlen wollen; denn die Wiederholung der Bitte wird schon trotziger ausgesprochen, und wird die Bitte gar nicht gewährt, so widerruft der kleine Imperator durch seinen Ungestüm die ganze Supplik.

Da nun der Freiheitstrieb wohl das Mächtigste in dem Menschen und schon im Kinde ist, da von der verständigen Leitung dieses Triebes vorzüglich unsere Bildung und unser Glück abhängt, auch unsere Verhältnisse mit der gesammten Welt danach berechnet werden müssen, so ist es eine der wichtigsten Fragen: wie man den Umgang mit Kindern einzurichten habe, daß ihr Freiheitssinn als Naturgeschenk und Naturzweck nicht irre geleitet, nicht ertödtet, und doch der Form der Abhängigkeit unterworfen wird, worin nun einmal jeder Mensch in der Societät leben muß? „Eines der größten Probleme der Erziehung ist," wie Kant mit Recht sagt: „wie man die Unterwerfung unter den gesetzlichen Zwang mit der Fähigkeit, sich seiner Freiheit zu bedienen, vereinigen könne? Zwang ist nöthig. Wie cultivire ich aber die Freiheit bei dem Zwange? Ich soll mein Kind, meinen Zögling gewöhnen, einen Zwang seiner Freiheit zu dulden, und soll ihn doch selbst zugleich anführen, seine Freiheit gut zu gebrauchen? Ohne dies ist Alles bloßer Mechanismus, und der der Erziehung Entlassene weiß sich seiner Freiheit nicht zu bedienen. Er muß

früh den unvermeidlichen Widerstand der Gesellschaft fühlen, um die Schwierigkeit, sich selbst zu erhalten, zu entbehren und zu erwerben, um unabhängig zu sein, kennen zu lernen.“ Der große Menschenkenner gibt hierbei folgenden Rath: „daß man das Kind von der ersten Kindheit an in allen Stücken frei lasse, ausgenommen in den Dingen, wo es sich selbst schadet.“ Wir setzen hinzu, auch in denjenigen, wo es Andern schaden könnte, und schränken die allgemeinere Maxime des Philosophen noch durch den Zusatz ein: lasset dem Kinde alle Freiheit, die ihr bei der gesunden Vernunft, bei eurem Gewissen und bei eurer Liebe zu den Kindern selbst verantworten könnt! Nach diesen Bedingungen lasse man sie im Uebrigen handeln, wie sie wollen; man scheine sie kaum zu bemerken; man gönne ihnen doch die Entwickelung ihrer Kräfte, ihrer Sprache, ihres Denkvermögens und ihrer Empfindungen! nur in der Freiheit gedeihet die junge Pflanze, eingekerkert wird sie verkrüppeln und elende Früchte tragen.

Euer Umgang mit ihnen sei so klüglich und vertraulich eingerichtet, daß sie euch nicht als Spione betrachten, die ihre unschuldigen Freuden verhindern wollen, nicht als Zuchtmeister, welche ihren Entwickelungen in den Weg treten. Bedenket immer, daß wir dem Kinde das schuldig sind, was ihm die Natur gab, und daß es sich auf irgend eine Art an euch rächen wird, wenn ihr den Absichten dieser liebevollen Mutter entgegen arbeitet. Gönnt ihnen besonders die Freiheit ihres Geselligkeitssinnes, weil dadurch seine Bildung befördert, seine Aufmerksamkeit rege gemacht, und sein Erfahrungskreis zu eigener Belehrung erweitert wird. In der sogenannten vornehmen Welt, in den Häusern, wo Hofmeister und Erzieherinnen gehalten werden, auch in denen, wo ängstliche und mürrische Väter und Mütter die Erziehung leiten, leben die armen Kinder oft wie im Zuchthause; alle ihre Worte und Schritte werden mit einer peinlichen Vorsicht beobachtet und berechnet, fremde Kinder von ihnen entfernt. Oft

sehen sie wochenlang kein anderes menschliches Wesen, als ihre Aeltern, ihre Hofmeister, ihre Bedienten, und meistentheils diese alle nur bei übler Laune. Kommen diese Züchtlinge nun einmal in Gesellschaft, so können sie sich nirgends orientiren; sie benehmen sich linkisch, schüchtern, verlegen und albern. Die ihnen aufgedrückte mechanische Disciplin spricht aus ihrem ganzen Wesen, und da sie sich an Kinder von gleichem Alter nicht abschleifen konnten, so stehen sie mit ihren Verstandesbegriffen, bei aller ihrer äußern Frisur, zumeist tief unter dem Kinde des gemeinen Mannes. So werden in der Regel die meisten Kinder der Großen erzogen; aber die Resultate dieser Kerkererziehung zeigen sich auch gar bald in der traurigen Form des innern und äußern Menschen. Kommen solche der jugendlichen Geselligkeit Beraubte nachher in die größere Welt, so werden sie schon den Verlust dieses Genusses auf Kosten ihrer Gesundheit, ihrer Moralität, ihrer Ehre nachzuholen suchen, und sich in ein Uebermaß der Geselligkeit hineinstürzen, wobei sie nicht mehr gesättigt werden können, und alle edlere Thätigkeit und Arbeitsamkeit verschwindet. Oder solche Kinder bleiben lebenslang übellaunige, störrige, ungefällige und unleidliche Geschöpfe, welche die Freude hassen und mit Härte des Gemüths befehlen, weil sich in ihrem jugendlichen Sclavenstande kein freundliches und gütiges Gefühl entwickeln konnte.

Eine andere Einschränkung obiger Maxime Kant's ist die: „daß man Kindern alle Freiheit lasse, wenn es nur nicht auf die Art geschieht, daß es Anderer Freiheit im Wege steht.“ Auf die Art muß zuerst der Egoismus des Kindes eingeschränkt werden, indem es auf die Nothwendigkeit, sich auch in andere Menschen zu schicken, aufmerksam gemacht wird. Eine ausgelassene Fröhlichkeit der Kinder, oder auch ihre zudringlichen Forderungen, bei der Mahlzeit zuerst bedient zu werden, darf der Erzieher, wenn auch die Sache an sich schuldlos ist, nicht dulden, weil dadurch Andere belästigt werden, und der Freiheit des Kindes ein zu großer Spielraum gegeben würde. Es muß

Geduld, es muß Entbehrungen lernen, wenn es sich bei seinen künftigen eingeengten Verhältnissen nicht unglücklich fühlen soll. Man muß seine künftige moralische Freiheit dadurch gründen, daß es den Zwang ertragen lernt, oder ihn wohl gar aus Vernunftgründen, sich selbst bestimmend, nicht mehr fühlt.

Indem man dem Freiheitssinne des Kindes, wie billig, nachgibt, so suche man aber auch hierbei sich nichts von seiner eigenen Autorität zu vergeben. Diese Regel hängt mit der vorhergehenden aufs Genaueste zusammen, „daß die Freiheit des Kindes nicht den Rechten des Andern in den Weg trete." Das Kind muß besonders seine Aeltern als seine ersten und rechtmäßigsten Gesetzgeber betrachten. Ihr habt allen Einfluß eures Umganges auf dasselbe verscherzt, wenn eure hausväterliche und hausmütterliche Autorität dahin ist, wenn das Kind mit euch spielen darf, wie es will. Es gibt überall Familien in hohen und niedern Ständen, worin die Kinder uneingeschränkt herrschen, und Vater und Mutter wie Sclaven behandelt werden. Solche Häuser gleichen einem Staate, worin die Obern nichts zu befehlen haben, und Alles bunt und verworren durch einander läuft. Vater und Mutter werden gar nicht mehr befragt, sondern selbst bei gutmüthigen Anrathungen zur Ruhe verwiesen. Söhne und Töchter folgen willkürlich ihren Launen, ihren Leidenschaften, ihren Geldverschwendungen und allen jenen Thorheiten, welchen eine zügellose Jugend ergeben zu sein pflegt. Das Ganze ist ein Chaos, eine traurige Anarchie. Warum? Die Aeltern hatten ihre Autorität verloren.

Um diese Autorität im Umgange mit Kindern nicht zu verlieren, ist es wohl eine Hauptregel, den absichtlichen Widerspruch jener, wenn er gegen die gesetzgebende Person selbst gerichtet ist, entweder gar nicht zu dulden, oder ihm eine bescheidnere Richtung anzuweisen, wozu denn aber freilich erforderlich ist, daß der Gesetzgeber oder die Gesetzgeberin in Gegenwart der Kinder sich so zu benehmen wissen, daß deren Widerspruchsgeist nicht

gereizt wird. Aeltern, deren ganzes Leben ein fortgehender Widerspruch und eine Comödie ist, und von Vorurtheilen und Thorheiten aller Art geleitet wird, müssen es sich dann wohl gefallen lassen, von ihren verwahrlosten Kindern widersprochen zu werden. Wenn die Kinder Liebe und Zutrauen zu ihren Erziehern haben, so werden sie ihnen nicht leicht, wenigstens nicht mit trotziger Rechthaberei, widersprechen, oder sich doch bald in die Grenzen der Unterwürfigkeit zurückführen lassen. Guterzogene Kinder fallen nicht leicht in jenen Fehler, wenigstens nicht als Mißbrauch ihrer Freiheit, sondern nur die lebhafteren, heftigeren und verzärtelten, deren Widerspruchsgeiste nicht früh genug widerstanden wurde. Hätte auch der Widerspruch Grund, so dürfte er doch nicht gegen die gesetzgebende Person, mit Hitze und Rohheit ausgesprochen, gestattet werden. Die Natur will nicht, daß die Kinder die Richter ihrer Aeltern sein sollen, und kein Staat in der Welt hat ihnen dies Recht eingeräumt. Freilich nehmen sie sich jene Rohheit des Widerspruchs nicht übel, weil ihnen der Umgang mit den Aeltern längst alltäglich geworden ist, weil ihnen eine zu gefällige Vertraulichkeit derselben hierzu ein Recht zu geben scheint, und weil überhaupt der jugendliche Geist sich im Entgegenwirken gefällt. Oft will daher das Kind beim Widerspruche auch nur seine Schlauheit und seinen Verstand zeigen, und diese Art der Contradiction sollte man nicht hart zurückweisen, sondern sie stillschweigend gelten lassen, oder sie mit Ernst zu berichtigen suchen, indem man sie für das Kind zu einer Arbeit des Verstandes macht, und als eine Gelegenheit benutzt, den Kopf des Kindes mehr zurecht zu schieben. Oft ist auch sein Widersprechen nur eine Gewohnheit, die es von seinen Aeltern und Erziehern angenommen hat. Diese widersprechen sich oft in den kleinsten und unbedeutendsten Dingen, ohne daß es grade böse gemeint ist; aber die Kinder nehmen leicht diese Gewohnheit an, und legen sie vielleicht nie wieder ab, weil sie in der Folge wohl gar eine Art Unterhaltung daraus machen, oder dadurch interessiren wollen.

Die meisten Aeltern und Erzieher gehen bei der Nachsicht, welche sie der ungebundenen Freiheit der Kinder schenken, von folgenden gutmüthigen Ideen aus: das Kind lebe ja noch in seiner freundlichen Unschuldswelt, wo es noch nichts Böses wolle und denke, in einem Zustande glücklicher Unwissenheit, worin man ihm nichts als Schuld anrechnen dürfe, und das Vergnügen von der Natur selbst als herrschendes Princip geboten werde. Man begehe eine unverzeihliche Grausamkeit gegen die Kinder, ein Verbrechen gegen die Natur selbst, wenn man jene in ihren Vergnügungen einschränken und ihnen einen Zeitpunkt der Fröhlichkeit verleiden wolle, der so schnell dahin gehe und dann nie wieder zurückkehre. Das Kind sei gleichsam ein Ideal der Liebenswürdigkeit, und man habe kein Recht, seinen schuldlosen Willen in seinen Vergnügungen zu brechen. Man müsse diesen Geist und Sinn gehörig austoben lassen, bis die Jahre der Vernunft eintreten. Man müsse den Kindern Alles verzeihen, weil sich ihre moralische Natur noch nicht entwickelt habe, und weil man einen Raub an ihnen begehen würde, wenn man die Summe ihrer Vergnügungen vermindern wollte!

Dies ist eure Sprache, ihr lieben, zärtlichen, allgütigen Mütter, die ihr euren Lieblingen nichts versagen könnet, und für sie die Erde in ein Paradies verwandeln möchtet, aber nicht bedenkt, daß eure Kinder nicht lebenslang so frei bleiben können, — daß eine Zeit kommt, wo das Spielen und sich Amüsiren aufhört, und wo ihnen die Welt um so lästiger fallen wird, je weniger sie sich in sie zu schicken gelernt haben. Möchtet ihr nur immer bedenken, daß eine frühe Gewöhnung an die rauhen Seiten des Lebens zu den Fundamenten einer verständigen Erziehung gehört. Wir können nie in eine Lage kommen, und kein Sterblicher kann sich ihrer je erinnern, worin alle unsere Wünsche in Erfüllung gehen. Das Verlangen nach einer Verbesserung unseres Zustandes herrscht durch die ganze moralische Natur, und unbefriedigt steht der Mensch an seinem Grabe, wenn auch das äußere Glück Alles für ihn gethan hatte. Man muß daher die Kinder

bei dem Uebermaße ihrer Jovialität und Freiheitsliebe durchaus gewöhnen, sich etwas versagen zu können, — nicht daß man ihnen deshalb ein künstliches Joch auflegte und sie zu Stoikern bilden wolle, — sondern daß sie Verluste und Entbehrungen zu ertragen wissen, weil sie nie Herren ihres eigenen Schicksals sein werden können.

Da das Beispiel auch hierin am kräftigsten wirkt, so zeige man in seinem Umgange mit Kindern, daß man sich selbst etwas versagen könne, daß uns das Vergnügen nicht zum Bedürfniß geworden, daß Pflichten der Arbeit und des Berufs auf uns liegen, und daß man sich seine frohen Stunden gleichsam erst durch Uebung der Pflicht verdienen müsse. Ein Vater, eine Mutter, die häufig in geselligen Zirkeln erscheinen könnten, aber sich dieses Vergnügen versagen, wenigstens kein besonderes Verlangen danach hegen, sondern lieber bei ihren Kindern daheim bleiben, werden sie aufmerksam machen, daß man sich nicht immer amüsiren dürfe, wenn man auch könnte. Aeltern, die sich nichts versagen können, immer nach Vergnügungen haschen, und den gesuchten Wechsel darin lieben, haben auch durchschnittlich solche lustsüchtige Kinder; theils weil sie durch das Beispiel gelockt werden; theils weil die Aeltern nicht Muth genug haben, jenen etwas zu verbieten, was sie selbst nicht unterlassen können.

III.

Gewöhnung der Kinder an Arbeitsamkeit.

Da der Vergnügungs- und Freiheitsinn in der menschlichen Natur, besonders im Kinde, so auffallend groß ist, daß er einer ihrer Grundtriebe genannt wird, dieser Trieb aber in der Folge durchaus eingeschränkt werden muß, so ist es sehr heilsam, ihn durch Umgang und Belehrung nach und nach zu einer Thätigkeit zu leiten, die das Kind gern treibt, — das Thätigsein also selbst zur Masse seiner Vergnügungen rechnet. „Dies ist mein Grundsatz", sagt ein denkender Kopf: „daß man nicht blos spielen, daß man Kinder nicht stets, nicht den ganzen Tag ihrer Willkür, ihrer Neigung überlassen und ihren Launen nachgeben dürfe, sondern vielmehr sie von Jugend auf anhalten müsse, jeden Tag gewisse, theils geistige, theils körperliche Arbeit nach Vorschrift der Art, Menge und Zeit zu verrichten, damit sie sich gewöhnen, diese kleine Last zu ertragen, und bei derselben heitere und fröhliche Menschen zu sein, wobei es sich von selbst versteht, daß man, wie bei allen heilsamen Gewöhnungen, stufenweise gehe".

Die Lust zur Arbeit ist die schönste Gewöhnung, die der menschlichen Seele werden kann, und stiftet moralisch und physisch mehr Nutzen, als alle pädagogischen Lehrbücher in der Welt. Wenn das Gute zur Gewohnheit gemacht wird, so bleibt es unser

liebstes Eigenthum; die Kinder kommen auch bald zu dieser bessern Gewöhnung, wenn man sie nur nicht überladet, ihnen freundlich zu Hülfe kommt, wenn sich ihnen Schwierigkeiten zeigen; sie nicht gemächlich hinüber hebt, sondern ihnen Anleitung gibt, wie sie das Schwierige durch eigene Kraft überwinden können. Sich es bequem zu machen, ist so ziemlich der Charakter jeder beginnenden Kraft, aber dahin sollte man es bei dem Kinde nie kommen lassen. Je mehr Selbstgefühl, desto mehr Thätigkeit, je mehr Anreiz des Selbstgefühls, desto mehr Lust zur Arbeit! So will, so muß der Mensch behandelt werden, der frei, aber zugleich thätig sein will. Dies ist das Gemälde jedes jungen aufglühenden Geistes; — er will leben, — das heißt, er will arbeiten. Ihm die Arbeit in Vergnügen zu verwandeln, dies ist das Kunststück des Erziehers, — und vielleicht des Erziehers schönste Belohnung.

Da aber in dem Kinde die Lust zur Bequemlichkeit (zum momentanen Nichtsthun) mit seiner Lebendigkeit, die Kräfte zu üben, auf eine so sonderbare Art streitet, und in ihm Erschlaffung und Energie so seltsam wechselt, so darf man nicht aufhören, diesem schwankenden Zustande eine Richtung zu einer höhern Zweckmäßigkeit zu geben. Leuchtet diese dem Erzieher in seiner ganzen Wichtigkeit entgegen, so hat er ein Hauptstück seines Geschäftes gefaßt, und die Hinleitung der jugendlichen Seele zu einer ihr nicht unangenehmen Arbeitsamkeit ist der gradeste Weg zu ihrer edlern Bildung. „Der Mensch ist das einzige Thier," sagt Kant, „welches arbeiten muß, durch viele Vorbereitungen soll er erst dahin kommen, daß er etwas zu seinem Unterhalte genießen kann. Die Frage: ob der Himmel nicht gütiger für uns würde gesorgt haben, wenn er uns schon Alles bereitet hätte vorfinden lassen, so, daß wir gar nicht arbeiten dürften? ist gewiß mit Nein zu beantworten; denn der Mensch verlangt Geschäfte, auch solche, die einen gewissen Zwang mit sich führen." Ebenso falsch sei die Vorstellung, „daß, wenn Adam

und Eva nur im Paradiese geblieben wären, sie da nichts anders würden gethan, als zusammen gesessen, arcadische Lieder gesungen und die Schönheiten der Natur betrachtet haben. Die Langeweile würde sie gewiß ebenso gut, als andere Menschen in einer ähnlichen Lage gemartert haben."

Ein freundlich ernstes Entgegenkommen, Kindern das Anstrengen selbst angenehm zu machen, zeigt hier seine entschiedenen vortheilhaften Wirkungen, indem es zugleich das Vertrauen der Kinder zu ihren Erziehern weckt, und durch das Vertrauen selbst das Schwierige dem Kinde leicht macht. Was thut der gutmüthige Erwachsene nicht, um Anderen gefällig zu sein, geschweige das Kind, welches noch so ganz die Sprache der Liebe versteht und vernimmt, wenn es nicht niedergedrückt wurde. Man hüte sich daher, durch harte Zurechtweisungen die Kinder bei einer Arbeit, die sie gern thun sollen, niederzuschlagen, indem man ihnen dadurch die gebotene Handlung widerlich und lästig machen könnte. Nur die zu große Faulheit und Unlust zum Arbeiten, um dadurch mehr Freiheit für die Vergnügungen zu gewinnen, muß mit Ernst geheilt werden. Fähigere Köpfe kommen uns selbst entgegen, wenn wir uns nur Mühe geben wollen, die Entwickelung ihrer Ideen, ihrer Wißbegier und Thätigkeit fördern zu helfen. Ihre Aufmerksamkeit ist immer gespannt, immer bereitwillig, wenn wir ihr nur Nahrung verschaffen, ihr verständlich zu sein wissen, und ihren Richtungen, so sonderbar sie uns auch bisweilen scheinen mögen, nachgehen.

Indem uns die Natur das Kind als ihren Liebling zur Erziehung übergibt, schenkt sie uns ein Wesen, dessen Bildung uns nicht nur die gerechteste Freude machen, sondern das uns auch selbst mit seiner natürlichen Bereitwilligkeit hierin behülflich sein soll. Die Natur übergibt uns also nicht blos ein abzurichtendes Geschöpf, sondern einen zur Cultur fähigen Menschen von den zusammengesetztesten Anlagen und überläßt es der Vernunft, jeden erlaubten Gegenstand zu einer Anspornung für die Thätigkeit

desselben gebrauchen zu dürfen. Die Erfahrung lehrt, daß die unbedeutendsten Kleinigkeiten die Kinder zu der ihnen anbefohlenen Arbeitsamkeit aufheitern, weil sie in einer leicht zu befriedigenden Ideenwelt leben, weil sie durch höhere Ansichten des Lebens noch nicht gestimmt und verstimmt werden, und weil ihre Phantasie den Dingen einen Werth beilegt, den sie nicht haben. Dies ist das Glück der Kindheit, das uns nie wieder kommt, dessen Eindrücke aber der Erzieher benutzen muß, um die Thätigkeit des Kindes aufzuregen, weil sein Geist noch nicht zu höhern Motiven hinanreicht. Wir reden hier natürlicher Weise nur von den ersten Jahren. Ein Spaziergang, ein Bilderbuch, ein Steckenpferd, ein neues Kleidungsstück, ein kleines Lob, (späterhin ein freundlicher Händedruck und Kuß, den Anfangs junge Kinder eigentlich gar nicht zu deuten wissen), pflegen ihre Thätigkeit aufzumuntern und zugleich zu belohnen. Ein Beweis, daß es so gar mühsam nicht ist, Kinder bei ihrer Thätigkeit zu befriedigen, wenn man nur nicht ihrem Wechsel hierin zu sehr nachgegeben hatte; denn ihre höchste Verwöhnung besteht in diesem Nachgeben.

Aeltern und Erzieher von mehreren Kindern haben hierbei einen größeren Vortheil, als die, wo nur ein Kind oder ein Paar erzogen werden sollen. In jenen Häusern treibt ein Kind das andere fort. Das Ganze ist wie ein Räderwerk. Eins muntert das andere auf, und der herrschende Nachahmungstrieb erhält hier Alles unter verständiger Aufsicht in munterer Bewegung. Der Müssiggänger kann darin nicht aufkommen; er muß arbeiten und lernen, er mag wollen oder nicht, wenn er von den fleißigen Bürgern dieses kleinen Staats nicht beschämt, oder gar unsanft behandelt sein will. Hier lernt ein Kind von dem andern, und oft schneller als durch Anweisungen älterer Leute, weil sich Kinder einander verständlicher zu machen wissen, und sich ihre Begriffe leichter aneinander reiben. Die sich stärker fühlenden machen freilich immer die Befehlshaber und bedienen sich leicht einer executorischen Strenge; allein dies lasse man, wenn es nicht zu weit

getrieben wird, gehen; die Natur will dieses Reiben der Gemüther aneinander. Nicht jede Familie kann sich einen Hofmeister halten, der die Kinder bei allen ihren Schritten begleitet, und wie sehr unterscheidet sich diese Hofmeistererziehung von der, wo häusliche Liebe, älterliche Aufsicht und gegenseitiger täglicher Umgang zwischen mehreren Kindern ihre jungen Seelen leitet und entwickelt.

Sind die ersten sinnlichen Jahre der Kindheit vorüber, wo man sie fast nur durch Phantasiebilder und in die Augen fallende Motive lenken kann, so fängt ihre Erziehung durch Vernunftgründe nach Principien an und erhält dann für das Vorstellungsvermögen des Kindes schon etwas Absichtliches. Die Zwecke und Folgen seiner Thätigkeit werden ihm nun nach und nach klar, es weiß, warum es fleißig sein muß, weil es hierüber zu raisonniren anfängt; freilich noch verworren, noch fehlgreifend, noch unter Anleitung des Instinkts und der rohen Begriffe von Belohnung und Bestrafung — aber es ist doch immer schon Raisonnement. Das Kind steht schon auf dieser niedern Stufe unendlich weit jenseits der bloß animalischen Welt. Von jetzt an beginnt eigentlich seine Cultur zu den Verhältnissen des Lebens, in denen sich der Mensch frei und zugleich abhängig fühlen soll. Kant gibt hierüber zwei sehr weise Regeln, die abermals den großen Menschenkenner ankündigen: „Man zeige dem Kinde, daß es seine Zwecke nicht anders erreichen könne, als nur dadurch, daß es Andere ihre Zwecke auch erreichen lasse, z. B. daß man ihm kein Vergnügen mache, wenn es nicht unsern Zweck, daß es lernen soll, auch erfülle.“ Dieses Contractmäßige bei der Kindererziehung ist von großem Nutzen, es spornt die Kinder zur Nacheiferung, es macht sie auf ihre Schuldigkeit und auf den Gebrauch ihrer Vernunft aufmerksam, es schmeichelt ihrer edlern Ehrliebe und erleichtert ihnen den Zwang, indem ihre Entbehrungen zugleich belohnt werden. Kant setzt ebenso consequent hinzu: „Man müsse dem Kinde beweisen, daß man ihm einen Zwang auflege, der es zum Gebrauche seiner

eigenen Freiheit führe, daß man es cultivire, damit es einst frei sein könne — d. i. nicht von der Fürsorge Anderer abhängen dürfe." Von jetzt an zeige man ihnen in Beispielen und kleinen, nur nicht matten Erzählungen, wie der Arbeitsame überall geachtet wird, wie er sein Brod und Einkommen erwirbt, wie er durch seinen Fleiß der Wohlthäter Anderer werden kann, wie der Müssiggänger zum Bettler und zum verachteten Taugenichts herab sinkt. Man zeichne ihnen das Bild eines trägen, nachlässigen Schülers; auf allen Schulen gibt es in den niederen Classen große erwachsene Jungen, die vermöge ihres Alters in den höheren sitzen müßten; man mache sie auf den Grund dieser Erscheinungen aufmerksam; man erwecke dabei ihr natürliches Ehrgefühl, ohne es jedoch zu leidenschaftlich zu spornen, indem man ihnen immer mit Güte und Ernst vorstellt, daß der thätige Mann, der sich auszeichnet, auch darum der Welt desto nützlicher sein könne. Man lehre sie, daß der Arbeitliebende keine Zeit habe, sich anhaltenden Vergnügungen zu ergeben, daß Thätigkeit ihre Gesundheit stärke, daß der fleißige und thätige Mensch wegen seiner Brauchbarkeit gesucht, geschätzt und dereinst befördert werde. Heranwachsende Kinder sind bei der Idee, künftig eine Berufung zu haben, so gefühllos nicht, als manche Erzieher zu glauben scheinen. Selbst kleinere Kinder äußern schon den, freilich noch kindischen, aus zufälligen Eindrücken hervorgehenden Wunsch: was sie einst sein und werden möchten; aber es liegt doch schon eine Hindeutung der Natur darin, daß der Mensch zu einer gewissen bestimmten Arbeitsamkeit in der Societät gemacht sei, und daß er ohne diese Bestimmung sich unglücklich fühlen würde.

Der Herausgeber*) der Kantischen Pädagogik macht hierbei eine sehr interessante, auf die Erfahrung gegründete Bemerkung. „Den meisten Menschen," sagt er, „thut ohnfehlbar die bestimmte Beschäftigung eines Gewerbes oder Amtes sehr noth, und es fehlt

*) Rink. S. 55.

nicht an Beispielen, daß Menschen, die, wenn man zu sagen pflegt, sich zur Ruhe setzen, ebenso unzufrieden, ja, wohl gar kränklich wurden, als sie vorher bei ihrer bestimmten Arbeit zufrieden und gesund waren, und das, nicht aus Mangel an Geschäften, sondern weil, was sie nun zu thun hatten, keine bestimmte Arbeit mehr war, indem Alles blos von ihrem Belieben abhängt. Der Grund davon scheint mir darin zu liegen, daß eine bestimmte Amts- oder Gewerbearbeit uns in mehrere Verhältnisse setzt, also auch in unser Leben mehr Abwechselung bringt, die, sei sie angenehm oder unangenehm, unsere Kräfte stärkt, und dadurch unsere Munterkeit, wie unsern guten Willen, mehr aufrecht erhält. Zudem leistet man gemeinhin auch mehr, wenn man etwas leisten muß; da kann man am Ende jedes Tages dann die Rechnung mit sich abschließen, daß man nicht unthätig und unnütz gelebt habe, und dieser Gedanke hat etwas überaus Ermunterndes, und, daß ich so sage, Roborirendes. Wer kein eigentliches Gewerbe oder Amt hat, kann freilich Alles thun, wozu er Kräfte und Willen besitzt; aber eben daher wird ihm die Wahl so schwer, und der Tag ist oft dahingegangen, bevor er sich für diese oder jene Arbeit entschieden hat."

IV.

Geschenke und Lob mit großer Vorsicht zu gebrauchen.

Zwei Motive sind bei Anspornung der Kinder zur Thätigkeit und zum Fleiße nur sparsam zu gebrauchen: Geschenke und Lob. Die ersteren unterhalten nur gar zu leicht die dem Menschen von frühester Kindheit eigene Habsucht und prägen dem noch nicht gebildeten Geiste der Kinder die Meinung ein, daß man nur um des Geschenkes willen das Gute thun müsse, und wenn jenes nicht erfolgt, man auch zu diesem keine besondere Verpflichtung habe. Kinder können noch nicht anders urtheilen; sie betrachten das Geschenk, wenn es oft gegeben wird, als eine nothwendige Folge der Schuldigkeit, oder sie erzwingen es als Befehlshaber, weil wir sie auf keine andere Art zu beruhigen wissen. Sie machen endlich eine Gewohnheit daraus, Geschenke zu fordern und sich jeden kleinen Dienst, jede unbedeutende Gefälligkeit und selbst ihren kindlichen Frohsinn bezahlen zu lassen. Sie thun nichts mehr ohne Sold, und da die Forderung an sich als schuldlos erscheint, so kommt ihnen unsere Gutmüthigkeit gern entgegen, vorzüglich wenn die Kinder mit ihren Bitten Liebenswürdigkeit und Naivetät verbinden. Eine solche Bitte hat für das väterliche und mütterliche Herz eine solche Allgewalt, daß man ihr kaum widerstehen kann. Könnten die herangewachsenen Kinder

so wie die kleineren bitten, wir würden ihnen Alles hingeben. Schon früh kann man aus dem Gebrauche, den Kinder mit den Geschenken machen, auf ihren künftigen Charakter schließen. Die, welche das Geschenk verwahren, das Geld freiwillig sammeln, möchten wohl künftig gute Haushalter werden; die, welche die Geschenke verschwenden, zeigen uns die künftigen lustigen Brüder, obgleich diese Erfahrung große Ausnahmen leidet. Will man den Kindern Geschenke geben, so thue man es lieber ohne Beziehung auf eine von ihnen zu verrichtende oder verrichtete Handlung. Alsdann tragen die Geschenke doch nur das Gepräge unserer Liebe und der Willkürlichkeit an sich und flößen den Kindern die Gefühle der Dankbarkeit ein, welche sie uns nicht schuldig zu sein glauben, wenn sie das Geschenk als eine verdiente Belohnung betrachten. Kinder sind von Natur selbstsüchtig. Sie können noch nicht anders sein und machen leicht aus den Gefälligkeiten ihrer Erzieher ein Recht, das ihnen nicht verweigert werden dürfe. Sie rechnen uns wohl gar stürmisch vor, wie lange sie kein Geschenk erhalten; sie recensiren die empfangenen Gaben, wenn sie nicht ihre Launen, ihre Wünsche befriedigen, sie suchen sie wohl selbst mit List und Liebkosungen zu erschmeicheln und durch Umwege zum Ziele zu gelangen. Dies ist nicht Bösartigkeit und sollte nie mit Härte angegriffen werden. Die Regel muß immer fest stehen: Kindern keine Geschenke als Gerechtsame zu geben, und ihnen nichts zu belohnen, was sie thun müssen. Für die Pflicht und Schuldigkeit müßte das Kind nie belohnt werden, sondern nur für außerordentliche Anstrengungen, für Auszeichnungen seines Fleißes, seiner Ordnungsliebe, seiner edlern Gutmüthigkeit, und auch dies nur durch den Ausdruck der Zufriedenheit der Aeltern mit ihnen, als die höchste Gesetzgebung für das Kind selbst.

Noch eine Hauptregel ist hierbei von sehr großer Wichtigkeit und verdient ein sehr ernsthaftes Nachdenken, daß man den Kindern keine Geschenke gebe, welche ihre Leidenschaftlichkeit

aufregen, ihren Launen schmeicheln, ihrem Eigenwillen, oder ihrem Dünkel fröhnen und sie überhaupt verschrauben könnten. Indem man ihnen eine Wohlthat zu erzeigen glaubt, würde man sie nur moralisch verderben, und das schönste Gefühl, welches die Natur so tief in unser Herz gelegt hat, die Liebe zu den Kindern, würde nur die jungen Pflanzen in ihrem herrlichen Aufkeimen vergiften. „Wenn ihr," sagt Locke, „dem Kinde solche Dinge zu einer Art Belohnung macht, welche seine Sinnlichkeit reizen, was thut ihr anders, als daß ihr diese Dinge für würdige Gegenstände seiner Wünsche erklärt, daß ihr es gewöhnt, danach zu gelüsten, und seine Glückseligkeit darin zu finden, — auf diese Weise opfert man durch mißverstandene Belohnungen seine Tugend auf, verkehrt alle Ordnung seiner Erziehung, lehrt es Schwelgerei, Lüsternheit, Stolz u. s. w." *)

Ebenso sparsam und behutsam theile man das Lob aus! Nichts pflegt die Kinder leichter zu verderben, da sie es, aus Mangel der Menschenkenntniß, für baare Münze annehmen und es nicht beurtheilen können, ob es nur ein Compliment sei oder nicht. Diejenigen, zu welchen das Kind Zutrauen hat, deren Worte also für dasselbe ein Heiligthum sind, können hierbei nicht vorsichtig genug sein. Mit dem Lobe verhält es sich ebenso, wie mit Geschenken. Die durch das Lob verwöhnten Kinder thun endlich ihre Schuldigkeit blos um des Lobes willen, und wo es ausbleibt, vernachlässigen sie ihre Pflicht. Sie horchen immer auf süße Worte und Schmeicheleien; die, welche sie ihnen nicht geben, sind ihnen unausstehlich; sie fordern diese Schmeicheleien endlich wohl gar mit Trotz und Zudringlichkeit. Solche Kinder werden sich in der Folge wenig in die Welt schicken lernen. Es wird eine Zeit kommen, wo jene Lobpreisungen der Aeltern, der Erzieher und Nachbarn aufhören, wo der Erwachsene ganz andere

---

*) Ueber Erziehung §. 52. Von Rudolphi in Campe's allgemeiner Revision.

und vielleicht sehr harte Worte hören muß, wo man seine Fehler laut rügt, seiner Eitelkeit in den Weg tritt, seinen Egoismus verspottet, und wo überhaupt eine ganz andere empfindlichere Behandlungsart auf ihn wartet, welche mit den Schmeicheleien und Verzärtelungen in seiner Jugend ganz gewaltig contrastirt.

Verdient ein Kind wegen seines rastlosen Fleißes, wegen einer besonders edlen Handlung, wegen einer freiwilligen Aufopferung und Selbstüberwindung, ein wirkliches Lob, so gebe man es ihm mit einem ernsten Gesichte, aus welchem die Zufriedenheit hervorleuchtet, aber nur mit ein paar Worten. Eine lange Lobrede würde das edle Gefühl, welches das Kind selbst bei seiner guten Handlung hatte, in Eitelkeit verwandeln und seinen Egoismus rege machen. Kinder fühlen sich schon oft dadurch belohnt, daß man sie nicht tadelt. Ein gefälliges Stillschweigen pflegen sie schon zu ihrem Vortheile zu deuten, und verständige Aeltern können sie schon dadurch zum Guten und Nützlichen aufmuntern. „Gunst und Ungunst“, sagt Locke, „Achtung und Verachtung Anderer sind die mächtigsten unter allen Reizungen für die Seele, wenn sie einmal dagegen empfindlich geworden; könnt ihr die Kinder dahin bringen, daß sie wünschen, bei euch in Ansehn zu stehen, und daß sie eure Mißbilligung und euren Unwillen fürchten, so habt ihr eine ächte Triebfeder in ihre Seele gelegt, welche beständig wirksam sein und sie auf den rechten Weg leiten wird.“

Etwas Unvermeidliches und sehr Widerliches bei der Erziehung ist der Umstand, daß Kinder, die etwas Gefälliges in ihrem Aeußern haben oder frühzeitig einen aufgeweckten Verstand zeigen, von fremden Leuten häufig gelobt werden, während die Aeltern und Erzieher keinen Beruf fühlen, in jenen Ton mit einzustimmen. Das Kind muß bei diesem fremden Lobe glauben, daß die Aeltern seine guten Seiten übersehen, und so findet man eine Menge Kinder, die sich lieber in fremden Häusern, als in den ihrigen aufhalten. Bei diesem Contraste zwischen dem Be-

nehmen der Aeltern und der fremden Lobpreiser suche man dem Kinde auf eine ruhige Art begreiflich zu machen, daß der Fremde nicht Gelegenheit genug habe, es so genau zu beobachten, wie es die Schuldigkeit der Aeltern sei, daß es sich erinnern möge, wie manchen Fehler es schon daheim begangen, wie manchen Verdruß dem Vater und der Mutter verursacht, wovon der Fremde nichts wisse. Dieser habe es auch wohl durch sein Lob nur aufmuntern wollen, immer besser zu werden, oder habe auch nur, um den Aeltern eine Freude zu machen, jene kleine Schmeichelei gesagt. Fremde sollten überhaupt bei so hingeworfenen Lobpreisungen der Kinder vorsichtiger sein, und es schadete oft, wenn dieselben ein solches Lob erhielten, während sie in dem Augenblicke einen Verweis oder wohl gar eine Strafe verdient hätten. Ein solches Lob kommt allemal zur höchsten Unzeit; aber noch unverständiger ist es, wenn Fremde zwischen Aeltern und Kinder treten und die Partie der letzteren nehmen. Solche Richter müßte man sogleich zu entfernen suchen, da sie gradezu die Kinder gegen ihre Aeltern aufbringen und ohnehin kein Recht haben, sich in unsere häuslichen Angelegenheiten zu mischen.

V.

Episode über die Eitelkeit junger Mädchen. Gewalt des Beispiels.

Für Lob und Schmeichelei ist das weibliche Geschlecht wohl noch empfänglicher, als das männliche, weil ihm eine gewisse Liebenswürdigkeit seiner Person und seiner ganzen Individualität mitgetheilt ist, die das männliche Geschlecht nicht besitzen kann und nicht besitzen soll. Wenn sich diese Liebenswürdigkeit mit der Schönheit oder Grazie verbindet, so gewinnt sie einen geheimnißvollen Zauber, dem wir nicht widerstehen können, und von dem wir unwillkürlich beherrscht werden. Nichts ist dann wohl natürlicher, als daß wir etwas ganz besonders rühmen, was uns in einem so hohen Grade gefällt und in seiner Anschauung uns Vergnügen gewährt. Mädchen und Frauen können die Eindrücke nicht entgehen, die sie auf das männliche Herz machen; sie lesen sie in unsern Augen; sie vernehmen sie aus den Accenten unserer Sprache; sie wissen es recht gut, wie weit sie über uns gesiegt haben.

Aber es ist entschieden, daß die Lobpreisungen der weiblichen Schönheit sehr nachtheilig werden können. Wir finden überall junge Frauenzimmer, die, durch das Lob der Männer verblendet, ihre Zeit fast ganz allein ihren körperlichen Ausschmückungen widmen und dabei die Bildung ihres Geistes und Herzens zu ihrem künf=

tigen edlern Berufe der Gattin und Mutter vernachlässigen. In ihre Selbstbewunderung versunken, verachten sie ihr eigenes Geschlecht und überlassen sich einer niedrigen Eifersucht gegen diejenigen Frauen, von welchen sie an Liebenswürdigkeit übertroffen werden. Da sie eine bloße Scheinvollkommenheit, das Vergängliche der Form an sich ausbilden, so fallen sie gar leicht in jene Einseitigkeit und jenen formellen Stolz, der den meisten schönen Frauen eigen ist. Ihr Herz erkaltet für zärtliche Freundschaft und Mittheilung, weil sie nur immer auf den kleinen Zweck, zu gefallen, hinschauen und das Reich ihrer Eroberungen für den einzigen Wirkungskreis ihres Daseins halten. Sie sind für die bessere Societät, für den edleren Umgang meistentheils verloren; sie sind durch das Lob so verzärtelt, daß sie keiner Aufopferung, keiner Resignation fähig sind; sie erscheinen in ihrem ganzen Wesen als unheilbare Egoistinnen, die Anfangs durch ihren Eigensinn und ihre Eitelkeit über ihre Verehrer und nachher über ihre Männer despotisch herrschen, und wenn endlich ihre Blüthenzeit vorüber ist, durch böse Launen und ein mißgebildetes Herz der ganzen Welt lästig fallen.

Wie soll man nun diese Eitelkeit, welche sich auf Schönheit und Schmeichelei gründet, leiten und modificiren, daß sie der Moralität und der Weiblichkeit selbst nicht gefährlich wird? Es wäre unrecht, der Schönheit selbst anzudeuten, daß sie nicht schön sei; man muß ihren Vorzug als ein Geschenk der Natur um so mehr anerkennen, als das Moralpredigen gegen ein solches Geschenk die Besitzerin wohl nicht immer interessiren dürfte. Es wird auch bei einem eiteln Mädchen die Lehre nicht wirken, daß die Schönheit dem Zufall unterworfen sei, daß sie so leicht verloren gehe, so bald verblühe und dann nie wieder komme. Die Eitle wird das anhören oder lesen; aber vor ihrem Spiegel und bei einer neuen Schmeichelei wird das Alles vergessen sein. Auch das Correctiv gegen die Eitelkeit überhaupt, daß man mit möglichstem Kaltsinn den Gegenstand der Eitelkeit betrachten solle,

wird nicht immer helfen. Das eitle Mädchen wird diese Manier für ein bloßes Kunststückchen halten, das der fromme väterliche oder mütterliche Ernst erdacht hat, während sie sich von allen anderen Menschen bewundert und verehrt sieht. Wollte die Mutter einen solchen eisernen Kaltsinn gegen die Schönheit der Tochter annehmen, so möchte diese vielleicht gar auf den Gedanken kommen, daß eine Eifersucht dabei zu Grunde liege. —

Es muß vielmehr die Mutter in ihren ernsten oder munteren Gesprächen darauf hindeuten, daß die der Schönheit huldigende Sprache der Männer oft nur eine Gewohnheit sei, welche ihnen die Artigkeit eingebe; daß sie oft, um selbst wieder zu gefallen, jene Sprache reden, daß man diese Phrasen nicht immer so ganz wörtlich nehmen dürfe, und daß sie sogar nur oft erlernte Flatterien sind. Es ist zwar moralisch unerlaubt, einem Geschlechte gegen das andere Mißtrauen einzuflößen, denn die Geschlechter sollen nach dem Gesetze der Natur einander angehören; aber man müßte doch die Schönern ihres Geschlechtes aufmerksam machen, daß man dem Lobe der Männer nicht immer trauen dürfe; daß sehr viele, vorzüglich die schlaueren, die Gelobte in Versuchung führen wollen, ob sie wohl eine solche Schmeichelei als etwas Verdientes aufnehmen könne, um sich hinter ihrem Rücken über die Thörin lustig zu machen. Die Bescheidenheit, auf eine zufällige Güte der Natur nicht stolz zu sein, wird von allen verständigen Männern unendlich höher, als die Schönheit selbst geschätzt werden müssen.

Aeltern, die über die moralische Bildung ihrer Kinder und besonders der Mädchen nachsinnen, werden gewiß noch zwei wichtige Regeln beobachten: einmal, die faden Schmeichler von ihren Töchtern zu entfernen, und zweitens, ihnen selbst kein Beispiel zur Eitelkeit zu geben.

Leider! ist es eine Schwachheit der meisten Aeltern, daß sie sich selbst geehrt und gerühmt fühlen, wenn man ihre Kinder erhebt, daß die Lobpreiser ausgezeichnet werden, und daß besonders hierdurch den Töchtern der Glaube an den Werth ihrer Schönheit

nur noch tiefer eingeprägt wird. Die Mütter, die Schutzheiligen der weiblichen Erziehung, müssen auch hier wieder das Beste thun. Bemerkten sie, daß eine Schmeichelei irgend einen Eindruck auf das Gemüth der Tochter hervorgebracht, so werden sie mit freundlichem Ernste ihre ruhigen Vorstellungen reden lassen: „daß der Lobredner grade das Bessere an ihr, ihre Sittlichkeit, ihre Lust zur Arbeit, ihre fortschreitende Bildung übersehen, und nur etwas Zufälliges gelobt habe, das so tief unter den schönern Eigenschaften des menschlichen Geistes stehe; es sei, als ob der Mann einen Zweifel in ihren Verstand gesetzt, als ob sie glauben könne, daß die äußere gefällige Form den höchsten Werth der Frauen ausmache, und die schöne Bildsäule über dem Werthe der schöneren und reizenden Weiblichkeit eines liebenswürdigen Charakters stehe."

Die zweite Erziehungsregel, besonders für Mütter, ihren Töchtern selbst kein Beispiel der Eitelkeit und der Zeitverschwendung an unbedeutende Kleinigkeiten zu geben, ist ebenso wichtig. Wie die Mutter, so die Tochter — ist eine fast allgemeine Erfahrung. Mütter und Töchter berühren sich in noch engern häuslichen Verhältnissen, als Vater und Sohn. Der Jüngling wird mehr in der Außenwelt gebildet, die Geschäfte führen ihn zu dem vielseitigen Leben hinaus, sein künftiger Wirkungskreis ist unabsehbar. Die Töchter leben mehr in dem steten Kreise der Mutter, mehr auf conventionelle Gesetze eingeschränkt, weniger sich selbst überlassen. Ihr vorzüglichstes Ideal bleibt immer die Mutter, diese ist ihre erste Lehrerin, Erzieherin, Regentin. Ist diese Regentin selbst der Eitelkeit ergeben, läßt sie sich hierin gehen, so wird die Tochter ihr um so lieber nachahmen, da die Eitelkeit schon an sich eine Art des Vergnügens mit sich führt, das die Selbstliebe erzeugt. Ja! eine eitle Mutter wird, um nicht ungerecht zu erscheinen, der Eitelkeit des Kindes sogar entgegen kommen wollen, oder sie wird sich selbst an dem getreuen Nachbilde ihrer Schwächen ergötzen. Alle diese Fehler des Umganges findet man in solchen Häusern, wo man

nur immer glänzen will, wo Alles Aufsehn und Parade machen soll, und wo die Kinder wie ein Luxusartikel oder ein neues Meuble auftreten müssen, ganz verschieden von dem höhern und edlern Sinne der Mutter der Gracchen, die ihre Kinder ihre Juwelen nannte. Mütter, welche in ihrem eigenen Anzuge mehr auf Reinlichkeit und Einfachheit, als auf Glanz sehen, werden die Töchter leicht von der Prunksucht, eine der jämmerlichsten Seelenkrankheiten, abhalten. Mütter, welche durch ihr Beispiel nie den Töchtern zeigen, wie man coquett sein müsse, werden sich wenigstens nicht den Vorwurf machen dürfen, ihre Töchter zur Gefallsucht angeleitet zu haben. Nichts ist überhaupt im Umgange ansteckender, als diese Sucht, oft schon aus einem unwillkürlichen, sich selbst noch nicht verstehenden Nachahmungstriebe, wie wir dies schon bei ganz jungen Mädchen bemerken. Nachher in den jungfräulichen Jahren nimmt jene Gefallsucht selbst bei aller Schuldlosigkeit einen bestimmten Charakter an und geht dann leicht in ein Studium über, welches das ganze Jugendleben der Töchter beschäftigt. Man findet Häuser genug, wo Mütter und Töchter in dieser eiteln Kunst mit einander wetteifern, wo zwischen beiden Theilen eine gehässige Eifersucht über die Mehrheit der Siege herrscht und alle natürlichen Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern aufgehört haben.

Der gelehrte Sulzer bemerkt sehr richtig, „daß das Beispiel eine viel stärkere Wirkung auf das Gemüth äußert, als alles Ermahnen und Dociren; es habe auch das vor der Lehre voraus, weil es das Ansehen nicht habe, als ob es lehren solle." Dadurch gewinnt das Beispiel allerdings eine lebendigere Kraft für das jugendliche Gemüth und flößt ihm schon durch die Anschauung Grundsätze ein, die ihm um so theurer werden, weil es hier sein eigener Gesetzgeber zu werden glaubt. Der Zwang des Handelns verschwindet bei dem Anschauen des Exempels, und die Eindrücke für das Gute werden dauernder, weil sie das Kind bei dem Gefühle seiner Freiheit aufnahm und in dem Beispiele

eine Art von Drama erblickt, dessen Inhalt es selbst so gern nachahmt. — „Wenn man, fährt Sulzer fort, den Kindern einen beständigen Umgang mit solchen Personen verschaffen könnte, die so beschaffen sind, wie es die Kinder werden sollen: so würden sie schon durch den Umgang sehr gut werden. Man sieht, daß fast ein Jeder die Art seiner Landsleute an sich hat. Ein Franzose hat die Art der Franzosen, ein Engländer die Art der Engländer. Dieses kommt nicht sowohl von der natürlichen Beschaffenheit der Länder, als von dem Umgange her. Denn es ist fast nicht möglich, daß ein Mensch andere Sitten, andere Empfindungen und andere Meinungen haben kann, als die Leute, mit denen er stets umgegangen ist, es müßte denn ein vorzüglicher Geist sein, der sich durch seine innere Stärke selbst bildete, wozu aber die allerwenigsten Menschen geschickt sind. Denn bei den allermeisten wird das Gemüth auf eine mechanische Art gebildet. Sie denken, empfinden und handeln so, weil Andere, die sie kennen, es so machen."

VI.

Liebe aus edlem reinen Wohlwollen muß unseren Umgang mit Kindern und ihre ganze Erziehung leiten. Ihre Vernunftgesetze hierbei. Ihre Mißgriffe, besonders der Verzärtelung des Körpers, Charakters und Gemüthes.

Liebe beherrsche euren Umgang mit euren Kindern, ihr redlichen Aeltern und Erzieher, wenn ihr euer großes Bildungswerk recht anfangen, recht fortsetzen und vollenden wollet! Alles Gute und Schöne wird durch sie noch besser und schöner, wenn sie aus einem edlen Wohlwollen entspringt und nicht in die sogenannte blinde Liebe ausartet, der alle höhere Zwecke bei der Erziehung fremd sind. Die Natur schreibt uns schon selbst diese Erziehung durch die Liebe vor, indem sie die zärtlichsten Gefühle für unsere Kinder in unser Herz pflanzte, Gefühle, welchen keine anderen an Innigkeit und Wärme gleich kommen., Die Güte und Zärtlichkeit dieser beglückenden Leidenschaft hat das Eigene, daß sich Liebe an Liebe entzündet, und was sie empfängt, gern und reichlich wieder gibt. Wenn wir unsere Kinder auf die rechte Art lieben, so werden sie uns Alles zu Gefallen thun, sie werden es ohne Zwang, ohne Befehl thun, weil sie sich in diesen Uebungen glücklich fühlen, und die Erfüllung

ihrer Pflicht und unsere Zufriedenheit damit ihre süßeste Belohnung ist. Durch diese gegenseitige Einwirkung der Herzen auf einander entsteht nun eigentlich jener vertrauliche Umgang zwischen Aeltern und Kindern, welcher unser Haus in einen Himmel umschafft, wo ein Herz und eine Seele das freundliche häusliche Leben bildet, wo alle Dissonanzen der Härte und des Widerstrebens verschwunden sind, und Jeder nur für den Andern zu leben scheint.

Aber keine wohlwollende Leidenschaft des Gemüths pflegt auch leichter auf Abwege zu gerathen und sich so mancherlei Mißgriffe zu erlauben, als eben diese Liebe, und besonders die mütterliche; — eine Neigung, die sich von jeher durch die schönsten Handlungen, aber auch durch die größten Schwächen des Nachgebens und Hingebens aussprach. Betrachten wir den daraus für die Erziehung entstehenden moralischen Schaden näher, so verdienen folgende Maximen wohl die größte Aufmerksamkeit.

a) Die Liebe muß sich immer gleich bleiben; man muß nicht die Laune über sie herrschen lassen, heute nicht überaus gütig gegen die Kinder sein, und sie morgen despotisch behandeln. Vorzüglich mache man bei dieser Liebe keinen Unterschied zwischen den Kindern; man ziehe im Umgange keines besonders vor; man lasse sie alle einerlei Rechte auf das väterliche Herz genießen; man theile die Vergnügungen unter sie nach einem gleichen Maßstabe aus; man bestrafe sie unter ähnlichen Umständen auf eine ähnliche Art. Man sei durchaus unparteiisch und gerecht gegen Alle im Belohnen und Bestrafen. Diese Regel scheint so leicht zu sein, da sie so ganz deutlich in die Augen fällt; aber ihre Befolgung ist es nicht, wie wir dies in so vielen Familien bemerken. Ueberall sehen wir diesen Unfug, wo eins oder ein paar Kinder gleichsam das Regiment führen, von den Aeltern vorgezogen und verhätschelt werden, indessen die andern oft ganz schuldlos im Hintergrunde stehen. Gibt es aber irgend einen bedenklichen Umstand, Kindern schon früh feindselige Gesinnungen

einzuflößen, in ihnen heimliche Erbitterung, Neid, Rache und Kälte gegen ihre eigenen Aeltern aufzuregen, dagegen die Begünstigten von Grund aus zu verwöhnen, so ist es gewiß jene Prädilection der Aeltern gegen einzelne Individuen ihres kleinen häuslichen Staats. Die Vorgezogenen sind und bleiben auch in der Regel die Verzogenen und erlauben sich bald gegen ihre Verzieher eine Anmaßung und Herrschaft, die endlich sogar in schnöden Undank und Animosität auszuarten pflegt.

Freilich hat obige Regel noch besonders die Schwierigkeit, daß sich gewisse Kinder durch eine gewisse Liebenswürdigkeit, Gewandtheit und Lebendigkeit auszeichnen, wodurch das Herz der Aeltern gar leicht bestochen werden kann. Es ist ganz natürlich, daß wir zu solchen Kindern besonders hingezogen werden, die uns wegen ihres muntern Sinnes, ihrer naiven Fragen und Antworten, ihrer schmeichelnden Gefälligkeit, ihres fähigeren Geistes, ihrer häuslichen Brauchbarkeit gefallen, dagegen wir durch das stillere beschränktere Wesen der andern Kinder nicht sehr angezogen werden. Das angenehme Aeußere, Gefällige und Biegsame derer, mit welchen wir umgehen, zieht uns überhaupt mit einem besondern Zauber zu ihnen hin, und wir pflegen dies wohl einen Empfehlungsbrief zu nennen, wodurch der Mensch oft mehr als durch Talente und Verdienste gewinne. Noch mehr werden diesen geheimen Zauber diejenigen Aeltern empfinden, welchen die Natur liebenswürdige Kinder gab, und es wird ihnen Mühe kosten, sie nicht den minder liebenswürdigen auf eine sichtbare Art vorzuziehen. Die vernünftigste Maßregel, die sie hierbei studiren müßten, wäre wohl folgende: die weniger Liebenswürdigen durch eine gefällige und sorgsame Erziehung ebenfalls liebenswürdig zu machen, und, bei der stärkeren Hinneigung zu ihren Lieblingen, die guten Eigenschaften und Anlagen der andern Kinder nicht zu übersehen. Sehr oft liegen in ganz linkischen und zurückstoßenden Naturen die vortrefflichsten Keime zu höheren Entwickelungen, die aber erst durch eine sorgsame Behandlung sichtbar werden. Verständige

Aeltern werden überhaupt ihre Kinder als einen freundlichen Garten ansehen, in welchem es verschiedene Arten Bäume gibt, die folglich auch verschiedene Früchte tragen, aber auch zu diesem Zwecke mit gleichem Fleiße gewartet sein wollen. Wenn man Kindern zu verstehen gibt, daß sie uns wegen ihres nicht angenehmen Aeußern weniger gefallen, daß wir sie nicht gern um uns sehen, oder daß sie uns wohl gar unleidlich sind, so werden sie sich nun vollends ganz vernachlässigen, statt sich zu heben, immer tiefer sinken, und uns bei heranwachsender Vernunft der Grausamkeit, wenigstens der Ungerechtigkeit beschuldigen, obgleich es eine merkwürdige Erscheinung bleibt, daß diese so zurückgesetzten Kinder späterhin ihre Aeltern gewöhnlich inniger lieben, als diejenigen, welche ihnen so weit vorgezogen wurden.

b) Die Verzärtelung ist ein anderer Mißgriff, der meistentheils noch größeres moralisches und physisches Unheil, als die vorhergenannte Prädilection stiftet. Da die Verzärtelung von dem Körper zu dem Geiste, und von dem Geiste wiederum zu dem Körper übergeht, also den ganzen Menschen umfaßt, so gibt es tausenderlei Arten derselben, die mit ihren tausendfachen Verwöhnungen nicht alle genannt werden können, besonders wenn die Sinnlichkeit des Kindes verweichlicht wurde. Man verzärtelt auf die Art ihren Körper, wenn man sie zu weich kleidet, ihnen leckere Speisen als unverdiente Belohnungen, oder wohl gar als Beruhigungen ihres Trotzes reicht; wenn man sie zu sehr gegen die freie Luft verwahrt, zu sehr an die weiche Stubenatmosphäre gewöhnt, und dadurch die Entwickelung ihrer Organe und physischen Kräfte hemmt; wenn man ihnen nur vorsichtige und behutsame Bewegungen des Körpers erlaubt, sie bei erlittenem Schmerz zu weinerlich beklagt und ihnen diesen Schmerz durch Geld und Süßigkeiten zu vergüten sucht, anstatt sie an das Unangenehme und Harte des Lebens, als das gemeinschaftliche Schicksal der Menschheit, nach und nach zu gewöhnen.

Noch verschiedenartiger sind die Verzärtelungen des Cha-

rakters und Gemüthes so vieler Kinder. Man verweichlicht ihr Gefühl, wenn man es sich nur an sinnlich angenehmen Gegenständen üben läßt, wenn man ihm keine Energie, keine Ausdauer, keine Geduld in seinen Wünschen, keine Heftigkeit aneignet, sondern dem Willen der Kinder, ihren Launen und Eigenheiten, dienstfertig entgegen kommt, ihnen Alles, was eigene Kraft von ihnen fordert, leicht machen will, ihnen Alles, was sie lernen und thun müssen, durch Tändelei und Liebkosungen beizubringen sucht; wenn man sie mit schlaffen, weichlichen, ängstlichen und verzärtelten Kindern umgehen läßt, wenn man ihnen eine zu frühe Reife und unzeitige Ausbildung gibt, wodurch sie aus ihrer Jahreszeit gleichsam hinausgeworfen werden, sich an einen unheilbaren Dünkel gewöhnen, Alles zu früh genießen, und da, wo die Freuden des Erwachsenen anfangen sollen, sich schon längst übersättigt haben, und dann ein Leben hassen, worin für sie alle Genüsse erschöpft waren. Man verzärtelt den Charakter der Kinder, wenn man ihren Gehorsam immer nur durch Bitten anzulocken sucht, anstatt ihn von ernsten Befehlen und ihren moralischen Gründen abhängen zu lassen; wenn man ihnen stets reizende Bilder der Phantasie, der Hoffnung, der Ehre, des Glücks u. s. w. vorhält, wodurch sie in ihren Erwartungen überspannt und in sich selbst überladen werden; wenn man zu oft ihr Mitleiden aufregt und sie dadurch in der Folge zu weinerlichen und schwachen Menschen bildet, die, statt thätig zu helfen, den Unglücklichen nur beklagen, und vor lauter Menschenliebe und Wehmuth gar nichts thun.

Dies sind jene elenden Empfindler, deren Kopf und Herz nie zur Reife gekommen sind, die sich nur in ihrer falschen Theilnahme an den Schicksalen Anderer gefallen, aber es auch nur bei diesem Selbstgefallen bewenden lassen, — Menschen, denen das edlere reinere Mitgefühl für Andere und zum Besten Anderer ganz fremd ist, und die nur scheinbare Funken eines herzigen Charakters von sich werfen. Campe beschreibt diese Charaktere in ihrem

ganzen Umfange mit anthropologischem Scharfsinne. „Die wirklichen Gefühle des Empfindsamen und des Empfindlichen (im edlern Sinne des Wortes) sind ihnen natürlich; die angeblichen Gefühle des Empfindlers hingegen sind erkünstelt. Jene empfinden etwas bei gewissen Gegenständen und Vorfällen, sie mögen wollen oder nicht, dieser will etwas empfinden, oder wenigstens den Schein haben, als ob er etwas empfände, und läßt daher seine Phantasie so lange sich zerarbeiten, bis er endlich entweder wirklich etwas fühlt, was einer Empfindung ähnlich sieht, oder doch wenigstens so etwas zu fühlen scheint. Kurz, jene beiden verhalten sich in dieser Betrachtung zu diesem, wie der Dichter sich verhält zum Dichterling. Jener singt, weil er muß, dieser weil er will; jener aus Drang, dieser aus Narrheit."

Alle diese Verzärtelungen und Verwöhnungen der Kinder werden wiederum durch das Beispiel verzärtelter Aeltern und Erzieher gar sehr befördert. Wenn die Kinder bemerken, wie schlaff und weich sich die Aeltern selbst benehmen, wie zart sie nur immer berührt sein wollen, wie oft ihr ganzes Leben blos darin besteht, sich angenehme Gefühle zu verschaffen und in einer behaglichen Sinnlichkeit fortzuträumen, jede Anstrengung und Ausdauer hassen, — was soll aus dem Kinde anders werden, als ein ebenso verwöhnter, verzärtelter, schlaffer und verkrüppelter Mensch! — Man sehe nur in den höheren Ständen um sich her, und wir werden überall Väter und Mütter finden, die dem Kinde durch ihr eigenes Beispiel keine andere Thätigkeit zeigen, als die, welche der Pflege, dem Luxus, der Ueppigkeit des Körpers gewidmet ist. Jeder Moment muß mit Genüssen verbunden sein, wenn sie sich nicht unglücklich, wenigstens nicht übelgelaunt fühlen sollen. Man redet von nichts anderm, als womit man sich heute und morgen und übermorgen amüsiren will, und wie man das anzufangen habe. Man sucht raffinirte Genüsse, man studirt sie gleichsam, und wenn sie genossen sind, langweilt man sich auf die entsetzlichste Art. Man muß einen neuen Wechsel derselben aufsuchen; man will

nicht blos gereizt, sondern übergereizt sein; man strebt nur nach dem Neuen, Pikanten und Seltsamen, oft bis zu dem sonderbarsten und überspanntesten Lebensgenuß. Man läßt die Kinder daran Theil nehmen; es scheint, als gehöre dies zu einer vornehmern Geburt, — sich nichts versagen zu dürfen, nichts versagen zu wollen. Dies ist die traurige Originalität der meisten Kinder der Großen und Reichen.

Außerdem arbeitet die ganze Lebensweise, der Geist, Ton und Sinn, welcher in den höheren Ständen herrscht, die Jugend zu verweichlichen und ihr Gemüth zu entkräften, anstatt es männlich und geistig zu erheben. Das ewige Streben nach glänzenden Kleinigkeiten, nach üppigem, seelenlosen Zeitvertreibe, nach einer nur von außen schimmernden Cultur, entwöhnt den jugendlichen Charakter von allen höheren Ansichten seiner selbst, und regt eine leidenschaftliche Thierheit in ihm auf, die mühsam genug nur hier und da noch durch die steifen Gesetze des Anstandes versteckt wird. Wer nur immer scheinen und glänzen will, nur nach Formen ohne Inhalt und Gewicht jagt und sich in diesem Nichts gefällt, kann dies Alles mit leichter Müh erhalten, ohne den Kopf im mindesten dabei anzustrengen; aber eben dies ist nun auch der Grund, weshalb wir in der großen Welt so erstaunlich viel leere Köpfe und leere Herzen antreffen. Eben jenes Streben nach einem bloß schimmernden Leben macht die Menschen fade, läppisch und zu einem höhern Umgange der Geister durchaus ungenießbar. Sie können den Kreis ihrer mattherzigen, materiellen Ideen nicht mehr verlassen; ihre geschminkte Einseitigkeit ist zu ihrer zweiten Natur geworden; sie sind nicht mehr in ihrer Welt, sobald sie etwas Großes, wahrhaft Schönes fassen sollen; sie gehen kalt und blind vorüber und können es nimmermehr begreifen, wie man für etwas, das sie selbst nicht empfinden, erglühen kann. Ihre Seele ist so verzärtelt und entmannt, daß sie gleichsam vor dem Anblick des Erhabenen, vor kräftigen Handlungen und starken

Charakteren erschrickt, sich vor ihnen verkriecht und sie nur hinter dem Rücken bekrittelt und verfolgt.

Da sich solche entnervte Menschen nicht anstrengen lernen, da das Meditiren ihnen fremd ist, dieser Schwäche aber doch ein gewisser Kitzel des Egoismus eigen bleibt, so behelfen sich dergleichen Menschen mit dem sogenannten Raisonniren, — eine Krankheit, die darin besteht, daß man über Alles mit einer gewissen frechen Leichtigkeit schwätzt; Alles besser wissen will, weil man nichts weiß, über Alles aburtheilt, keinen Widerspruch verträgt, den höchsten Glauben an seine winzige Vernunft äußert und nicht einmal die Berichtigungen schiefer Begriffe auffaßt, weil man bei dieser Wuth zu vernünfteln das Schiefe von dem Graden kaum unterscheidet. —

Zuweilen scheint es, als ob sich jene Weichlinge anstrengen wollten, sie nehmen einen Zulauf, sie drohen gleichsam mit ihrer angespannten Kraft; aber sie gleichen den Kindern, welche eine bedeutende Last heben wollen; das schwere Material bewegt sich nicht bei so ohnmächtigen Berührungen. Unter eingreifenderen geistigeren Umgebungen würden es vielleicht heroische Männer geworden sein; jetzt sind sie nichts als ausgehöhlte, trockene Naturen, welchen aller höhere Frohsinn fehlt, weil nur ein mit dem bessern Herzen befreundeter Geist das alleinige Ziel der Menschenwürde sein kann. „Vergnügungen des Verstandes, sagt ein scharf beobachtender Kopf*), flieht man aus Geistesimpotenz. Diese Menschen hohnlächeln über alles wahrhaftig Schöne und Große. Solchen ungesalzenen Geschöpfen mißfällt das Beste in jeder Art, weil sie weder Organe noch Willen haben, es zu fühlen; aus Geistesleerheit überall Zeitvertreib suchen, und ihn doch aus Geistesstumpfheit nirgends finden. Reißt aber auch ein nicht zu unterdrückendes Gefühl sie aus ihrer abgeschmackten Gleichgültigkeit und

*) Zimmermann über die Einsamkeit, 1. Th. S. 39.

ihrem spöttischen Kaltsinne, so denken sie doch wenigstens, man unterscheide sie vom Pöbel, wenn man nur alle natürlichen Aeußerungen von Wohlgefallen, Freude oder Bewunderung erstickt, und sich bei allen Gelegenheiten anstellt, als ob man gar nichts fühle.“

VII.

Gelehrte und Schriftstellerinnen sind gewöhnlich schlechte Erzieher.

Spekulative Gelehrte, welche sich in die Tiefen der Wissenschaften versenken und sich nur mit Mühe in das praktische Leben zurück wenden, scheinen überhaupt wenig zu guten Erziehern gemacht zu sein; sie werden durchdachte Theorien der Pädagogik entwerfen können, aber sie werden aus Schwärmerei oder zu großer Bedächtlichkeit, oder aus zu vielem Nachsinnen über das Problem der Erziehung in Mißgriffe gerathen, wenn sie selbst Hand an das Werk legen wollen. Selbst der pädagogische Basedow, der so viel über Erziehung gedacht und geschrieben und ihrer großen Kunst einen neuen Schwung gab, gestand es offenherzig, daß er es nicht wage und nicht verstehe, seine eigene Tochter zu erziehen.

Schriftstellerinnen und Dichterinnen mögen sich oft wohl ebensowenig zu dem Erziehungsgeschäfte passen. Sie können sich zu wenig von ihrem Lieblingsstudium losreißen; sie leben zu sehr in ihrer Ideen- und Phantasienwelt, zu sehr in dem süßen Gefühle ihrer Bedeutsamkeit und Vielwisserei! — und wenn es Ausnahmen hiervon gibt, wenn vernünftige Mütter darunter sind, so verdanken sie es dem guten Glück und einer Höhe des Charakters, der wenig Frauen eigen ist.

Andere geistreiche Mütter, die sich aber in ihrem eigenen

Herzen zu zart und schwach fühlen, um die Erziehung ihrer Töchter moralisch zu vollenden, benutzen die Gelegenheiten, sie auf einige Zeit von sich zu entfernen und sie auswärtigen Freundinnen und Verwandten anzuvertrauen. Dieser Gebrauch ist, wenn sie von der Güte dieser Häuser überzeugt sind, nicht zu tadeln, weil dort die heranwachsenden Töchter sich unter einer bessern Aufsicht als an der Seite einer zu gutmüthigen Mutter, oder einer zu nachsichtigen Gouvernante befinden. Die Verwöhnungen des älterlichen Hauses herrschen in dem fremden Locale nicht, wenigstens nicht in dem Grade, wie zärtliche Mütter ihre Töchter verziehen. Da wo man aufgenommen wird, wo die Aufnahme den Anstrich einer Gefälligkeit und Wohlthat annimmt, wo man schon mehr beobachtet wird, und die Kinder des Hauses doch immer gewisse Vorrechte behalten, da muß die junge fremde Dame schon manche Wahrheit hören, manche Zurechtweisung, wäre es auch nur nebenher und figürlich gesagt, erdulden, die ihr in dem milden Klima des väterlichen Hauses nicht gesagt wurde, oder doch nicht so, wie auf dem fremden Boden, gewirkt haben würde. Außer seinem Hause und seiner Familie muß sich ein Jeder mehr in die Menschen, ihren Umgang, ihre Eigenheiten und ihre Forderungen schicken lernen. Selbst die Verzärtelungen, die dem jungen Mädchen in dem entfernten Hause gestattet wurden, haben das Hingebende, Gutmüthige nicht ganz so, wie im väterlichen Hause; es herrscht etwas Fremdes und Gezwungenes darin, als ob man immer und mit Recht sagen wollte: wir sind deinen Aeltern Verantwortlichkeit schuldig. Sie kann also nicht leicht unmittelbar befehlen, anordnen, heftig widersprechen, schmollen und beißende Repliken austheilen, welches Alle sie sich zu Hause erlauben durfte.

VIII.

Großälterliche Erziehung. Liebe gegen Pflegekinder.

Eine ganz eigene Art von Verweichlichung und Verwöhnung der Kinder findet man da, wo die Erziehung unter dem Einflusse gutmüthiger Großältern steht, oder wo Kinder an Kindesstatt angenommen sind. Die Liebe der Großältern gegen ihre Enkel und Enkelinnen ist in der That eine sehr merkwürdige Erscheinung in der moralischen Welt. Die Großältern haben die Wesen nicht gezeugt, welche sie so unaussprechlich lieben. Woher diese Erscheinung? Die hartherzigsten Aeltern, welche sogar ihre eigenen Kinder hassen, sie tyrannisch behandeln, oder sie gar von sich gestoßen haben, lieben dagegen ihre Enkel mit einer Inbrunst, die oft an Schwärmerei grenzt. Sie können ihre eigenen Kinder schmerzlich leiden sehen, während sie bei dem kleinsten Unfalle der Enkel in Wehmuth zerfließen, bei ihren Krankheiten sich zermalmt fühlen und bei ihrem Tode untröstlich sind. Diese Liebe geht oft so weit, daß sie selbst ihren Kindern Alles entziehen möchten, um es einem Enkel zuzuwenden, von dem sie noch gar nicht wissen und ahnen können, was aus dem problematischen Dinge werden dürfte. Da diese Liebe fast allgemein ist und den Charakter der Natur an sich trägt, ohne daß das Gemüth dazu erst gebildet werden mußte, so hat sie als Naturerscheinung unstreitig ihre

innern Gründe; denn nichts hat diese ewig weise und gütige Mutter vergeblich angeordnet. Ihr Hauptzweck ist die Erhaltung der Geschlechter, und wir erstaunen mit Recht über die Wunder, die sie zu dieser Erhaltung verrichtet. Der Mensch sollte nach ihrer tiefen Absicht schwach und hülflos geboren werden, um in der Folge der Herr der Schöpfung, ein denkender Geist, ein moralisches Wesen sein zu können. Bei dieser Hülflosigkeit, bei dieser Schwäche seines aufkeimenden Vermögens, seiner zarten Organisation, sollten sich mehrere Arme nach ihrem Lieblinge ausstrecken, und so sollte er nicht nur den Herzen der liebenden Aeltern, sondern auch der Großältern anvertraut bleiben, um sein Leben gleichsam durch mehrere Freunde bewachen zu lassen. Dies war das Gesetz der Natur bei Bildung der Menschheit und der Menschen zu Familien, und zugleich der Grund jener inbrünstigen Liebe.

Aber auf das Gemüth der Großältern wirken hierbei noch andere Gründe, die nicht bloß von einem instinktartigen Gefühle, sondern zugleich vom Nachdenken und andern Umständen abhängen. Erwachsene Kinder haben viel Mühe und Sorgen gekostet, vielen Kummer in unser Herz getragen, verschuldet oder unverschuldet unsere Tage verkürzt, und wohl manche bittere Zurückerinnerung in uns veranlaßt, die in uns nachhallen, ob wir vielleicht schon längst ihre Veranlassung vergessen hatten. Unsere herangewachsenen Kinder sind auch wohl gleichgültig, kalt gegen uns geworden, oder haben sich in dem Getriebe der Welt von uns trennen müssen; ihr jugendliches, fröhliches, einschmeichelndes Wesen hatte sich mit den Jahren verloren; aber es war unserm Herzen immer noch gegenwärtig geblieben, — und nun finden wir als Großältern diese liebenswürdige Schuldlosigkeit, diesen freien, zutraulichen, herzigen Sinn auf einmal in den Enkeln wieder. Das liebliche Bild der Jugend, das wir einst so sehr in unsern Kindern liebten, geht wie neu verjüngt wieder vor uns auf; es rührt uns wie eine schöne Wiederholung vormaliger genossener Freuden. Wir

glauben, selbst wieder jung zu werden, indem wir dieses neue fröhliche Leben, das uns aus weiter Ferne her sein Dasein verdankt, in den zartesten Formen erblicken, und nun von einer liebenden Nachkommenschaft wiederum eben so warm, als von unseren Kindern, umarmt werden. Diese Liebkosungen und diese jugendliche Herzlichkeit der Enkel berühren uns überdies noch in den Jahren, von denen man zu sagen pflegt: sie gefallen uns nicht! also in derjenigen Periode, wo uns die Liebe unserer Kinder und Kindeskinder noch mächtiger anzieht. Die Außenwelt und ihr Geräusch will uns nicht mehr gefallen, wir ziehen uns aus ihr in uns selbst zurück; unsere alten Freunde sind zum Theil von uns geschieden; eine Menge widerlicher Erfahrungen hat uns ein Mißtrauen gegen die Menschen aufgedrückt, — grade in diesen Stimmungen kommen uns nun die fröhlichen Enkel zutrauensvoll entgegen. Ihr Anblick mildert die Unlust, welche die Außenwelt in uns erzeugte; es thut unserm Herzen wohl, daß es noch Herzen gibt, die uns entgegen kommen, und sich die Mühe geben, unsere alten Tage durch ihre Scherze aufzuheitern, die bittern Launen des Alters uns zu versüßen und die letzten Schritte auf unserer Lebensbahn mit Blumen zu bestreuen. Hierzu wirkt noch der Gedanke, daß wir nicht viel Zeit mehr übrig haben, diesen unseren Lieblingen Gutes zu erweisen, daß wir hierin also ganz die Bedürfnisse unseres Herzens befriedigen müßten, ehe uns der Tod übereilt. Die Annäherung eines jeden Abschiedes von denen, welche wir lieben, macht uns liebevoller gegen sie. Es ahnt uns, daß ein Wiedersehen vielleicht in weiter Ferne liegt; es treibt uns und drängt uns in dem Innersten unseres Gefühls, jetzt noch Alles aus Liebe hinzugeben, damit wir keine Schuldner bleiben.

Montaigne's*) durchdachte Beantwortung der Frage: warum die Aeltern ihre Kinder in der Regel mehr lieben, als sie

*) Essais Livre II. c. 8.

von diesen wieder geliebt werden, läßt sich genau auf die Liebe der Großältern gegen ihre Enkel anwenden. „Nach der Sorge, sagt er, die ein lebendiges Wesen für die Erhaltung seiner selbst trägt, nimmt die Liebe für die Seinigen unmittelbar die nächste Stelle ein“ (der großen und erstaunlichen Beispiele nicht zu gedenken, wo Aeltern ihr eigenes Leben für die Kinder opferten, und Mütter bei schweren Geburten lieber das Kind, als sich selbst gerettet sehen wollten). „Es scheint, fährt er fort, als habe uns die Natur jene Liebe zur Pflicht gemacht, um die auf einander folgenden Stücke ihrer Schöpfung zu verlängern und glücklich fortzuführen, daher es denn auch kein Wunder sei, daß die rückwärts gehende Liebe der Kinder gegen die Aeltern nicht ebenso groß sein könne. Hierzu komme noch die Aristotelische Erklärung jenes Phänomens: — daß derjenige, der Jemandem etwas Gutes thut, denselben mehr liebt, als er von ihm geliebt wird, — daß derjenige, der zu fordern hat, eine stärkere Liebe hegt, als der, welcher schuldig ist, und daß jeder Werkmeister sein Werk lieber habe, als ihn das Werk lieben würde, wenn es eine Empfindung hätte. Jeder Handelnde lebt und webt gewissermaßen in seinem Werke. Wer einem Gutes thut, übt eine löbliche und schöne Handlung aus; wer aber Gutes empfängt, überläßt sich nur einer nützlichen Handlung. Das Nützliche ist aber nie so liebenswürdig, als das Löbliche. Das Löbliche ist beständig und dauerhaft, und verschafft dem, der es gethan hat, ein beständiges Vergnügen. Das Nützliche vergeht, und verliert sich leicht, und das Andenken desselben ist weder so frisch, noch so angenehm. Was uns das Meiste gekostet hat, ist uns auch das Theuerste und Liebste. Das Geben aber kostet mehr, als das Nehmen.“

Daß wir Diejenigen besonders lieben, denen wir freiwillig Wohlthaten erzeigen, ist eine bekannte in dem menschlichen Charakter gegründete Erfahrung. Wir sagen es uns selbst, und erklären durch jene Wohlthätigkeit, daß der Gegenstand unserer Liebe der-

selben vollkommen würdig sei; wir haben uns an das freundliche Geben, er an das dankbare Nehmen gewöhnt, und dadurch ist zwischen ihm und uns eine Art herziger Verbindung entstanden, in welcher wir uns aus Mitleiden und Gutmüthigkeit selbst gefallen. Wir betrachten ihn als einen Theil unseres Ichs, wenn wir wissen, daß er sich allein durch uns glücklich fühlt, und so kann es zwischen dem Wohlthäter und dem Empfänger eine Stärke der Sympathie geben, die weit über die gewöhnliche Liebe zu ihren Kindern hinausreicht. Dies ist der Fall, wenn gutmüthige kinderlose Eheleute andere Kinder als Pflegesöhne und Pflegetöchter aufgenommen haben. Solche Eheleute sind um so hingebender gegen die Aufgenommenen, einmal, weil das Mitleiden sie hierzu stimmt, zweitens, weil es ihnen ein Räthsel geblieben ist, wie sie sich selbst gegen ihre eigenen Kinder benommen haben würden. Sie beeifern sich daher, in dieser Ungewißheit eines zärtlichen Instincts, das Pflegekind mit allen Beweisen einer zuvorkommenden Liebe zu überhäufen, um ihnen nichts schuldig zu bleiben, was sie ihren eigenen Kindern erzeigt haben würden. So schuldlos diese tändelnde Liebe auch immer sein mag, so geht sie doch, wie das meiste in dem Menschen, von einem gewissen Selbstinteresse aus, sich von einem fremden Kinde innigst geliebt zu sehen, um sich dadurch selbst zu überreden, daß man auch so die Herzen seiner eigenen Kinder gewonnen haben würde. Es ist eine liebevolle gütige Probe, die man mit einem fremden Wesen macht, da man sie mit seinem eigenen Werke nicht anstellen kann. Wachsen diese Pflegekinder heran, und fühlen sie es, wie ihr ganzes Dasein von ihren Wohlthätern abhängt, so erwacht auch eine so dankbare lebendige Liebe in ihnen, die man selten bei andern Kindern findet, da diese alles das, was ihnen ihre Aeltern geben und erweisen, mehr für eine Handlung der Schuldigkeit halten, und durchschnittlich nur in der Form dankbar sind.

IX.

Nähere Bestimmungen zum Normalen unseres Umganges mit Kindern und zur Bildung ihres sittlichen Charakters.

Der Umgang mit Kindern und mit der Jugend überhaupt muß normal sein; wir müssen ihn in physischer und moralischer Hinsicht vor dem Sittengesetze verantworten können; er muß so beschaffen sein, daß er eine allgemeine Regel der Erziehung sein und bleiben dürfte. Wir stellen diese Regel nicht auf, weil wir etwa glauben, daß diese Maxime in der wirklichen Welt allgemein werden könnte, dazu ist das menschliche Geschlecht zu schwach, zu sinnlich, in höheren und niederen Ständen zu voller Vorurtheile. Aber es muß doch hierbei ein allgemeines Princip geben, damit wir uns ihm als einer reinen Idee wenigstens nähern und in ungewissen Fällen unsere Handlungen danach bestimmen können. Die Erziehung der Kinder ist ein großes, fast unabsehbares Ganze, hat tausend verschiedene Seiten und Abwechselungen und fast jeder Mensch muß wegen der Individualität seiner Natur anders behandelt und erzogen werden, so daß es uns schwer wird, die rechte Art unseres Benehmens gegen sie zu treffen. Da müssen wir denn ein moralisches Richtscheit haben, welches uns überall, besonders in zweifelhaften Umständen, die richtigste Bahn

zeigt, und uns wenigstens negativ klug und behutsam macht, um unsere Kinder nicht zu verderben. Wir dürfen z. B. nur fragen, wenn wir unsere Kinder zu verwöhnen anfangen, ob wir wohl wünschen könnten, daß diese Sitte allgemein sein möge? — und wir werden von Herzensgrunde mit Nein! antworten. Dies ist so auffallend, daß die meisten Aeltern nur ein Kind, oder ein Paar vorziehen, weil sie wohl voraus sehen, daß, wenn alle verzogen würden, ihnen Zeit und Mittel fehlen müßten, sie alle zu befriedigen, oder daß auch bei einer solchen Generalverziehung ihre Autorität, ihr Hauswesen, ihre eigene Ruhe zu Grunde gehen würde. Eine Mutter, die ihrer Tochter coquett zu sein erlaubt, wird doch nimmermehr, wenn sie keine vollendete Närrin ist, wünschen können, daß alle Mädchen Coquetten wären, und ein Vater, welcher seinen Sohn im Müßiggange heranwachsen läßt, sieht doch wohl den Untergang aller moralischen Ordnung und Thätigkeit vor Augen, wenn alle Söhne ebenso erzogen würden!

Das Musterhafte in dem Umgange mit unseren Kindern bleibt daher immer das oberste Princip des Umganges selbst, und haben wir es ernstlich zu erreichen gesucht, so können wir dereinst ohne Vorwürfe unserer Pflicht von der Erde scheiden. Dieses Musterhafte besteht aber vorzüglich in der Tugend und in der Regelmäßigkeit unserer Gesinnungen und Handlungen, verbunden mit der nöthigen Lebensklugheit, uns in die Welt und in die Menschen zu schicken. Das Kind muß an und in uns gleichsam die Tafel seiner Lebensgesetze lesen, seine eigene Verständigkeit aus unserm Beispiel abstrahiren, und mit ruhigem Vertrauen gegen unser eigenes Herz immer fragen können: wie handeln deine eigenen Aeltern, deine Erzieher und Erzieherinnen? — wie benehmen sie sich, wenn sie etwas Unangenehmes trifft? — wie tragen sie ihr eigenes Geschick? — wie nützen sie ihre Zeit? — wie theilen sie dieselbe ein? — wie gehen sie mit sich selber um und mit Andern? — wie ertragen sie die verschiedenen Arten von Menschen? — nach welchen Grundsätzen beurtheilen

sie dieselben? — wie halten sie ihre Versprechungen? — wie beherrschen sie sich selbst? — wie erfüllen sie ihre Pflichten? — kurz, wie sprechen sie sich in ihrem ganzen Charakter, ihren Meinungen, ihrer Denkweise, ihrer Würde und ihrer Rechtschaffenheit aus? wie zeichnet sich ihr Inneres in der Art und Weise ihres Umganges mit Kindern? Da gibt es denn durchaus nothwendige und heilsame Maximen, die wir in den folgenden Betrachtungen angeben wollen.

X.

Bildung zur Offenheit, Freimüthigkeit und Gradheit.

Offenheit, Freimüthigkeit und Gradheit kann man eigentlich die Kinder nicht wie eine Tanzkunst lehren; sie wollen fast ganz allein durch den Ausdruck eines freien Gemüths und Herzens erlernt werden, und da, wo sie wirken, machen sie auf die ganze Lebensdauer die tiefsten Eindrücke. Wenn wir uns selbst fragen, was uns eigentlich zu moralischen Wesen gebildet, was uns zur Thätigkeit und zur Ehrlichkeit, zur Rechtlichkeit und zum Worthalten gespornt? so werden wir gestehen müssen, daß es das Beispiel der Lauterkeit unserer guten Aeltern war. Auch ist das Kind schon von Natur ein ehrliches, schlichtes Wesen, sein schuldloses einfaches Gemüth will sich daher so gern an etwas Aehnliches anschmiegen, und so werden wir die Liebe unserer Kinder durch einen ungekünstelten und einfachen Umgang gewiß mehr und leichter, als durch alle Liebkosungen und pädagogischen Künsteleien gewinnen. Hier gilt die Regel: „im Umgange mit ihnen sich immer moralisch gleich zu bleiben", welches ohne Offenheit und Gradheit nicht geschehen kann. Nur der grade, ehrliche Mann kann sich gleich bleiben! Diese Gleichheit und Uebereinstimmung mit sich selbst, diese Unabhängigkeit

von Launen und Wunderlichkeiten, von der Gefahr, sich Blößen zu geben, von den üblen Gewohnheiten so vieler Menschen, zu schmollen, sich in sich zu verstecken, und ohne Grund heimlich zu thun, diese Unabhängigkeit gibt den Kindern durch den Umgang selbst einen festen Charakter, und gewöhnt sie, sich frei und ehrlich auszusprechen. Sie wissen, was sie wollen, und was sie wollen, ist dann gewöhnlich schuldlos.

Jene Offenheit ist, wenn sie nicht aus Einfalt entspringt (denn der Dummkopf ist zumeist nur zu offen) mit einer Liebenswürdigkeit verbunden, die man allen Menschen wünschen möchte. Sie gefällt durch den natürlichen und graden Ausdruck ihres Charakters so sehr, daß sie oft Menschen von einer entgegengesetzten Art beneiden. Wir lieben sie, weil wir nichts Arges von ihr fürchten, weil wir uns in dem Umgange mit solchen Charakteren frei und gestärkt fühlen, und weil überhaupt das Gepräge einer schuldlosen Natürlichkeit etwas Magnetisches für uns hat. Aber auch das Versteckte, Nichtgrade, Misteriöse im Charakter hat etwas Ansteckendes, wenn wir lange mit solchen Menschen umgehen, besonders bei Kindern, welche fast immer nur die Editionen unseres Umganges sind. Selbst der Erwachsene muß sich hierbei in Acht nehmen, daß sein freimüthiger Sinn durch das Finstere, Bedenkliche und Bedächtige, durch die ewigen Präcautionen und Cautelen solcher in sich verstrickter Menschen nicht ebenfalls verfinstert und verschroben wird, und sein Leben nicht den Charakter der Schüchternheit, der Heuchelei, des Schleichens und Wankens von allen Seiten annimmt. Man sieht viele junge Leute, die aus solchen düstern Schulen verschroben und unnatürlich hervorgingen, die sich wenden und drehen, als ob keinem Menschen zu trauen sei, ihre Worte spitzfindig abwägen, in Sentenzen reden, die zurückhaltenden Weisen und Altklugen machen, schlau hin und her horchen, und das natürliche jugendliche Vertrauen einer listigen, oder ihnen aufgedrückten Verstecktheit aufgeopfert haben, und so

werden sie bis an ihr Ende verharren, da in dem Menschen wohl nichts schwerer zu heilen ist als Verstecktheit. Offen und grade, ohne Falsch und Verstellung sei euer Thun und Wesen, liebe Aeltern und Erzieher, und eure Kinder werden es auch sein.

Aber auch die besten Seiten des Naturells und Charakters können ausarten, wenn sie nicht durch den Umgang der Aeltern klüglich geleitet werden. Indem man den Kindern durch unsern eigenen Umgang Offenheit und Gradheit anzueignen sucht, sie zu einem unerschrockenen Hinblick in die Welt und auf die Menschen gewöhnt, das Schüchterne und Verschlossene in ihrem Wesen tadelt, und sie zur freien Aeußerung ihrer Ideen auffordert, verhindere man eine zu große Offenheit derselben in Wort und That, und gewöhne sie hierbei durchaus an das Schickliche. Es gibt Knaben und Mädchen, die so erstaunlich offen und grade erzogen werden, daß sie einem Jeden Grobheiten in's Gesicht sagen dürfen. Es gibt selbst vernünftige Aeltern, die solche Aeußerungen als Funken des Genies betrachten und in ihren Kindern Plumpheit von Gradheit nicht zu unterscheiden wissen. Aber es sind zumeist nur solche, die, bei einer wissenschaftlichen Ausbildung des Geistes, entweder eine Art von Rohheit und Gemeinheit behielten, aus einem vornehmen Stolze selbst die Decenz der Sprache in Gegenwart junger Leute nicht achteten, oder auch aus einer andern noch größern Schwäche dem Kinde jeden Ausbruch seiner Gedanken und Gefühle ohne Ausnahme gestatteten. Kant, durch dessen Seele die neuern Erziehungssysteme wie durch eine subtile Markscheidekunst gingen, und in dieser Feuerprobe nur ihr besseres Metall zurück ließen, macht den Gehorsam des Kindes zu einer Grundlinie aller Erziehung. Dieser Gehorsam muß sich nicht blos auf das Handeln, sondern auch auf das Reden erstrecken. Vernünftige Aeltern werden dahin sehen, daß ein heranwachsendes Kind sich in der Aeußerung seiner Ideen zurückzuhalten lerne,

nicht Alles gradehin sagen dürfe, was es denke, am allerwenigsten aber zu diesen Aeußerungen angelockt werden müsse. Wollt ihr euch einen ewigen Schwätzer bilden, einen Egoisten, der seine Größe in der Redseligkeit findet, der sein ganzes Leben hindurch nur sich hört, nur in dem Schall seiner Worte sich gefällt, so fordert eure Söhne und Töchter von ihrem zwölften Jahre an zu dieser grenzenlosen Offenheit des Gesprächs auf, — und euer schlechtes Werk ist vollendet. Es ist etwas ganz anderes, den Kindern in der Offenheit des Denkens beizustehen, und durch die Offenheit des Herzens und Charakters ihre wahrhafte Humanität zu begründen, als durch ein zu lautes Wesen sie zu verschrauben und zu verwöhnen. Aeltern und Erzieher, welche die subtile Gewalt über junge Gemüther mit Liebe studirt haben, können allein die unumschränkten Gesetzgeber des vernünftigen Stillschweigens junger Leute werden, und zwar so, daß diese das Stillschweigen gefällig beobachten, wenn dieses mit Gefälligkeit geboten wurde.

„Der menschenfreundliche Ernst", sagte einst Jerusalem, der große Erzieher des großen Herzogs von Braunschweig, „muß bei aller Erziehung zu Grunde liegen", und wollte man diese zwei Worte analysiren, so würde wohl alle Bildung des Menschen von Ernst und Liebe geleitet werden müssen.

Ein Mensch, der zu offen ist, der das Herz auf seiner Zunge trägt, der, um Andere zu unterhalten und seiner Offenherzigkeit Luft zu machen, wohl gar seine eigenen Geheimnisse offenbart, nichts in sich verschließen kann, ist ein Narr. Die Welt spielt mit seiner Offenherzigkeit, selbst wenn er Talente besitzt. Er eignet sich zu keiner sichern Freundschaft, man wird ihm nicht leicht ernste Geschäfte anvertrauen, weil er Alles, was er empfing, wiederum verschwenderisch hinwirft, und sich wohl gar unglücklich fühlt, wenn er sein Herz nicht jedem noch so unbekannten Men-

schen offenbaren darf. Solchen Menschen ist in dem Kreise mit Bedächtigeren die ganze Welt zu enge; sie haben eigentlich, als zu offene Leute, gar keinen Charakter, weil dieser sich in der Hingabe aller seiner Gedanken und Gefühle gleichsam aufgelöst hat, und hinterher in der Reue seiner offenherzigen Gutmüthigkeit zu spät einen festen Punkt sucht, an dem sich sein Charakter und sein Leben befestigen könnte.

XI.

Schuldlose Heiterkeit und ungezwungener Frohsinn.

In einem Zustande, wo sich das menschliche Herz frei, also auch froh fühlt, sollte man ihm eigentlich seine liebenswürdigen Gesetze begreiflich machen. Was das menschliche Gemüth in einer heitern, offenen Stimmung vernimmt, was ihm mit einer solchen Stimmung gegeben wird, dringt fast immer tiefer ein und bleibt länger in uns, als das Gegentheil. Es trägt die Spuren eines freundlichern Ursprunges an sich, es erweckt in uns süßere Erinnerungen, und wir lieben es schon darum, weil wir es in einer ungetrübten Stunde empfingen; denn das menschliche Herz sehnt sich unaufhörlich nach solchen Augenblicken, wo es sich frei und froh mittheilen kann. Wenn wir die Maximen unseres Umganges mit Kindern durch finstere Blicke und Launen geben, so müssen jene glauben, daß diese Maximen uns selbst zur Last fallen, daß sie uns nicht vom Herzen gehen, weil Alles, was daher kommt, frei und gemüthlich ist. Wir stoßen durch einen gekünstelten Ernst die jungen Gemüther zurück; die Pflicht, die schöne Regentin des Lebens, wie sie der tiefsehende Plutarch nennt, wird uns in diesem Trauerkleide zuwider und nimmt die furchtbare Gestalt des Zwanges an, die allein durch die heitere Darstellung der

innern Vortrefflichkeit der Pflicht verschwindet, weil die Pflicht zugleich die höchste Freiheit des Willens ist.

Vielleicht sind unsere Leser und Leserinnen so glücklich, Familien zu kennen, wo diese zärtliche Heiterkeit die bleibenden Grundsätze des gegenseitigen Umganges ist. Wünschet ihr nicht selbst in diesem kleinen Lande der Vertraulichkeit und kindlichen Liebe zu wohnen? und wie war dieser sinnige, immer rege Frohsinn, diese Munterkeit des lebendigsten und edelsten Gefühls entstanden? Die Aeltern sprachen alle ihre Vorschriften mit liebevoller Zwanglosigkeit aus. Mit heiterer Laune verrichteten Beide ihre Geschäfte, und alle Geschäfte wurden hier besser, leichter, kräftiger, als im Zwange verrichtet; Einer lernte von dem Andern in einer gleichsam wunderthätigen heitern Mittheilung; Einer sah es dem Andern ab, wie Arbeit und Schuldigkeit durch Frohsinn zu einem wahrhaften Glücke werden kann. Unter diesem heitern Himmel des Gefühls und der Pflicht verlangt man nicht einmal Belohnung und Dank für sein Tagwerk, denn man hat den süßesten Lohn in dem Genusse seines Werks selbst gefunden. Der Mensch ist in einer heitern Stimmung überhaupt leicht zu befriedigen, weil er sich diese so gern und mit Recht als ein Glück und eine Wohlthat des Moments anrechnet. Er kann daher die mühsamsten Anstrengungen wagen und die größten Opfer mit einer unbeschreiblichen Freudigkeit bringen, wenn er sich nur in seinem Innern aufgeheitert und sich eben dadurch zugleich gestärkt fühlt.

Diese Heiterkeit im Umgange mit Kindern, diese gegenseitige Mittheilung unserer Empfindungen und Ideen durch den Geist des Frohsinns würde aber vielleicht nur heitere joviale Menschen bilden, und dies wäre doch wahrlich noch nicht genug. Ein blos heiterer Mensch gefällt, oder gefällt auch nicht, wenn er im letztern Falle den Stimmungen Anderer in den Weg tritt. Ja! er kann dann wohl gar lästig werden, wenn er in unserer Gegenwart den Lustigmacher spielt, während unser Gemüth niedergeschlagen ist,

oder unsere Launen mit den seinigen nicht zusammentreffen. Es muß daher zu jener Heiterkeit in dem Umgange mit Kindern noch zweierlei hinzukommen, ein veredelter Anstand, wovon wir nachher reden werden, und die Herzlichkeit. Unsere Leser verstehen dies Wort, ohne daß wir es ihnen erklären. Wir gehen mit unseren Kindern herzlich um, wenn wir ihnen zeigen, daß unser Inneres ganz mit den äußeren Kennzeichen unserer Liebe übereinstimmt, und daß wir ein zärtliches Vertrauen zu ihnen hegen. Wahrheit und Gediegenheit des Gefühls und liebevolle Aufrichtigkeit möchten wir am liebsten unter dem Namen des Herzlichen begreifen, wie es denn auch in der französischen Sprache durch sincerité gegeben wird. Das Herzliche gibt sich so ganz dem Kinde mit offener Freundlichkeit hin, glaubt nie genug gegeben zu haben, und wiederholt sich selbst mit immer neuem Reichthum des Gefühls, als schöpfte es aus einem unerschöpflichen Brunnen. Die unermüdliche Gütigkeit bildet diesen Charakter, der weit über die glänzendsten Seiten des Menschen hinausragt, und da, wo wir ihn nicht finden, uns selbst ein hohes Verdienst verdächtig machen kann. In dem Umgange mit der großen Welt hat diese liebenswürdige Eigenschaft fast ganz ihren Werth und ihre Anziehungspunkte verloren; die Welt scheint ihrer nicht mehr werth zu sein, seitdem wir angefangen haben, uns so sehr in der Tactik und den geistlosen Conventionen des gewöhnlichen Umganges zu gefallen, und die Leerheit dieses Umganges, seine Paraden und rauschenden Vergnügungen seine Tagesordnung bilden. Die Menschen berühren sich nicht mehr durch Herzlichkeit, sondern in kalten schwachen Punkten eines durchaus herzlosen Zeitvertreibs, in ebenso kalten Rücksichten und Abmessungen des Ranges und eitler Vorzüge. Aber in dem häuslichen Umgange wird doch jene Herzlichkeit nie aufhören, wenn auch der Umgang in der großen Welt noch unnatürlicher werden sollte. Von den Unsrigen umgeben, kann und darf sich das Herz noch freudig ergießen, wenn es in dem Getriebe der Welt schweigen und sich

verstecken muß; daheim dürfen wir die Unsrigen noch mit Innigkeit umarmen, schuldlose Scherze mit Scherzen wechseln, frei unsere Gedanken und uns selbst hingeben, ohne daß man uns hartsinnig oder schelmisch belauscht. Da dürfen wir noch ein liebes freundliches Ganze um uns her bilden, ohne daß Kaltsinn und vornehme Dummheit uns in den Weg tritt, oder über die Innigkeit und Wärme unseres Gefühls hohnlächelt.

XII.

Achtung alles Guten, Edlen und Schönen in den Handlungen der Menschen.

Die Kinder müssen durch uns, als ihre Lehrer und Vorgänger, in die Welt hineinschauen und hineingehen lernen; ihre moralischen Urtheile und Gefühle müssen durch die Achtung, welche wir vor allem Gesitteten zeigen, geläutert und gestärkt werden. Die Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit, die wir hierbei äußern, wird schon ohne weiteres zweckloses Moralpredigen in dem Kinde eine ähnliche Achtung vor dem Guten erwecken. Die Kinder bemerken es sehr bald, ob eine Regel des Umganges so ganz unser Ernst ist, oder nicht, ob wir dabei schwanken, Ausnahmen gestatten, nachsichtig gegen uns selbst sind, oder ob wir daran mit ganzem Herzen fest halten. Inconsequenz dieser Art geht augenblicklich auf die Kinder über. Man hüte sich aber vor allen Dingen, etwas Schlechtes an anderen Menschen, wären es auch Freunde und Verwandte, zu entschuldigen, oder ihm wohl gar eine Billigung unterzuschieben, wozu sich die Gefälligkeit und Gutmüthigkeit sonst gern leicht hingibt. Das Schlechte muß unseren Kindern durchaus als etwas Schlechtes erscheinen; man begeht eine Todsünde gegen ihre Moralität, wenn man das Bild des Schlechten vergoldet, oder aus einer gewissen ängstlichen Ar=

tigkeit es nicht zu bemerken scheint. Den Muth müssen redliche Aeltern und Erzieher behalten, wenn ihn auch die ganze Welt in einer moralischen Erschlaffung verloren hätte, ihren Kindern zu sagen, daß der Bösewicht die tiefste Verachtung verdiene, und der Lasterhafte tief unter der vernunftlosen Creatur stehe.

Aeltern müßten dagegen von edeln Handlungen und Gesinnungen, von biedern Männern und Frauen mit Enthusiasmus reden können. Ihr Herz müßte sich dabei ergießen, sie müßten in der Gegenwart der Kinder oft den feurigen Wunsch äußern, daß doch alle Menschen so sein möchten, und daß nur der Umgang mit edeln und schönen Seelen wünschenswerth sei. Was Aeltern mit einer herzlichen Lebendigkeit, mit Ernst und ungekünstelter Würde aussprechen, pflegt sehr bleibende Eindrücke auf unverdorbene Kinder zu machen, zumalen wenn sie dabei auf Beispiele in der wirklichen Welt geleitet werden. Edle Menschen sind nicht für sich allein auf den Schauplatz derselben getreten; sie sollen auch als Heroen des Guten und Vortrefflichen für die Nachwelt leuchten, und neuen Generationen Muth und Stärke geben. Vermögende Aeltern und Erzieher sollten ihre Zimmer, statt üppiger Gemälde der Sinnlichkeit und kostbarer Verschönerungen der Mode, mit den Bildnissen vortrefflicher Menschen bereichern, um ihre Kinder in diesen Gallerien der edleren Geschichte der Menschheit aufwachsen zu lassen. Denn überall nimmt der Mensch die Farbe und die Form seiner Umgebungen an, und er wird das Gute lieb gewinnen, wenn diese Umgebungen seine Achtung dafür begründen. Die Bilder der Heiligen waren gewiß nicht die schlechteste Erfindung der Religiösen. Ihre Verehrung hat bei edleren Gemüthern unstreitig mehr fromme und andächtige Gefühle, als ein trockener Religionsunterricht geweckt. Warum wollten wir nicht unseren Kindern solche Heilige in einem höhern Sinne der Humanität aufstellen, und sie ihnen als die freundlicheren Gestirne ihres Lebens empfehlen?

XIII.

Achtung vor dem wahrhaft Schicklichen. Begriffe desselben, besonders nach der griechischen Philosophie aus dem Cicero. Allgemeine Grundregeln des moralisch Schicklichen.

Wir verstehen unter Achtung vor dem Schicklichen nicht sowohl den conventionellen Anstand, den wir im Umgange zu beobachten haben, nicht die hergebrachte gefällige Artigkeit, wodurch man sich der Welt empfehlen soll, kurz, nicht die formelle Kunst des äußern Umganges, wozu der Mensch leicht abgerichtet und dressirt werden kann, sondern vielmehr das höhere Schickliche, wie es uns die Moralphilosophen des Alterthums nach seiner innern Würde so eindringlich geschildert haben. Der conventionelle Anstand ist nur die geschmeidige Form, sich nach den einmal eingeführten Meinungen und Gewohnheiten des geselligen Lebens zu richten, seine Regeln wie die Regeln eines Spiels zu üben, und uns so in das System der sogenannten Lebensart geschickt hinein zu passen. Das höhere Schickliche dagegen besteht in der Form: die Achtung vor dem Edlen und Schönen durch unser moralisches Benehmen auszusprechen, und jenes aus seiner Unsichtbarkeit in seine Sichtbarkeit liebenswürdig hinzu-

stellen. Das feinere moralische Gefühl wird gleichsam von einem geistigen Instincte begleitet, uns auch äußerlich so zu benehmen, wie es die Lauterkeit und Würde dieses Gefühls verlangt. Die Wahrheit dieses Gefühls will, daß kein Widerstreit zwischen ihm und seiner äußern Form herrsche, und dieser Anstand ist daher nichts anders, als das freundliche Gepräge der in uns wohnenden Regelmäßigkeit des Gemüths selbst, die reine Sprache einer unverdorbenen Natur und Natürlichkeit, die sich ihrer Selbstachtung deutlich bewußt ist und das Ideal einer höhern Menschenwürde in sich auszubilden sucht. Es kann unsern Lesern nicht gleichgültig sein, wie sich die feine Lebensphilosophie der Alten jenes höhere Schickliche dachte, welchen Werth sie auf diese Uebereinstimmung des innern Schönen mit dem äußern Menschen legte, und wie viel reifer sie dieselbe als ein Werk der Humanität deutete, anstatt daß wir gewöhnlich nur die erlernte Mechanik des Wohlstandes darunter begreifen.

„Seiner Natur nach [so gibt uns Cicero*) den Sinn der Griechen] ist das Schickliche vom Moralischguten unzertrennlich. Denn Alles, was anständig sein soll, muß in sich gut und löblich sein, und Alles, was gut ist, wird von selbst anständig erscheinen. Aber es ist doch mit demselben nicht einerlei; nur ist der Unterschied so fein, daß er sich besser empfinden, als ausdrücken läßt. So viel sehen wir, daß der Anstand gleichsam der Abglanz der Tugend ist, daß er im Aeußern dann hervorleuchtet, wenn im Innern das Gute und Vollkommene hervorgegangen". Er verbreitet sich also nach der Philosophie der Alten über das ganze Gebiet der Moral und Humanität. Er darf nie fehlen, wo der Mensch sich als handelndes und raisonnirendes Wesen zeigen soll. „So ist es anständig," fährt unser Weltweise fort, „vernünftig zu

*) nach Garve, im 26. B. der Pflichten.

denken und zu reden, überlegt zu handeln, und in allen Dingen Wahrheit zu suchen und zu behaupten. Hingegen hat der Irrthum, die Unwissenheit, die Leichtgläubigkeit, die Uebereilung, ebenso gewiß etwas Uebelstehendes, als es der Wahnwitz und die Blödsinnigkeit haben. Auf gleiche Weise sind alle gerechten Handlungen auch anständige Handlungen; die Ungerechtigkeit aber ist ebenso unanständig, als sie unerlaubt ist. Mit der Tugend der Tapferkeit hat es dieselbe Bewandtniß. Alles, was mit Muth und Entschlossenheit verrichtet wird, geschieht immer mit Anstand und der Würde eines Mannes gemäß. Das Gegentheil macht einen Uebelstand im Betragen, sowie es einen Schandflecken im Charakter macht. Das Anständige ist also eine Eigenschaft jeder Tugend, aber eine solche Eigenschaft, die nicht in ihrem innern Wesen verborgen, sondern gleichsam auf ihrer Oberfläche liegt und Jedermann in die Augen fällt. Anstand verhält sich gegen die Tugend ungefähr so, wie sich die Schönheit zur Gesundheit und zum richtigen Bau des Körpers verhält. Es läßt sich Beides in Gedanken von einander absondern, aber es ist in der Natur nicht von einander zu trennen". Die griechische Philosophie unterschied noch ein allgemeines und besonderes Anständige. Jenes nannten sie, was mit der Natur des Menschen, insofern sie sich von der Natur der Thiere unterscheidet, übereinstimmt. Das Besondere nannten sie, was mit der Natur durch Bestimmung seines Maßes und seiner Schranken übereinstimmt und zugleich ein gefälliges Ansehn hat.

Aus diesen veredeltern Begriffen des Schicklichen lassen sich folgende Bedingungen für unsern Umgang mit Kindern und allen Menschen überhaupt ableiten. Zunächst müssen wir unseren Kindern in der Beobachtung des Schicklichen und Anständigen zeigen: daß wir nicht zu abhängig von den Vergnügungen des Lebens sind, daß sie nicht wie unvermeidliche Bedürfnisse über uns herrschen, sondern

wir sie zu beherrschen wissen, und daß man die frohen Stunden mehr als eine Erholung nach Berufsgeschäften genieße. Die Stärke der Seele, über das Vergnügen, sowie über die leidenschaftliche Natur des Menschen überhaupt Herr zu sein, nannten die Alten Moderation, und sie ist unstreitig eine der edelsten und wichtigsten Regeln des wahrhaft Schicklichen. Wenn wir uns in dem Verkehr mit anderen Menschen zu leicht und leichtsinnig gehen lassen; wenn wir augenblicklich lange Weile und Verstimmung zeigen, sobald uns Genüsse und Zerstreuungen und Befriedigung unserer Phantasie fehlen; wenn wir Andere nur immer mit der Jovialität unserer Stunden und den Methoden eines fröhlichen Zeitvertreibes unterhalten, so zeigen wir einen thierischen Charakter, in welchem der gesetzliche und gebildete Mensch untergegangen ist, oder bald untergehen wird, wir meinen, jene Erniedrigung unserer selbst, aus der nur noch der gröbere oder raffinirte Instinct spricht. Es gibt Menschen genug, die auf dieser niedern Stufe ihrer Existenz fast an nichts anders denken können, als was die fünf Sinne kitzelt. Sie sind durch diese lange Verweichlichung und Gewöhnung an das blos Sinnliche fast zu aller geistigen Mittheilung unfähig geworden, und zeigen nun überall im Umgange die innere Regellosigkeit, Schwäche und Gemeinheit eines sclavischen Gemüths. Es ist schon unanständig, froh durchlebten Stunden große Lobreden zu halten, die Freuden einer Tafel mit Lebhaftigkeit zu schildern, die Zahl der Schüsseln und ihre Leckerheit als etwas Vorzügliches zu beschreiben, und die Eßlust so darzustellen, als ob wir gleichsam nur darin leben und weben könnten. Selbst die feinern Epikuräer, die das Beste und Pikanteste so ganz im Stillen zu genießen wissen, die raffinirten Schmarotzer, welche die Opulenz einer Tafel wie Kunstrichter beurtheilen und dem Geschmack und der Verfeinerung hierbei ihre Huldigungen bringen, verrathen, weß Geistes Kinder sie sind, und beleidigen wenigstens das feinere Schickliche, welches zwar

gern fröhliche Genüsse des Lebens gestattet, aber es nicht erlaubt, daß man davon mit einer Art von Bezauberung redet.

So verhält es sich mit allen Arten der Unenthaltsamkeit im Umgange. Sie sind alle unanständig, wenn sie auch nicht immer unmoralisch sind. Ein Zänker, der sich an allen Menschen zu reiben sucht, — ein Schwätzer, der keinen Andern zum Worte kommen läßt, — ein Egoist, der ewig von seinem unbedeutenden Ich plaudert, — ein Zorniger, der alle Augenblick wie ein rasselndes Feuer auflodert, — ein Uebelgelaunter, der durch seine finstere Stimmung den Frohsinn der Gesellschaft stört, — ein Splitterrichter, der mit Lieblosigkeit über alle Menschen abspricht — begehen alle etwas Unschickliches, weil sie alle gegen die Mäßigung handeln, sowie ein Jeder, der in der Societät auf irgend eine unerlaubte und zudringliche Art Aufsehen erregen will. So beleidigt der Stolze und Uebermüthige das Anständige, wenn er eine Achtung seiner Verdienste zu erzwingen sucht, und dagegen Andere neben sich verachtet, oder gnädig bemitleidet. So ist es ferner unanständig, über die Glaubensmeinung eines Andern zu spötteln, weil man dadurch, ohne ihm etwas Besseres zu geben, seine Ruhe und sein Herz beleidigt. Selbst die zu fröhliche Fröhlichkeit ist unanständig, wenn sie auch schuldlos wäre; denn sie hat entweder das Maaß schon überschritten, oder ist doch wenigstens augenblicklich in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, welches sonst wohl der Freude eine so liebliche Form gibt. Auch der Witz und die Munterkeit selbst geistreicher Einfälle ist nicht mehr anständig, wenn sie Andere beleidigen könnte, so schwer es auch dem witzigen Kopf sein mag, jene Einfälle zu unterdrücken. Und doch sind diese Gesellschafter noch eher zu ertragen, als jene höchst Unausstehlichen, welche La Bruyere in einer seiner Abhandlungen*) schildert: „reden und beleidigen“,

*) De la societé et de la conversation. Das 5. Cap. seiner Charaktere.

sagt er, „ist bei gewissen Leuten einerlei. Sie sind einschneidend und bitter; ihre Sprache ist ein Gemisch von Galle und Wermuth; Spöttereien, Injurien und Beleidigungen strömen von ihren Lippen. Stumm oder blödsinnig müßten solche Menschen sein! Das Beste ist, ihren Umgang zu meiden, und sobald wir sie sehen, über Hals und Kopf davon zu laufen".

XIV.

Begründung einer veredelten Schamhaftigkeit in den jugendlichen Gemüthern, besonders der Töchter. Verhütung ihrer falschen Schamhaftigkeit und Prüderie. Das höhere Gefällige einer veredelten Weiblichkeit. Ihr Gegentheil. Die natürliche oder erkünstelte Sprödigkeit junger Mädchen. Plutarch's Gleichniß, wie man die Schamhaftigkeit behandeln müsse.

Die Schamhaftigkeit ist in dem Gemüthe des Menschen, der noch nicht verdorben war, so etwas Zartes und Heiliges, daß sie durch die unmerklichsten Zweideutigkeiten und durch schnell vorüberfliegende Scherze tief beleidigt werden kann, und wenn sie einmal erloschen ist, den Menschen in den niedrigsten Formen zeigt. Sie muß besonders bei jungen Mädchen so früh, als möglich, gegründet werden, weil sie die Schutzheilige veredelter Weiblichkeit ist und es durchaus immer bleiben muß. Kant ist zwar nicht mit der zu frühen Anmahnung der Kinder zur Schamhaftigkeit zufrieden. „Gemeinhin, sagt er, pflegen wir nur immer jungen Kindern zuzurufen: pfui schäme dich, wie schickt sich

das? u. s. w. Das Kind hat aber noch keine Begriffe von Scham und vom Schicklichen, es hat sich nicht zu schämen, soll sich nicht schämen, und wird dadurch nur schüchtern. Es wird verlegen bei dem Anblicke Anderer und verbirgt sich vor ihnen. Dadurch entsteht Zurückhaltung und ein nachtheiliges Verheimlichen. Es wagt nichts mehr zu bitten und sollte doch vertraulich um Alles bitten können; es verbirgt seine Gesinnung und scheint immer anders als es ist, statt daß es freimüthig Alles müßte sagen dürfen." Allein der scharfsinnige Menschenbeobachter redet hier ausdrücklich nur von der ersten Erziehung, wo sich das Kind in den Begriffen des Anständigen durchaus noch nicht orientiren kann. Weiterhin haben doch wohl verständige Aeltern nichts Angelegentlicheres zu thun, als die moralische Ausbildung ihrer Kinder mit der Schamhaftigkeit derselben, ohne pedantische Mißgriffe, zu verbinden. Bei dem Aufstreben jugendlicher Kräfte zu einer größern Lebendigkeit des Willens, der Leidenschaften und der Phantasie, bei dem wachsenden Hange zur Freiheit, Sinnlichkeit und Ungezwungenheit bedarf der Jüngling und die Jungfrau mehrerer Hebel zur Achtung des Schicklichen. Die Vernunft will hier nicht Alles allein thun; sie ist für den feurigen Geist der Jugend oft zu ernst und kalt, und dieser muß gleichsam eine Gesetzgebung von anständigen Gewohnheiten annehmen, wenn er sich nicht in den zahllosen trocknen Vernunftregeln verirren soll.

Da entstehen nun aber grade in der Societät selbst neue Schwierigkeiten, die Schamhaftigkeit in jungen Leuten fest zu begründen. Im Allgemeinen haben die wenigsten Menschen den höhern Begriff der Schamhaftigkeit richtig gefaßt, und selbst Philosophen haben ihn als eine in uns hineingeschobene Manier betrachtet. Wenn auch verständige Aeltern in Gegenwart ihrer Kinder alle Zweideutigkeiten in Handlungen und Worten vermeiden und sich nichts erlauben, was die Kinder zu unzeitigen Entdeckungen hinführen könnte, so leben sie doch immer, so lange es Gesinde und gemeine Menschen um sie her gibt, in einer schamlosen

Welt. Sie müßten nicht sehen und nicht hören können, wenn ihnen die Sprache, die Sitten, die Mimik dieser Gemeinheit entgehen sollte.

Der Ernst und die Würde der Aeltern müssen der Unschuld und Keuschheit ihren eigenen Schutzengel senden. Edle, sittsame Mütter können hierbei Wunder thun, ohne ihren Töchtern ein langes Register ihrer Vorsichtsregeln herzusagen. Die Unschuld der Tochter muß sich, wie eine zarte Rebe, an der unerschütterlichen Tugend der Mutter hinaufwinden und das Kind muß es schon in dem Auge seiner Schutzheiligen lesen können, was schicklich war oder nicht. Freilich wäre es besser, wenn man überall die Gesellschaft nach Gefallen wählen könnte, wenn man sich aus der frivolen Welt so ganz zurückziehen dürfte, wenn jede rechtliche Familie ein stilles, schuldloses, häusliches Ganze, von den tausendfachen Ansteckungen des größern geselligen Lebens entfernt, durch sich und aus sich selbst bilden möchte! Allein dies geht nun einmal nicht an; die Verhältnisse des Lebens greifen wie die Räder einer Uhr in einander; der Mensch ist von Natur ein Kind der Geselligkeit und soll es bleiben. Aber die Vorsichtsgrundsätze sollte man doch im geselligen Leben mehr beobachten, wenigstens heranwachsende Töchter nicht in Gesellschaften führen, wo Männer und Frauen gegenwärtig sind, von denen man weiß, daß sie nicht immer auf die decenteste Art scherzen, daß der Ton ihrer Erzählung leicht in das Schlüpferige übergeht und daß sie einen Werth auf ihre Anekdoten zur Geschichte der Liebe legen. Diese Leidenschaft begeht so unendliche viele kleine und große Thorheiten, daß sie augenblicklich den Witz herauszufordern scheint, und daß er oft den ernstesten Menschen hierüber entwischt. Diese Scherze können auch wiederum, wenigstens nach der Absicht der Scherzenden, schuldlos sein; er will unterhalten, die eingetretene Stille im Gespräch verscheuchen, dem Geiste des Frohsinns einen neuen Schwung geben; aber eben diese Scherze können doch auch unerwartet tiefe Eindrücke auf das horchende

Kind machen. Denn grade bei solchen Wendungen des Gespräches wird seine Aufmerksamkeit auf's Höchste gespannt und seine Phantasie hinterher gespornt, das Halbverstandene sich nach und nach deutlich zu machen. Also weg mit den Töchtern aus solchen Zirkeln, wo man doch einmal dem heitern Gesellschafter, dem witzigen Freunde nicht gradezu Stillschweigen gebieten kann!

Aber bei den Maßregeln, welche Aeltern und Erzieher ergreifen, um das Gefühl der Schamhaftigkeit und des darauf gegründeten Schicklichen in den Kindern auszubilden, ist Vorsicht und Zartheit zu beobachten, ohne welche die Erziehung selbst nicht vollendet werden kann. Man begeht oft die verkehrtesten Mißgriffe, indem man bald eine zu peinliche und ängstliche, bald eine falsche Schamhaftigkeit in dem weiblichen Geschlechte anregt, als ob dieses Gefühl des Schicklichen die Grundregel seiner höchsten Moralität sein müßte, wodurch leicht eine Verwirrung in seinen moralischen Begriffen entstehen kann. „Der Unverschämte", sagt einer der feinsten Denker des Alterthums, „und der Schamhafte begehen oft die nämlichen Fehler. Der Unverschämte ist für die Schande völlig unempfindlich, hingegen läßt sich der unzeitig Schamhafte durch jeden Anschein der Schande beunruhigen" *). Wenn wir die Kinder dahin gewöhnen, daß sie das Gebiet ihrer Pflichten nur aus dem Gesichtspunkte der Keuschheit und des Anstandes betrachten, so werden wir aus ihnen meistentheils nur anständige Masken bilden, die, so lange sie unter den Augen der Menschen sind, sich bescheiden und sittsam benehmen, aber in ihrem Innern vielleicht sehr verwahrlost sind. Wir halten sie für moralische Wesen, weil sie sich so auszusprechen scheinen; wir werden zu dem stillen, in sich gekehrten Betragen eines Frauenzimmers unwillkürlich hingezogen, und glauben in ihrem Erröthen und ihren niedergeschlagenen Augen eine vollendete Tugend zu erblicken, während in dem Gemüthe dieser Heiligen — Gefühle

*) Plutarch.

und Begriffe einer ganz andern Art herrschen. Diese Scheinheiligkeit ist also nur das leere Aushängeschild einer Sache, die nicht vorhanden ist, und dem man doch einen Werth des Schicklichen selbst unterzuschieben pflegt. Da die Schamhaftigkeit die Form des Liebenswürdigen an sich trägt und von magnetischer Natur ist, so bedienen sich ihrer oft selbst verworfene Coquetten, um unsere Herzen zu berücken und um dem Laster wenigstens eine gefällige Glorie zu leihen.

So groß nun aber auch und wichtig und heilig der Beruf der Mütter ist, die Schamhaftigkeit in ihren Töchtern zu begründen und zu bewachen, so gibt es doch noch eine viel höhere Pflicht, ihren Kindern es immer begreiflicher zu machen, daß man sich das Edle und Schöne nicht bloß darum aneignen müsse, weil das Gegentheil unschicklich ist, sondern weil wir jenes seiner innern Vortrefflichkeit wegen zu lieben verbunden sind. Haben euere Töchter diesen heiligen Sinn der Moralität gefaßt, sind sie so in ihrem Gemüthe befestigt und unerschütterlich gemacht, so werden sie ohne irgend eine gezierte Sittenmanier in die große Welt treten.

Es gibt ein gewisses gefälliges Zuvorkommen einer edeln Weiblichkeit, das uns vorzüglich gefällt; es ist nichts Geübtes, nichts Absichtliches; es will nicht durchaus gefallen, aber es gefällt durch sich selbst, und wir möchten es die zärtliche Eroberungskunst der Natur nennen. Damen dieser Art sind Königinnen ihres Geschlechts, wenn sie zugleich tugendhaft sind, ohne pedantisch zu sein. Sie erscheinen in der Societät, und die allgemeine Achtung kommt ihnen entgegen, weil etwas Liebenswürdiges, Sanftes und Schuldloses aus ihnen spricht, dem wir unsere Verehrung nicht versagen können; es ist die Unschuld eines auf sich selbst gegründeten Charakters und einer Seele, die keines Fehltrittes gegen ihre innere Würde und Heiligkeit fähig ist; eine edle Freiheit und Zuversicht des Betragens, die allein aus einem reinen Bewußtsein

entspringt, und, von einem gebildeten Geiste begleitet, etwas Ueberirdisches mit sich führt. Sie erscheinen, und die Scheintugendhaften beneiden einen Anstand und eine Würde der vollendeten Bildung, welche sie sich durch alle Künste der Verstellung, der Galanterie und des taktischen Wohlstandes nicht geben können.

Die Sprödigkeit junger Mädchen hat mehrere und verschiedenartige Ursachen. Entweder hatten zu besorgliche Mütter und Väter, oder pedantische Erzieherinnen, diesen abgezirkelten Ernst als die einzige Schutzwehr der weiblichen Tugend empfohlen; oder sie waren von Natur furchtsam, ängstlich und blöde; oder sie nehmen jenen zurückstoßenden Ton geflissentlich an, um interessant zu scheinen. In allen diesen Fällen muß eine edle und kräftige Erziehung die falschen Begriffe junger Mädchen berichtigen und ihnen die Handlungen genau andeuten, wo die Zurückhaltung, die moralische Gezwungenheit und die kalte zippe Sprödigkeit in das Lächerliche hinüberstreifen. Verständige Mütter werden hier wiederum besser unterrichten können, als die gewöhnlichen Gouvernanten, die entweder selbst noch Kinder, oder als Kinder alt und grau geworden sind, und sich die ängstlichen Ideen geschaffen haben.

Wir haben allerdings Mitleiden mit denjenigen Töchtern, welche durch die zu großen Bedenklichkeiten ihrer Mütter, oder durch die Kleingeisterei ihrer Erzieherinnen, in wahre Automaten verwandelt wurden. Wir sehen sie in der Societät mit niedergeschlagenen oder schüchternen Augen wie Criminalverbrecherinnen sitzen; sie erröthen schon aus Furcht angeredet zu werden; sie beginnen ein paar Worte zu reden, aber mit bebenden Lippen. Furcht und Angst unterdrücken ihre schönen jugendlichen Accente, und so finden wir in der vornehmen Welt so erstaunlich viele, selbst gebildete Frauen, die sich ihre unverständliche, schwankende und piepende Sprache unter der unbarmherzigen Gewalt ihrer Erzieherinnen angewöhnt hatten. Wir bedauern diese armen Kinder um so mehr, da eine zu strenge Erziehung, wo alle Worte

und Handlungen auf der Wagschale einer überspannten Prüderie abgemessen werden, nachher oft in eine zu große Freiheit des Handelns ausartet, und wenn die Fesseln der häuslichen Erziehung abgeworfen sind, das freiere Gemüth sich Alles erlaubt, wenn es sich nur verstecken kann. Aber noch mehr Nachsicht haben wir mit denjenigen, welche die Natur selbst furchtsam und schüchtern gebildet hat. Man wird in ihnen das Naturell nicht leicht umschaffen können; sie verdienen hierüber keinen Tadel, und in der Regel ist diese natürliche Blödigkeit junger Mädchen, wenn sie nicht Stupidität ist, ein bedeutender Wink der Natur, grade diese Kinder mit großer Vorsicht und Zartheit zu behandeln *).

Aber mit welcher umsichtigen Behutsamkeit und Feinheit des Benehmens man falsche Scham in dem Gemüthe junger Leute behandeln und austilgen müsse, lehrt der philosophische Plutarch in einer figürlichen Stelle seiner vortrefflichen Abhandlung. „Wenn der Landmann, sagt er, ein wildes, unnützes Gewächs ausrotten will, so geht er ohne weitere Schonung mit der Hacke darauf los und zerstört es bis auf die Wurzel, oder er nimmt Feuer und verbrennt es. Wenn aber eine Rebe soll geschnitten werden, oder wenn er einen Apfel- oder Olivenbaum vor sich hat, so legt er seine Hand mit aller Behutsamkeit an's Werk, aus Furcht, nicht etwa einen gesunden Theil zu verletzen. So verfährt auch der weise Erzieher. Soll er aus einer jungen Seele den Neid, ein wildes und garstiges Gewächs, herausreißen; soll er eine unzeitige Habsucht, oder einen unbändigen Trieb zu den Wollüsten in ihr ausrotten, dann achtet er kein Blut, dringt ein, schneidet zu, und macht tiefe Wunden. Wenn er hingegen mit seinem bestrafenden Unterrichte einen zarten und weichen Theil der Seele angreift, wie es z. B. die Schamhaftigkeit und

---

*) „Elles ne se sont pas moins éloignées de la véritable nature de l'amour, que les plus volupteuses; car l'amour est aussi peu de la spéculation de l'entendement, que de la brutalité de l'appétit." Le Cercle, Tom. I. Londres.

Blödigkeit ist, dann besorgt er immer, er möchte unwissender Weise die ächte Schamhaftigkeit zugleich ausrotten. Denn auch die Wärterinnen verletzen bisweilen den Kindern die Haut und thun ihnen wehe, indem sie dieselben reinigen. Man muß also die unzeitige Schamröthe von dem Antlitz zu vertreiben suchen, doch nicht so sehr, daß man junge Leute dadurch sorglos und indolent mache."

XV.

Sorgfältige Vermeidung des übellaunigen, verdrießlichen Wesens im Umgange mit Kindern.

Die üble Laune ist ein ganz sonderbarer Zustand des Gemüths. Sie kommt und geht, ohne daß wir uns immer ihre Anwandlungen erklären können. Sie mögen oft tief in dem Hintergrunde unserer Willenskraft, in den Spielereien unseres Egoismus, in dem Gespinnste unserer Leidenschaften und unserer Phantasie, oder wohl gar oft in der Schärfe unserer Beobachtungen liegen, so ist doch jeder Mensch ihnen in gewissen Zeit-Intervallen unterworfen, und der, welcher den Uebellaunigen tadelt, ist es gewöhnlich selbst im höhern Grade. Es ist eine Krankheit, die man selbst nie genug kennt, weil sie sehr oft aus unbekannten physischen Gründen entstehen mag. Der Uebellaunige fühlt sich gereizt und beleidigt, ohne daß er beleidigt wurde; die unbedeutendste Kleinigkeit wirft ihn aus seinem Gleichgewicht; er quält sich und Andere, er weiß nicht, was er will, — und sonderbar genug! bei dieser widerlichen Form gibt es doch nicht leicht einen Gemüthszustand, der so ansteckend, als dieser wäre. Fast sollte man glauben, daß uns die Natur aus geheimen Absichten eine gewisse Neigung, uns selbst zu quälen, und dies von Anderen zu lernen, eingeflößt hätte.

Da wir dem Uebellaunigen fast keine andern Waffen entgegen zu setzen haben, als die, gleichsam wie er selbst zu sein, und Verstimmungen durch Verstimmungen zu bezahlen, weil er uns dazu zwingt, so finden wir Familien genug, wo unter allen Mitgliedern bis zu den Kindern hinab ein allgemeiner Mißton, wie auf einem durchaus verstimmten Instrumente herrscht. In jenen Häusern wüthet gleichsam ein stiller Krieg Aller gegen Einen, und umgekehrt. Keinem gefällt, was der Andere treibt, liebt, oder nicht liebt. Jeder ist des Andern Recensent; Glück genug, wenn er nicht des Andern Peiniger ist. Man kennt hier das zarte und freundliche Entgegenkommen zwischen Eltern und Kindern nicht, welches dem häuslichen Glücke einen so hohen Reiz gibt. Man belauert sich, man deutet Alles anders aus, man predigt und docirt, indem man sich selbst und Andere dabei langweilt, ohne zu bedenken, daß grade durch diesen Ton in den Kindern der feinere Sinn für das Gute, für Freundschaft, Wohlwollen und Wärme des Herzens verloren geht. Man wird fremd, kalt gegen einander, die Kinder haben eine Menge Geheimnisse, die sie selbst bei aller Schuldlosigkeit ihren Erziehern verheimlichen, weil sie voraus ahnen, daß man sie unrecht deuten wird. Alles hat in solchen Familien ein heimliches, verstohlenes, gedrücktes Ansehen, als ob über die unschuldigste Handlung ein Criminalgericht gehalten werden soll.

Dadurch aber entsteht selbst in gutmüthigen Kindern ein gewisser Doppelsinn des Gemüths, eine Neigung, sich zu verstellen, und durch List ihren Erziehern die schwachen Stunden abzulauern und abzugewinnen. Sie pflegen sich jene Perioden der üblen Laune genau zu bemerken und sind schlau genug, sich hinein zu schicken, um hintennach desto mehr Vergütungen zu fordern. Allein durch jenes Benehmen der Erzieher verlieren sie selbst bei den Kindern Achtung und Zutrauen, weil man überhaupt nicht leicht etwas achtet, was man nur fürchtet. Ein pädagogisches Gespenst kann man nicht lieben, sowie denn auch die Erfahrung

lehrt, daß übellaunige Erzieher und Erzieherinnen die untauglichsten Menschen zur Bildung junger Kinder zu sein pflegen. Ueberdies entstehen noch zwei andere moralische Uebel für die Kinder aus jener unseligen übeln Laune:

a. daß sie die Pflicht nicht gern thun, wenn sie von ihnen mit einem verstimmten und verdrießlichen Wesen gefordert wird, daß sie gegen das moralische Gefühl kalt und gleichgültig werden müssen, wenn man es in ihnen unter Stürmen und Erbitterungen ausbilden will, dagegen alles Gute, was man in den Menschen pflanzen soll, am leichtesten durch einen ruhigen Verstand und eine herzige Liebe angebaut wird. Da der Uebellaunige jene Ruhe nicht besitzt, so zweifeln auch die Kinder gar leicht an seiner Liebe, oder wohl selbst an seinem Verstande. Nach den gesunden und natürlichen Begriffen der Kinder kann derjenige eben nicht verständig genannt werden, der ihnen die Pflicht schwer macht und durch sein übellauniges Wesen zu verstehen gibt, daß er von der Liebenswürdigkeit der Pflicht selbst nicht durchdrungen war. Wenn wir unseren Kindern Geschenke geben, so pflegen wir dies mit einer gewissen Freundlichkeit und Gefälligkeit zu thun, um den Werth der Gabe dadurch zu erhöhen und sie ihnen desto lieblicher und angenehmer zu machen. So sollten wir den Kindern die moralischen Vorschriften als wohlthätige und liebevolle Geschenke geben! Die vortrefflichen Regeln verlieren ihre Kraft, wenn sie nicht auf die rechte Art ertheilt werden; sie gehen nicht zu Herzen, weil sie nicht aus dem Herzen zu kommen scheinen, und grade die Kinder wissen bei ihrem natürlichen Gefühl es recht gut zu deuten, was nur Wort und Buchstabe, oder Wärme der Empfindung aussprach.

b. Daß die Kinder, um sich dieses Joch leichter zu machen, durch Schmeicheleien ihre Erziehungstyrannen zu gewinnen suchen, während sie hinter ihrem Rücken Verachtungen und Spöttereien aller Art über jene äußern. Dies ist die erbärmlichste Erziehung von der Welt, und doch sehen wir ihr grelles Bild fast

überall da, wo die Erziehung durch alte mürrische Gouvernanten, oder verstimmte peinliche Mütter geleitet wird. Wenn es möglich wäre, so sollte das Alter überhaupt nicht viel mit der Erziehung zu thun haben. Beide Jahreszeiten des Lebens stehen zu weit auseinander, und die Erfahrung lehrt, daß in dieser Schule die Kinder entweder unverantwortlich verzärtelt, oder mit eiskalter Strenge behandelt werden. Da sich nun aber auch das Alter gern liebkosen und schmeicheln läßt, so machen sich schlauere Kinder diese Schwächen leicht zu Nutze, und beherrschen oft die eigensinnigen Alten mit einer Art von Zauberkraft. Bei einer freien und liberalen Erziehung, wo ihr ganzes schönes Werk ungekünstelt, unbefangen und fröhlichen Sinnes geführt wird, wo man sich einander versteht, und wobei man aus den Kindern keine Ideale übermenschlicher Vollendung bilden will, fallen alle jene traurigen Folgen des Doppelsinnes, der Verstellung, der Unlust zur Pflicht und der Heuchelei weg, die wir leider in so sehr vielen Familien gleichsam als eine Satyre auf alle Erziehung herrschen sehen.

Mütter und Erzieherinnen! euch zur Lehre und Warnung sind namentlich diese und nachfolgende gutmüthige Worte geschrieben, um die Töchter vor der Seelenkrankheit der übeln Laune, der gekünstelten und ungekünstelten Verstimmung zu bewahren, welche das Glück so vieler tausend Ehen vernichtet. Gebt ihnen selbst kein Beispiel eines leicht gereizten, verdrießlichen und weinerlichen Gemüths, einer unzeitigen Tadelsucht und überhaupt eines in sich gekehrten, wunderlichen Benehmens, wovon sich eure Kinder keinen Grund anzugeben wissen. Ueberfällt euch eine böse Laune, wie der Dieb in der Nacht, so zwingt und sammelt euch mit stiller Kraft und Selbstbeherrschung, oder sagt es lieber grade heraus, daß diese und jene Unannehmlichkeit des Lebens oder des Gefühls euch in einen leidenden Zustand versetzt habe. Kinder, besonders Mädchen, pflegen nur gar zu leicht eine ähnliche Form anzunehmen, auch ohne besondere Gründe, nur aus einem gewissen

Eigensinne und einer wohl gar raffinirten Empfindlichkeit, mißlaunig, beleidigt und unbehaglich zu erscheinen, ohne Grund zu schmollen, ein finsteres, bedeutendes Gesicht anzunehmen, schnippisch und kalt zu thun, zu hohnlächeln, und wie alle jene Albernheiten der übeln Laune sich sonst ausdrücken mögen. Man findet junge Mädchen, die in diesem seltsamen Manöver ihren verstimmten Erzieherinnen wie ein Ei dem andern ähnlich sehen.

Leider dauert dieser ungefällige Anstrich des Gemüths durch das ganze Leben als eine sehr böse Gewohnheit fort, weil man sich am Ende selbst darin gefällt, wohl gar dadurch interessiren will, und die üble Laune zugleich als einen bequemen Hausbedarf der Herrschsucht betrachtet. Denn auch die ungestümsten, rohesten und härtesten Männer werden endlich durch den Spleen der Hausfrau zahm, nachgebend und geduldig gemacht, weil uns jeder Zwang eine harte und widerliche Form ausdrückt. Jenes verstimmte Wesen der Frauen ist aber nicht sowohl ein Product der Ehe, denn die ist natürliche Bestimmung des Weibes, als vielmehr frühere Anleitungen einer unverständigen Erziehung. Die Mädchen bringen es mit in die Ehe hinein, und tausend Männer umarmen in der freundlichen Braut eine zärtliche Heuchlerin, die einige Wochen später mit allen Insignien eines empfindlichen Charakters auftreten wird. Die besser erzogenen, heitern, fröhlichen und unbefangenen Mädchen bleiben es auch in der Ehe und tragen ihr Päcklein Sorgen und Mühen mit Resignation. Nichts ist natürlicher, als daß ein Mädchen, das unter lauter Verstimmungen und Erkältungen des Gefühls auferzogen wurde, im Ehestande sich gegen diesen Zwang schadlos zu halten sucht und das Vergangene ihrem Hauswesen entgelten läßt, da in ihm kein gefälliger, liberaler und kindlicher Sinn angebauet wurde.

Wir dürfen hier eine Art der weiblichen übeln Laune nicht übergehen, welche die Folge einer überfeinen und raffinirten Erziehung zu sein pflegt, und aus der Ueberspannung der Ideen und Gefühle entspringt. Wer denkt hier nicht sogleich an

diejenigen Frauen, welche der Zeitgeist, die Schwärmerei, Empfindelei und Vielwisserei verschroben hat. Frauen dieser Art können und mögen sich nicht an die wirkliche Welt anschmiegen, sie leben in höheren Regionen, haschen überall nach höheren Gesichtspunkten des Lebens, wollen aus ihren Kindern lauter Genies und Originalmenschen bilden und überhaupt etwas Ungewöhnliches und Außerordentliches vorstellen. Sie beklagen sich, daß man sie nicht versteht, daß man ihnen nicht nachempfinden könne, daß der göttliche Funke in ihnen nicht erkannt werde. Sie sehen, einige Auserwählte abgerechnet, nichts als rohe, unreife, irdische Naturen um sich her, und können es nicht begreifen, wie sich einst eine deutsche Schriftstellerin ausdrückte: was der Himmel nun wohl für Gefallen an seinem weiblichen Mittelgut haben könne! Aus ihrem Weisheitsdünkel heraus bemitleiden sie dieses Mittelgut mit gnädigem Hohnlächeln, ohne zu bedenken, daß sie in den Augen des schärfer Beobachtenden nur unächte Vergoldungen sind. Wir möchten wohl den junonischen Blick malen können, mit welchem diese überfeinerten Frauen auf weniger verkünstelte edle Weiber herab zu sehen pflegen. Es war so ganz der Blick des höhnischen, sich selbst gefallenden, seichten Stolzes, der gespanntesten Selbstliebe. Und wenn wir nun die ebenso geformten, vielwissenden, schwärmerischen Töchter aus dieser Schule sahen, so jammerte uns die Menschheit, die in einem glänzenden Nichts ihre Größe sucht, und die schönen Keime der Natur in einer modernen Verwilderung ersterben ließ.

Der Jüngling und die Jungfrau

bei dem Eintritte in die Welt.

XVI.

Anleitung des Jünglings und der Jungfrau zur Lebensklugheit. Nothwendigkeit, die Sehkraft zu üben.

Wir betrachteten bisher die Natur des Menschen nicht sowohl in ihrer annähernden Reife, als vielmehr in ihrer kindlichen Jugend, nicht den in die Welt hineintretenden Jüngling, sondern den Anfänger und Schüler seines Weges. Der zum Manne heranreifende Jüngling ist ein anderes Wesen in Hinsicht auf Lehre, Disciplin und Moralität, als der Knabe. Die erwachsene Jungfrau, in der sich die Zwecke ihrer Bestimmung nun mehr entwickeln und vergeistigen, steht vor einem höhern Gerichtshofe der Vernunft und des Gefühls, als die Schülerin der Gouvernante. Jüngling und Jungfrau gehen dem schönen Mittage ihres Lebens entgegen, hinter sich lassen sie die kindische Vergangenheit; ein freundliches Spiel in der Erinnerung, aber nur ein Spiel, das sich an die Realität im Weltleben als der Anfang eines Drama anschließt.

Der Jüngling und die Jungfrau beim Eintritte in die Welt sind nunmehr der Gegenstand der nachfolgenden Betrachtungen.

Zur Norm des Umganges mit Kindern gehört nicht bloß die Gesetzlichkeit unseres Benehmens zur Entwickelung ihres moralischen Gefühls und die Abwehrung schädlicher Eindrücke auf ihr zartes Herz, sondern auch besonders die Anleitung derselben zur Lebensklugheit, zur Lebensphilosophie. Altklug sollen wir nach Kants Vorschrift unsere Kinder nicht machen, weil sich diese Form des Ernstes und der affectirten Bedeutsamkeit nicht für das jugendliche Alter schickt. Aber klug sollen und müssen unsere Kinder werden, um Mittel und Zwecke ihrer Handlung zu ihrem Besten geschickt vereinigen zu lernen. Die Klugheit ist also zunächst das Auge und die Seele des Lebens, und eine allen Menschen obliegende Vernunftpflicht, wenn wir uns und Andere nicht durch das Gegentheil unglücklich machen wollen. Ein Mensch, der richtig in das Gewebe der Begebenheiten, der Zeit und Umstände hineinschauet, die Erfolge calculirt, und darauf das Künftige baut, pflegt schon klug und umsichtig genannt zu werden, wenigstens fehlt es ihm nicht an Beurtheilungskunst, um zu wissen, wo er sicher auftritt oder nicht.

Aeltern und Erzieher sind demnach besonders verbunden, die Sehkraft ihrer erwachsenen Kinder zu üben, und ihnen überall, wie man zu sagen pflegt, den Staar zu stechen. Wir leben nun einmal in einer bunten, vieleckigen Welt, unter Menschen von den verschiedensten Anlagen, Sitten und Charakteren, zwischen Weisen und Thoren aller Art, in einem nie ruhenden Wechsel des Zeitgeistes, kurz, auf einem Schauplatze der sonderbarsten Widersprüche und Contraste, wo uns Tugend und Rechtschaffenheit, selbst Muth und Kraft nicht allein aufrecht erhalten können. Die besten Menschen tragen durchschnittlich die größten Lasten. Nicht, weil man eben ihre Tugend verfolgt, sondern weil es ihnen an einer richtigen Beurtheilung der Menschen, an Tactik und Klugheit des Lebens gebricht. Sie schauen nicht fleißig genug um sich her, sie haben zu viel gutmüthiges Vertrauen zu Andern, sie studirten das schwankende menschliche Herz nicht genug, sie beur-

theilen die vielen Menschenlarven um sich her nach ihrem eigenen offenen und geraden Sinne. Ein sehr guter Mensch, ein Heiliger des Gemüths und Charakters ist ohne Lebensphilosophie ein Blinder, vielleicht eine liebenswürdige Individualität, aber im wirklichen Lebensgebrauche ein Thor, wenigstens ein Unbrauchbarer, weil die schlauere Welt mit ihm Ball spielt.

Also zuerst und vor allen Dingen lehrt eure Kinder, nachdem ihr ihnen gute Grundsätze eingegeben, richtig sehen, und dies kann euch nicht schwer werden, wenn euch die Zeit selbst die Augen geöffnet hat. Die Klugheit theilt sich fast noch leichter, als die Liebe mit, sie mag sich gern fortpflanzen, und wem möchte sie sich lieber, als denjenigen mittheilen, deren besseres Erbtheil sie doch immer sein muß, nämlich den Kindern, die sie in die Welt schickt. Es thut den bessern Herzen unendlich wohl, der Unerfahrenheit eine Fackel*) zu reichen, um sich in dem vielseitigen Gewirre des Lebens orientiren zu können, und es gibt Erzieher genug, die sich mehr an der Schlauheit und Klugheit der Kinder, als an ihrer Moralität ergötzen.

---

*) „Intellectus humanus luminis Sicci non est, sed recipit infusionem à voluntate et affectibus; id quod generat Ad quod vult Scientias: Quod enim mavult homo verum esse, id potius credit. Rejicit itaque difficilia, ob inquirendi impatientiam; Sobria, quia coarctant spem; altiora Naturae, propter superstitionem; Lumen esperientiae propter arrogantiam et fastum, ne videatur Mens versari in vilibus et fluxis; paradoxa propter opinionem Vulgi: Denique innumeris modis, iisque interdum imperceptilibus, affectus intellectum imbuit et inficit“. Baco N. O. P. II. §. XLIX.

XVII.

Sich nicht sogleich durch den ersten Eindruck für oder wider einen Menschen einnehmen zu lassen.

Der bodenlose Satz einer griechischen Schwärmerei, daß in schönen Körpern schöne Seelen, in häßlichen ihre Gegentheile wohnen müßten, ist längst als Axiom abgewiesen. Das Aeußere des Menschen widerspricht seinem Innern oft auf die augenscheinlichste Art. Es gibt Männer und Frauen, die uns durch das Formelle ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Decenz, ihrer Humanität zu sich hinziehen, und uns durch das Gefällige ihrer innern und äußern Bildung bezaubern, aber ja nicht genauer beleuchtet werden dürfen! Es sind anziehende und liebliche Schönheiten nur von Außen her, und ihnen fehlt das Heiligthum der Menschheit, das warme sittliche Herz. Es gibt Andere, die nach ihrem ersten Eindrucke auf uns etwas Rohes, Hartes, Liebloses und Finsteres zeigen, Menschen, vor denen wir erschrecken, weil wir in ihnen auch nicht eine Falte des biegsamen Umganges bemerken; Gestalten, welche die Kunst nicht mag, und welche die Welt anbeten müßte, wenn ihre innere unsichtbare Schönheit sichtbar hervortreten könnte. Man gewöhne daher die Kinder ja nicht, wie es so oft der Gesprächston mit sich bringt, an einen Glauben an Physiognomie. Dieser Glaube fördert die Menschenliebe nicht sehr und

verführt uns nicht selten zu den ungerechtesten Urtheilen über Andere. Die obige Regel der Klugheit für junge Leute geht besonders dahin: nicht zu schnell Freundschaften zu schließen, wie man ein neues Kleid anlegt, sondern eine solche Vereinigung nach und nach zur Reife kommen zu lassen, wenn sie reif zu werden verdient. Jünglinge stürzen sich gar zu leicht in so schnell gewundene Verhältnisse. Die Gleichheit der Jahre, des Temperaments, der Vergnügungen, des Freiheitsinnes führt sie dahin, und Tausende haben eine so eilig geschlossene Verbindung lebenslang bereuen müssen.

Aber bei diesen Uebungen zum Rechtsehen soll man die Jugend nicht mißtrauisch, argwöhnisch, bedenklich und verzagt machen, welches geschehen würde, wenn man ihnen die Menschen nur immer von der schlechten Seite zeigen wollte. Wenn man nur Vorsicht und Wachsamkeit im Umgange empfiehlt, so predigt man noch keine Misanthropie. Aber ein junger Mensch, der schon jenes mißtrauische Wesen an den Tag legt, und überall lauschend und bedenklich, wie ein Hypochondrist auftritt, ist ein widerlicher Anblick. Dies Alter, welches von Natur sich frei, offen und liberal fühlt, widerspricht dem Anscheine der Bedeutsamkeit, als ob es schon durch Erfahrungen und Reflexionen bereits überklug gemacht sei. Auch sind solche unbärtigen Weisen bei ihrem Mißtrauen selten von guter Art. Eine so frühe Kälte des Gemüths hat gewöhnlich eine unedle Verschlossenheit und Heimtücke, oder Dummheit zum Grunde, für die nur selten Heilmittel aufgefunden werden können. Es gibt engbrüstige Aeltern und Erzieher genug, die den Kindern einen tiefen Argwohn gegen die Menschen einzuprägen suchen, das Bild der ihnen bevorstehenden Gefahren ins Unendliche vergrößern, ihnen die Welt als einen schrecklichen Kerker abmalen; aber sie thun daran Unrecht. Der Jüngling muß frohen Sinnes und mit Zuversicht in die Welt treten. Er hat ja die Welt noch nicht beleidigt; warum soll er sich mit Feinden umgeben glauben? aber wissen muß er es, daß man ihn von

nun an mehr beobachtet. Er muß fest stehen lernen, und sich Freunde und Wohlthäter erwerben, indem er dem Menschen ein vertrauliches Herz entgegen trägt. Die Natur hat nicht umsonst die Einrichtung getroffen, daß grade in der Periode, worin sich der Mensch für die Welt bilden soll, sie ihn durch seine eigene Jugend so freundlich anlächelt. Wäre dies nicht der Fall, sähe der hinaustretende Jüngling sie mit den Augen des Greises an, so würde er nichts für sie thun wollen und unzählige Keime des Guten und Schönen würden auf die Art unentwickelt bleiben.

XVIII.

Sich besonders in die Menschen schicken zu lernen.

Junge Leute sind in der Regel Feuer- und Brauseköpfe, wollen sich eigenmächtig ihre Bahn brechen, schlagen links und rechts um sich, sind geborne Egoisten und wollen nicht gern von Rücksichten gegen Andere etwas hören. Dies ist der gewöhnliche Freiheitsschwindel des gereiften Jünglings, wenn er sich in der vollen Kraft seiner Gesundheit, seines jugendlichen Muthes, seiner Phantasie und seines Selbstdünkels wahrnimmt. Er hält die Regel, sich zu bequemen, für die Kette eines Sclaven, und gewöhnlich ist erst eine Menge widriger Erfahrungen nöthig, ehe er zur Besinnung kommt und in das rechte Geleis hineingeführt wird. Da können nun Erzieher durch Lehren und Berathen, wie man sich in die Menschen zu schicken habe, manchen Stößen des Geschicks und der jugendlichen Unachtsamkeit zuvorkommen. Man verweise sie nur immer auf das lebendige Bild des geselligen Lebens, welches uns Allen in tausend warnenden Formen vor den Augen schwebt. Man mache ihnen begreiflich, daß der Mensch um des Menschen willen vorhanden ist, daß Einer dem Andern zu seinem Fortkommen Kopf und Hände reichen muß. Es gibt überhaupt sehr wenige Menschen, die man ganz unabhängig

nennen könnte; es gibt kein Glück und keine Macht der Welt, den Menschen ganz souverain zu machen, — wir Alle müssen irgend wo und irgend einmal — dienen, und wenn es einen möglichen Zustand gäbe, wo wir dieses Andern nicht leisten dürften, so sind wir doch wiederum von den zahllosen Verwickelungen des Schicksals abhängig, und die Nothwendigkeit ist unser Aller Zuchtmeister.

Es ist freilich keine leichte Kunst des Klugseins, sich in so mancherlei seltsame, quersinnige und unmoralische Menschen schicken zu lernen; ein Grund, warum sich so oft Hypochondristen, Unglückliche und Anachoreten ganz aus der Welt zurückgezogen. Es ist hart, von dem Eigensinne, von der Rohheit solcher Menschen abzuhängen, welche blos der Würfel des Glückes über uns stellte, so daß wir den eisernen Druck der Subordination wohl nicht einmal laut werden lassen dürfen. Es ist hart, sehr hart, von den Befehlen solcher abzuhängen, die in Absicht auf Verdienst, Geschicklichkeit und Brauchbarkeit tief unter uns stehen, ihre Glorie von uns erborgen, während sie uns wie Sclaven behandeln. Jungen Leuten, die in die Welt treten, wird dieses Joch um so schwerer, je weniger sie in dem freundlichen väterlichen Hause an eine solche Dependenz gewöhnt wurden, und sich folglich geneigter fühlten, über alle diese Gestalten harter geselliger Verhältnisse hinauszufliegen. Allein die Welt ist nun einmal nicht anders, wird und kann auch nicht anders werden, und gesunde Vernunft, mit Geduld verbunden, sind die mächtigen Freunde der Menschen, die uns hier allein berathen können. Die Klugheit ist die gelehrige Tochter der Vernunft, die uns nachzugeben gebietet, wenn Widerstand nicht nur unnütz sein, sondern uns wohl gar unglücklich machen würde. Wer will den Kopf an einem Felsen zerschellen, der nicht weicht, und wer wird es nicht bereuen, um einen Augenblick recht zu haben, sich trübe Tage und Jahre aufzuladen? Ueberdies lehrt uns die Erfahrung und die Menschenkenntniß, wieviel man durch kleine Aufopferungen, durch ein leises

Nachgeben und durch die Gabe der Accommodation ausrichten und das Leben erleichtern kann. Die meisten Menschen fühlen sich durch das Entgegenkommen geschmeichelt, und die härtesten Gemüther lassen sich durch diesen Zauber erweichen. Der kluge Mann bedarf hierzu durchaus nicht der Erniedrigung, der Schmeichelei und des Kriechens. Es liegt in der Art und Weise des verständigen Nachgebens etwas so Anziehendes und Einnehmendes, welches allgemein gefällt, und wenn es sich mit der Dienstfertigkeit verbindet, so sehen wir sehr oft eine Liebenswürdigkeit, die, selbst bei geringeren Verdiensten, allgemein geachtet wird.

Es gibt junge Männer und überhaupt gutgeschaffene Menschen, denen jene Accommodation gleichsam angeboren ist. Sie kennen, vermöge eines ihnen eignen Tactes, Zeit und Umstände genau, wann und wo man sich fügen muß; aber ihre Klugheit ist nicht bloß negativ, sondern auch praktisch. Sie sind immer geschäftig, Andern gefällig zu sein, und da, wo sie nicht handeln können, doch den Willen dazu sichtbar zu machen. Sie besitzen das Talent des Zuvorkommens, welches wir, wenn es mit sichtlicher Güte verbunden ist, den höhern Charakter der wahren Lebensart nennen möchten. Die sich hingebende natürliche Güte solcher Menschen ist noch mehr, als gesetzliche Dienstfertigkeit, denn sie hat das trockene Gepräge der Pflicht abgelegt, und erscheint uns nun in der liebenswürdigen Form der Ueberraschung, wie eine neue schöne Erfindung des geselligen Lebens. Dabei herrscht in dem Betragen dieser wahrhaft Wohlgebornen eine gewisse Biegsamkeit und Herzlichkeit, die man durchaus nicht Glätte, noch künstliche Gewandtheit nennen darf. Es ist nichts Höfisches, nichts Affectirtes, nichts Gnädiges und Imponirendes darin, es ist der Ausdruck einer edlen Lenksamkeit, die sich selbst versteht, aber eben darum ihren innern Werth nie vergessen und nie aufopfern wird. Solche Menschen machen gewöhnlich in der Welt ihr Glück, und sie können große Wohlthäter der Menschheit werden, wenn sich das wahrhafte Geschick mit dem wahrhaft

Gefälligen vereinigt, weil es ihnen alsdann nie fehlen wird, die Herzen der Menschen zu gewinnen, und durch diesen Gewinn auf nahe und ferne Zeiten glücklich fortzuwirken. Es sind diejenigen Menschen, welche, wie Gracian es ausdrückt, die Zauberkraft des Gefälligen besitzen.

Man kann dieses natürliche Talent der Accommodation auch gar bald von dem erkünstelten und gemachten unterscheiden. Dieses verräth seine Manier, seine Anstrengungen und seine Schlauheit, oder die unedle Kunst, die Umstände und die Schwächen der Menschen zu selbstsüchtigen Zwecken zu benutzen und zu drehen. Es ist etwas Verschmitztes, zu Biegsames und Arglistiges in dieser Accommodation. Die Heuchelei, die Flatterie, die theatralische Lust, zu gefallen, das Interesse scheint überall mehr oder weniger hindurch. Und selbst in der Sprache und den Geberden dieser affectirten Gefälligkeit liegt etwas, das auf Verstellungskunst und erborgte Wärme hindeutet. Man trauet solchen Menschen nicht, soviel Versuche sie auch immer, um uns zu gewinnen, anstellen mögen. Ihre freundliche Dienstfertigkeit macht uns bange, ihre Zudringlichkeit und die angenehmen Dinge, die sie uns zu laut sagen, machen sie uns verdächtig, und wir würden lieber den herzigen Ernst des Wohlwollens, als den uns nur immer zulächelnden Blick ihres spähenden Auges bemerken.

XIX.

Unbesonnenheit, ein feindlicher Charakterzug junger Leute.

Die größte Feindin junger Leute, die in die Welt treten, ist die Unbesonnenheit, oder das leichtsinnige Reden und Handeln ohne Rücksicht auf Menschen, Zeiten und Umstände. Lebhaftigkeit, Leidenschaft, Kraftgefühl, Eigenwille übereilt dieses Alter; sie reden, ehe sie gedacht haben; sie urtheilen, als ob sie keiner hörte, oder sie keinen hören dürften. Sie geben nicht leicht nach, sie widersprechen Leuten, denen sie Achtung schuldig sind, sie sagen ihre Meinungen viel zu grade heraus, und nicht selten mit einer Bedeutsamkeit, die den Schweigenden herausfordert. Sie verstoßen gegen die Gesetze des Anstandes, der Verwandtschaft, der Achtung gegen das andere Geschlecht und das Alter. „Je me moque de tout le monde“ ist die Maxime der meisten jungen Leute. Selbst wenn sie etwas wissen, treten sie damit zur Unzeit hervor, sind in ihren Forderungen ungestüm und brutal, schwatzen Geheimnisse aus, überlassen sich in geselligen Zirkeln der Lebendigkeit ihrer Laune, wollen der Societät einen ähnlichen Ton aufdringen, durchschneiden ernsthafte Gespräche mit einer wegwerfenden Gleichgültigkeit und sind, mit wenig Worten, die

Jünglinge, wie wir sie meistentheils bei ihrem Ausfluge in die größere Welt in einer renommirenden Form sehen.

Es gibt kein besseres Mittel, als junge Leute in dem lebendigen Beispiele Anderer auf die Folgen unüberlegter Handlungen aufmerksam zu machen; auch hierin ihren Blick im Rechtsehen zu üben und ihnen zu zeigen, daß der Unbesonnene, bei aller Herzensgüte, oft weniger sein Glück macht, als der Schurke. Und da kann es dann an Anleitungen aus dem Schauplatze des allgemeinen Lebens nicht fehlen. Wo leben nicht Jünglinge, die man ihnen nicht als sprechende Resultate der Unbesonnenheit aufstellen könnte! Unglückliche, die sich durch das Spiel erniedrigten, durch Verführungen der Liebe sich selbst vernichteten, durch Unachtsamkeit gegen ihre Obern und einen unzeitigen Selbstdünkel in den Hintergrund geschoben wurden, durch Flattersinn, Indolenz und Etourderie sich eine bessere Zukunft raubten, kurz das edle Geschick, — Mittel und Zwecke zu ihrem Fortkommen nicht angebauet hatten. Das große Lehrbuch der Welterfahrung ist nicht reichhaltiger, als gerade in diesem Abschnitte, und man kann geradezu behaupten, daß die allermeisten Fehler der Menschen mehr durch Unbesonnenheit, als durch Unsittlichkeit begangen werden. Der Besonnene ist der wahre Kluge, oder derjenige, welcher in der Gegenwart seines Geistes lebt, weder seinen Kopf preis gibt, noch ihn verliert, und einem Seefahrer gleicht, der sich mit Wind und Wetter, mit Untiefen und Klippen so bekannt gemacht hat, daß er aus und durch sich selbst über die Elemente zu herrschen scheint.*)

Es wäre vielleicht bei manchem jungen unbesonnenen Kopfe nicht undienlich, Experimente mit ihm zu machen, und seine Umgebungen so einzurichten, daß er die unmittelbaren Folgen seiner Unbedachtsamkeit empfinden müßte, ihn anlaufen zu lassen, ohne ihm in den Weg zu treten, und ihn fortzustoßen, um durch schmerzliche Er-

*) ο Θεος παντα γεωμετρει . . . Plato.

fahrungen sein eigener Seelenarzt zu werden. Nur finden wir hierbei das bedenklich, daß man bei diesem Experimentiren die Eindrücke auf das jugendliche Herz nicht genau berechnen kann, und, wenn die Kinder die Maschinerie unserer Versuchskunst errathen sollten, sie für die Zukunft nur desto eigenwilliger und mißtrauischer werden dürften. Es ist schon viel geschehen, wenn nur junge Leute ein für allemal wissen, daß sie in dem väterlichen Hause keinen Schutz gegen ihre Unbesonnenheiten und Vergehungen finden. Wenn man diese nicht entschuldigt, oder wohl gar vertheidigt, so werden sie schon dadurch vorsichtiger zu gehen lernen um uns den Schmerz zu ersparen, den sie uns verursachen würden. Vernünftige Eltern werden es sich daher zum Hauptgrundsatze machen, ihren Kindern bei deren Fehlern durchaus keinen Rückhalt zu zeigen. Väter und Mütter, Erzieher und Erzieherinnen müßten sich hierbei den feierlichsten Handschlag geben, um den Inconsequenzen jugendlicher Unbesonnenheit zuvor zu kommen und sie darin nicht zu bestärken. Diese Methode muß aber schon früh geübt werden. Wenn der Vater oder die Mutter ein Kind bestraft hat, so pflegt es sich gewöhnlich an eine von beiden Autoritäten zu wenden, um von seiner Schuld frei gesprochen oder wenigstens bemitleidet zu werden. Dieß ist sehr natürlich. Das Kind hat noch keine reifen moralischen Begriffe; es glaubt durch die Strafe ein Unrecht erlitten zu haben, und sein Schmerz, oder auch sein Trotz, fordert es auf, bei einem Zweiten oder Dritten Schutz zu suchen. Da müssen nun Beide, Vater und Mutter, und die Erzieher mit ihnen, eine ernste Stirn annehmen und es nicht erlauben, daß es irgend in die Arme eines Andern flüchten dürfe, um den Bestrafenden gleichsam vor Gericht zu fordern. Man betrachte die Fehler, welche gegen diese Maxime so allgemein begangen werden, doch ja nicht für etwas so Geringes. Wenn Aeltern in ihren Bestrafungen der Kinder auch nur einen leisen Anschein verschiedener Meinungen zeigen, so müssen diese in ihren moralischen Begriffen irre werden, den strafenden Vater für einen

Tyrannen, die verzärtelnde Mutter hingegen für ihre alleinige geliebte Schutzgöttin halten, und so auf die widerlichste Art Haß und Liebe gegen ihre Aeltern in sich vereinigen. Es läßt sich nicht berechnen, welche Verschrobenheiten und widersprechende Leidenschaften in dem Gemüthe der Kinder dadurch entstehen, wenn Väter und Mütter sie *ungleichartig bestrafen* und *ungleichartig belohnen*.

XX.

Vier Arten von Menschen, die sich nicht in Andere zu schicken wissen: a) Der Wichtigthuende. b) Der sogenannte Sansfaçon. c) Der Witzling. d) Der ungestüm Trotzige. Ihre Charaktere in der wirklichen Welt. Beherzigungen für dieselben und ihre Erzieher. Ungestüme Frauen.

Es gibt besonders vier Arten junger Leute, welchen das Talent, sich in Menschen und Umstände zu schicken, fast ganz zu fehlen scheint, und die bei ihrem Ausfluge in die Welt besonders verständiger Wegweiser und Rathgeber bedürfen: Der sich Wichtigdünkende, — der sogenannte Sansfaçon, — der Witzling, — der Ungestüme und Trotzige.

a) Das Wichtigthun und der Dünkel junger Leute entsteht gewöhnlich aus Mangel eigener Erfahrung, aus Unkunde der Menschen, aus Fehlern einer zu nachgebenden Erziehung, aus Unbekanntschaft mit den Bedingungen eines höhern Verdienstes. Wir sehen Jünglinge, welche sich einige Kenntniß und Geschicklichkeit erworben haben, an sich selbst wie zu einem Wunderthier hinaufschauen und eine Verehrung ihrer Elementarbegriffe verlangen, als wenn es dem höchsten Verdienste gälte. Jeder Andere

ist in den Augen dieser gelehrten Sprößlinge ein kleiner Geist. Sie wiegen die Verdienste der gelehrtesten Männer mit ironischem Lächeln ab und sind die unbarmherzigsten Kritiker einer Literatur, deren Anfangsbuchstaben sie kaum kennen. Fallen junge Leute vollends in dieses unglückliche Fieber der Celebrität, so hat ein Jeder seine liebe Noth mit ihnen. Sie hören und sehen nun nichts mehr in diesem Schwindel, zu glänzen, als sich selbst, und sie sehen von der Höhe des Maulwurfshügels, worauf sie stehen, mit Verachtung auf die ganze übrige Welt herunter.

Einer unserer würdigsten und denkendsten Erzieher*) gibt hierbei jungen Leuten eine Hauptregel, die so lautet: „wolle, indem du auf die Schaubühne des geschäftigen Lebens trittst, nicht glänzen, sondern nützen und glücklich sein. Der junge rüstige Geist des Jünglings, durch eine thörichte Erziehung und durch das allgemeine Beispiel zur Ehrsucht entflammt, fühlt kaum den ersten dürftigen Knospen der früh reifen Manneskraft seiner Seele zum Ausbruch anschwellen, so schaut er schon gierig umher, und brennt und lechzt nach einer Gelegenheit, wobei er dem seiner Meinung nach erstaunenden Publikum ankündigen könne: sehet doch, auch ich bin da! Hat er nun eine solche Gelegenheit erhascht, und findet sich dann irgend ein thörichter Menschenverderber, der aus Eitelkeit, um sich das Ansehen eines Protectors zu geben, auf sein „sehet doch!" achtet, ihn wohl gar aus dem Haufen hervor an's helle Tageslicht zieht, dann ist von dieser Stunde an das Dichten und Trachten des jungen Thoren auf nichts anders gerichtet, als wie er Augen auf sich ziehen und von sich schwätzen lassen möge. Die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, kommen nicht weiter in Betrachtung, als insofern sie mehr oder weniger, geschwinder oder langsamer wirksam sind. Ob sie übrigens mit den Grundsätzen der wahren Ehre und der strengen Rechtschaffenheit bestehen können,

*) Campe's Theophron S. 14.

das wird nicht mehr bedacht. Es ist ihm nur um's Berühmtwerden zu thun; will's nicht als Architect gehen, der den Tempel bauet, flugs wird das ruhmgierige Männchen ein Herostrat, der ihn verbrennt. Hat er sich doch auch verewigt!"

b) Der sogenannte Sansfaçon ist ein schreiender Contrast des Vorhergehenden, ob sich gleich Beide, nur auf einem verschiedenen Wege, lächerlich und gehässig machen. Wenn der Wichtigthuende durch seinen angenommenen Ernst und Egoismus, durch sein gnädiges Herabblicken auf Andere, durch seine Prätensionen, durch sein zippes, sprödes und kaltes Benehmen mißfällt, so stößt dieser unaufhörlich durch seinen Leichtsinn, seine Fahrlässigkeit, seine Beleidigung der feinen Lebensart und der Convenienz an. Er betrachtet sich selbst als den ungebundenen Gesetzgeber seiner Handlungen; er gibt sich gleichsam selbst das Privilegium, nach beliebiger Willkür zu denken und zu reden und was ihm in den Weg tritt, ohne weitere Umstände auf die Seite zu schieben. Stand, Rang und gesellige Verhältnisse sind ihm hierbei völlig gleichgültig; er hält sich für das freieste Wesen unter der Sonne, ist äußerst offenherzig und unvorsichtig in seinem Urtheil über Andere. In seinem Frohsinne erlaubt er sich Rechte, die ihm nicht zukommen, schnell und frohlaunig greift er Andern vor, und meint, so etwas sei naiv, die gewöhnlichen Formen des Lebens sind ihm lächerlich.

Gewöhnlich sind diese Flattergeister, die so wenig Umstände machen und so sehr getadelt werden, in beiden Geschlechtern keine böse Charaktere, sowie der bloße Leichtsinn selten das Zeichen eines schlechten Herzens ist, und den vortrefflichsten Menschen aus Naturell eigen sein kann. Der leichte Sinn ist ein großes Geschenk der Natur, wenn er der Vernunft und dem guten Herzen die Hand reicht, und solche Menschen sind der Fels in Ungewittern.

c) Der Witzling ist in der Societät selten ein willkommener Mensch, wenn er nicht grade in einen lustigen Zirkel tritt,

den er absichtlich durch seine Spässe unterhalten soll. Dann betrachtet man ihn aber nur als einen Lustigmacher von Profession, der dem Wirth die Mahlzeit durch groben und feinen Scherz, durch Anecdoten und Schwänke bezahlen will, ohne deßhalb geachtet zu werden. Junge Leute sind vermöge ihres fröhlichen Naturells, ihrer lebendigen Phantasie und ihrer oft unwillkürlichen Neigung zum Komischen besonders zu diesen Witzeleien geneigt, und werden darin durch den Umgang auf Schulen, wo Einer dem Andern in der Neckerei den Rang abzulaufen sucht, noch mehr bestärkt. Die Sache ist an sich meistentheils ganz schuldlos, wie es fast immer der frohgelaunte Witz ist, der nicht beleidigen, sondern nur unterhalten, amüsiren will und wie ein unerwarteter Lichtfunken vor der Seele als eine lachende Nebenidee vorüberfliegt. Dieser Witz ist nur ein Kind der frohen Laune, des Scherzes und ein freundliches Talent des Gemüthes, wogegen nur der Milzsüchtige etwas einwenden kann. Aber das studirte Angewöhnen des Witzelns, das Haschen danach, ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände, die kleinliche Eitelkeit, dadurch glänzen zu wollen, kann leicht in eine Sucht ausarten, wobei der Mensch gar leicht die Zügel verliert und seine Schwänke nicht mehr zurückhalten kann. Dieß sind die bemitleidenswerthen Gecken der Societät, der gesellige Harlequin, der Bouffon, der Hofnarr der Lacher. Das sich Anspornen, etwas Witziges aus sich herauszuquälen, die erzwungene Mimik des Komischen, die Verdrehungen der Sprache und des Accents, das Haschen nach indecenten Wortspielen, das närrische sich selbst Belachen, geben dem Lustigmacher eine höchst abschreckende Form, und er ist in seiner possierlichen Schellenkappe nicht vermögend, verständigen Menschen auch nur ein mechanisches Lächeln abzugewinnen.

Das Bonmotisiren ist zur Unterhaltung ein angenehmes Talent; aber gewiß nicht immer ein glückliches, besonders wenn es nicht durch einen menschenfreundlichen Charakter eingeschränkt wird. Besonders sollten große Herren ihre witzige Laune nur

mit Vorsicht gebrauchen, weil der Unterthan, wenn er auch Geschick dazu hätte, die Satyre nicht zurück geben darf, wie es bei seines Gleichen der Fall ist. Kästners scharfe Witzeleien hatten die Lacher überall auf ihrer Seite; man hat sie sich einander, wegen ihres naiven geistreichen Sinnes, unzählige Mal wieder gesagt; aber wie Vielen mag er auch nicht dadurch wehe gethan haben, welche grade von diesen Pfeilen getroffen wurden! Ist unser Verstand einmal zum Witze und zur schnellen Auffassung des Lächerlichen organisirt, so können wir freilich die Ausbrüche desselben nicht ganz aufhalten, da sich die Bilder des Witzes unwillkürlich und mit größter Schnelligkeit in uns aufregen; aber in der Societät ist die Beherrschung der Zunge eine der nöthigsten Klugheitsregeln. Ein sehr feiner französischer Schriftsteller*) sagt sehr richtig, „daß die Raillerie ein sehr schlüpfriges Ding sei, und wenn sie nicht mit Zartheit geübt werde, sondern sich gehen lasse, die Menschen schmerzlich beleidige. Es gebe zwar einen schuldlosen Ton derselben, aber auch diesen müsse man anzuhalten suchen, sobald der Geneckte eine Verlegenheit zeige und sich nicht mehr vertheidigen könne, weil alsdann aus einer Anfangs höchst unbedeutenden Kleinigkeit sehr ernsthafte Auftritte zu entstehen pflegen.“

Wir müssen hierbei noch eines Fehlers so vieler Aeltern im Umgange mit ihren jüngern und erwachsenen Kindern erwähnen, der darin besteht, die komischen Neckereien derselben unter einander nicht nur gefällig anzuhören, sondern wohl selbst Theil daran zu nehmen, und ihre witzige Laune aufzuheitern. Die Possenspiele der Kinder muntern überhaupt ältere Leute auf, weil uns dieser Frohsinn selbst an die Blüthenzeit unserer Jugend erinnert, weil diese Lebendigkeit des kindlichen Geistes noch keinen beleidigt, weil es eine gewisse Energie des jugendlichen Charakters ausdrückt, und weil wir von diesem Charakter nichts als seine liebenswürdige

*) La Chetardye, Instructions pour un jeune seigneur p. 32.

Natürlichkeit verlangen. Allein es ist eine heilige Pflicht der Erzieher und Erzieherinnen, in ihren Kindern die Reizbarkeit, das Lächerliche aufzufinden, wenigstens zu corrigiren, wenn sie dieselbe nicht ausrotten können. Das Letztere wäre in jedem Falle das Beste, weil das Aufsuchen des Lächerlichen unmittelbar zur Menschenverachtung hinführt. Der Stoff hierzu kann dem lieblosen Krittler nie fehlen. Jeder Mensch, auch der verständigste und beste, hat etwas in seinem Blicke, seiner Sprache, seinen Bewegungen, seiner Art sich zu benehmen, seinem Geschmacke, seinen Gewohnheiten, das wenigstens zu dem Lächerlichen hinstreift. Menschen, die nur solche Contraste auffassen, und die Wollust dieser Laune so selbstgefällig befriedigen, werden ihre Nebenmenschen wenig lieben, und von der Nichtliebe zur Verachtung ist nur ein Schritt; aber für junge, in die Welt tretende Leute ist dieser Schritt der gefährlichste von der Welt. Wer so früh die Menschen verachtet, wird sich nie in sie schicken lernen, und der Anfang dieser Lebensunkunde ging aus den Aeffereien hervor, die der verwöhnte witzelnde Knabe und das verwöhnte sarkastische Mädchen mit den kleinen Schwächen Anderer, unter dem Zuwinke ihrer Erzieher, treiben durften. Wir finden diese Geneigtheit, Andere zu schrauben und zu persiffliren, diese Sucht, das Lächerliche an den Menschen aufzuhaschen, mit der ganzen leidigen Kunst zu medisiren, namentlich bei den Kindern der Großen, weil man ihren Witz so leicht belacht, und sie deßhalb ein Vorrecht zu haben glauben, ihre Stacheln nach Belieben auszustreuen.

d) Endlich ist der Charakter des Ungestümen, Leichtgereizten und Trotzigen nicht sehr geschickt, sich nach den Menschen und ihren Launen zu bequemen. Aeltern und Erzieher sollten es sich zur heiligsten Pflicht machen, grade solche Temperamente abzuschleifen und zu bezähmen, und ihnen wenigstens einen gefälligern Anstrich ihres gebietenden Willens zu geben. Der Ungestüme, Störrige und Unlenksame glaubt überall mit

seinem Kopfe, seinem Wissen und Meinen, seiner Tollkühnheit und seiner Impertinenz durchzudringen, während er grade dadurch sich nur noch mehr Hindernisse in den Weg wälzt, und oft Freunde und Wohlthäter in die größte Verlegenheit setzt. Solche Charaktere sind wegen ihrer eisernen Unbiegsamkeit für den Weltgebrauch gewöhnlich sehr ungeschickt. Es gibt für den ruhigen Zuschauer auch wohl nicht leicht etwas Widerlicheres, als ein Wesen, das sich mitten in der Societät und eigenmächtig eine Welt nur nach seinem Sinne bilden will, und mit heftiger Zudringlichkeit uns die Anerkennung dieser Welt gleichsam befiehlt. Der Ungestüme ist noch unerträglicher, als der Sansfaçon. Jener verachtet unsere Rechte und Verhältnisse aus Stolz, Rechthaberei und Egoismus; dieser beleidigt uns nur aus Etourderie und luftiger Vergessenheit des Anstandes. Der Ungestüme will uns absichtlich durch seine Angriffe und Grobheiten besiegen und uns für die Folge Furcht und Bedenklichkeiten einjagen, und wirklich sind solche Menschen auch ohne ihre Schuld wie ein feuerspeiender Berg, dem man sich nie ohne eine gewisse Aengstlichkeit nähert. Er ist gleichsam immer in den Waffen, das Blut scheint in ihm schneller, als in andern Menschen zu laufen, und wir finden diese Erscheinung in kleinlichen Körpern beiderlei Geschlechts. Dem harten und ungestümen Manne wird es schon schwer, ein freundliches Wort von sich hören zu lassen, noch schwerer wird es ihm, zu bitten und seinen Sturm sichtbar zu bereuen, wenn er es auch wirklich in seinem Innern thut. Diese Rauhheit und Heftigkeit des Gemüths, dieses augenblickliche Auflodern, dieser Herrschergeist, oft mit bäuerischem Stolze verbunden, macht ihn zu einem lästigen Gesellschafter, und er ist da wie die Eule unter den Vögeln. Ist sein Charakter selbst nicht bös, und zeichnete sich seine Denkungsart selbst durch strenge Rechtschaffenheit und uneigennütziges Wohlwollen aus, so scheuet man doch einen Biedersinn, dem die Natur eine so rohe Einfassung gab. Die Bedingungen der Geselligkeit und des bessern Umganges fordern zu gegenseitigen Mittheilungen

der Herzen und Gedanken eine gewisse Ruhe und stille Behaglichkeit und jene sanfte Güte, wodurch sich die Gemüther einander öffnen, anstatt daß sie sich im Sturm gegeneinander verkriechen.

Junge Leute sind gewöhnlich aus Mangel der Erfahrung, der Menschenkunde und der Lebensbesonnenheit, solche Ungestüme der Societät. Sie kennen den großen Werth des Ansichhaltens noch nicht, folgen der natürlichen Lebendigkeit ihres Feuerkopfes, und bemerken es nicht, daß besonnene ältere Leute einen Ungestüm wenig achten und fürchten, in welchem sich noch der rohe Knabe ausspricht. Oft ist dieser Anlauf und dieser rohe Muth auch nur Versuch und Affectation, um zu imponiren. Wahres oder falsches Ehrgefühl ist in ihnen erwacht, sie wollen sich daher durch diese Bravour eine Art von Achtung erzwingen, sich geltend machen, und durch ihre Festigkeit gleichsam auf die Würde des Mannes pränumeriren. Die Maximen dieses Anscheins einer reifenden Selbstheit werden den Kindern sehr oft durch die Erziehung selbst mitgetheilt. Es gibt Aeltern und Erzieher genug, welche Söhne und Töchter anspornen, keinem ein gutes Wort zu geben, sich selbst durch ihren Kopf Recht zu verschaffen, und ihre Ehre ja nicht durch ein gefälliges Entgegenkommen zu verletzen. Muth und fester Wille ist die ewige Erziehungspredigt in diesen Häusern. Allein, haben die Kinder wirklich selbst natürliche Energie, so werden sie dieselbe schon ohne Anspornen zeigen, und fehlt es ihnen an persönlicher Kraft, so werdet ihr sie ihnen durch keine Maxime in der Welt mittheilen können.

Eine andere moralische große Vorschrift lautet so: Thue Recht und scheue Niemand! Aber grade dieses heilige Wort wird nicht selten mißverstanden. Die Ungestümen meinen, daß, wenn man nur Recht thue, man sich um das Menschenvolk wenig zu bekümmern habe, und ihm nach Gefallen Trotz und Widerstand bieten dürfe, wenn man nur sich seines Rechtthuns bewußt sei. Es gibt freilich kein ehrenvolleres und köstlicheres

Schild gegen die Angriffe und die lieblosen Urtheile der Menschen, als dieses Rechtthun, und keinen köstlichern Schatz für das Herz und das Gewissen und die Würde des Menschen; allein das Menschenstudium, das Orientiren in der wirklichen Welt darf dabei, wie wir schon bemerkten, nicht außer Acht gelassen werden. Mit dem bloßen Rechtthun wird man in der vielseitigen und vieleckigen Welt nicht ganz fertig. Der ehrlichste Schiffer muß auf einem ungewissen Ocean sein Fahrzeug zu lenken wissen; denn Tugend und Kunst ist verschieden, aber der Verständige wird sich um Beide bewerben müssen. Ja, es kann sogar ein redlicher Mann dadurch in der Societät lästig werden, wenn er sich in einseitigen Erzählungen nur immer auf seine Redlichkeit beruft und damit auf die Parade zieht. Nicht zu gedenken, daß der Rechtthuende sich selbst durch seine harte, widerstrebende Außenseite den Kreis seiner wohlthätigen Wirksamkeit sehr zu verengen pflegt, seiner Pflichterfüllung dadurch nachtheilig wird, und in dem Falle etwas Unmoralisches begeht, wenn er nicht zugleich klug sein will.

Der Ungestüm des Mannes ist etwas Zurückschreckendes und Bedenkliches, — noch mehr ist er es im Charakter der Frau, welche nach der Sitte der Natur mit Stille und Sanftmuth und Bescheidenheit die Bahn ihres Lebens durchwandeln soll. In den ersten Jahren finden wir in Absicht der Lebendigkeit des Temperaments zwischen Knaben und Mädchen fast keinen Unterschied. So lange diesen durch die Erziehung nicht ein stilleres Aeußere des Gemüths gegeben wird, so lange sie sich selbst überlassen bleiben, sind sie ebenso wild und ungestüm, als die Knaben, ebenso ausgelassen in ihrem Laufen, Zanken, Spielen und in ihren Geberden. Man sieht kleine Mädchen mit einer Raserei um sich schlagen und ihre Wünsche ertrotzen. Auch sind ihre Empfindungen noch schwankender und reizbarer, als die der Knaben, ihr Organismus der Nerven will es so, und es ist der Natur gemäß, daß der Schwächere durch Eigensinn, Empfindlichkeit und

Schlauheit den Mangel an Stärke zu ersetzen sucht. Wird dieser weiblichen Lebendigkeit nicht früh genug vorgebeugt, läßt man sie mit in die jungfräulichen Jahre hinüber schreiten, so wird sie das Geschlecht als eine rohe Gewohnheit vielleicht nie verlassen. Und so sehen wir Frauen, von denen man sagen könnte, daß sie von den schönen Ufern der Weiblichkeit gleichsam verschlagen sind, männlich=rohe, hastige, militairische Frauen, die um sich her ein sonderbares Regiment der Willkür verbreiten, und nur noch die äußere Form ihres Geschlechts beibehalten haben.

Ein augenblickliches Aufglühen des Blutes, der Laune, der Empfindsamkeit, unwillkürliche Neigung zum Gezänk, wie der Moment es verursacht, männliches Lautsein, hastiges Fragen und Beantworten, wegwerfendes Benehmen gegen die Gesetzlichkeit des feineren anständigen Betragens sind die Charakterzüge dieser Weiber, die, so hoch auch sie im Range stehen mögen, dennoch den Frauen in der Halle gleichen, und vor welchen die Gebildetern ihres Geschlechtes wehmüthig erröthen. Jene Mannweiber fühlen es bisweilen selbst, daß in ihnen die sanfte, stille Weiblichkeit verloren gegangen ist, zurückkehren können sie nicht, sie halten sich daher lieber zu den Männern, deren Charakter mehr zu dem ihrigen paßt, und von denen sie auch mehr als von dem stillern und sinnigen Weibe verstanden werden. Auch verräth sich das Ungestüme und Verwilderte in der Physiognomie des Weibes fast noch mehr, als in den Gesichtszügen des rohen Mannes. Die Natur wollte in den Ausdruck des weiblichen Gesichts gleichsam das Ideal ihrer höchsten Güte legen, und dadurch ihr Meisterstück mehr, als durch die Form des schönen Körpers verherrlichen. In jenen rohen Weibern geht in ihrer Physiognomie auch der kleinste Funken unter, der uns noch bezaubern könnte. Die Mythologie *) der griechischen Dichtkunst bildete die höchste Wuth der menschlichen Natur in die gräßliche Form der Furien, vielleicht

*) Ovid. Met. L. II.

nach der subtilen Bemerkung, daß in dem zarten Gebilde des Weibes auf diesem Spiegel des Schönen und Zarten die ungestüme Leidenschaft sich schärfer, als in dem Bilde des Mannes ausdrücke. Aber ihr würdet einen Mohr zu waschen versuchen, um den Ungestüm dieser Unart, die sogar oft nur im Physischen liegt, zu heilen. Diese Versuche würden vielleicht, wie bei Männern dieser Art, eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, weil der Ungebildete die Verfeinerung als etwas betrachtet, dessen er nicht bedarf. Menschen dieser Art verstehen auch die feinere Sprache und den Geist des Anständigen nicht, oder werden aus Erstaunen grob, wenn man an ihrer Erziehung zweifelt. Der Halbreife glaubt überall obenan zu stehen, und es ist eine allgemeine auffallende Erfahrung, daß Jeder sich für wohlerzogen hält, wenn er in seiner Jugend, nach seiner Meinung, gleichsam zum Menschen geschlagen wurde.

XXI.

Modestie, das liebenswürdige Gegentheil aller dieser Charaktere. Begriff der wahren und falschen Bescheidenheit. Coquetterie der stolzen erkünstelten Bescheidenheit. Verhütung derselben in jungen Gemüthern, indem man sie besonders die wahre und richtige Selbstachtung lehrt. Verschiedene Arten sich selbst verachtender niedriger Charaktere.

Das Gegentheil aller dieser zurückschreckenden Naturen, wovon leider das Gerüste der Societät in der hohen und niedern Welt zusammengesetzt ist, erscheint in dem liebenswürdigen Bilde der Modestie. Könnten wir unsere erwachsenen Kinder unter dieser Aegide in die Welt hinaus schicken, so würde die größere Anzahl unserer Besorgnisse für sie aufhören, und sie würden des weitläufigen Lehrbuches nicht bedürfen, welches wir ihnen nach ihrem Hinfluge nachzuschicken pflegen. Der wahre bescheidene Mann führt einen Schutzgeist bei sich, der ihn nimmer verläßt. Wir verstehen aber unter dieser sich so höchst empfehlenden und empfehlungswürdigen Eigenschaft nicht jenes schüchterne, blöde und furchtsame Benehmen junger Leute, welches einfältige Erzieher auch wohl Bescheidenheit nennen, das aber eigentlich wohl radicale Kraftlosigkeit und Gedankenarmuth genannt werden könnte. Diejenige

Stille, welche überall ausbiegt, das Licht scheuet, das gefällige Echo aller Andern macht, ist nur die Negation eines unreif gewordenen Menschen, der unser Mitleiden verdient und verständige Aeltern höchst bange machen müßte. Selbst Diejenigen, welche sich bei einer Energie des Charakters zu geschmeidig hingeben, sind nur Kunstmenschen des Lebens, und verrichten aus zu großer Bescheidenheit das Gute sehr selten, oder sehr schlecht, um vielleicht gutmüthig genug, Andern nichts in den Weg zu legen, oder eitel genug, für ihre Bescheidenheit irgend ein Lob zu bekommen. Mit dieser Bescheidenheit, die nur Schwäche des Gemüths und sclavische Hingebung ist, kann in einzelnen Fällen der Schwächling sein Glück machen, aber nur zufällig, wie auch ein Dummkopf das große Loos gewinnen kann. — Die Zeit und das Leben, Gegenwart und Zukunft treten ernsthaft genug an unsere Stirn und fordern Jung und Alt auf, fest zu stehen und Mann zu sein. Dieses Wort in seiner innern Bedeutung hat einen großen, ehrenvollen Umfang, und kann und darf der Zeit Trotz bieten, und kann nicht untergehen, so lange es wirklich noch Männer gibt, weil es von Moralität und Klugheit zugleich geheiligt wird. Das Feststehen läßt sich freilich Jünglingen und Jungfrauen nicht mehr einprägen, wenn es zu spät gelehrt wird, das heißt, wenn unsere Kinder es erst in dem Getriebe der Welt lernen sollen. Früher müßten wir dem ausfliegenden Jünglinge Festigkeit geben, und vielleicht noch mehr der Jungfrau, dem zarten Baume, der demnächst in Wind und Wetter verpflanzt werden soll. Wäre es möglich, so sollten Aeltern und Erzieher in Gegenwart der Kinder wenig klagen. Sie verstehen den Sinn desselben nicht ganz, aber sie fühlen es, daß wir leiden, dieß macht sie wehmüthig, dieß entnervt sie. Dagegen hat das Beispiel des Muthes, der Entschlossenheit und Standhaftigkeit etwas Stärkendes und Aufheiterndes, etwas wahrhaft Großes in seinem Ausdrucke, und wird gewiß schon tief von Kindern gefühlt. Der Mensch, durch die Zeitumstände so oft zur schwachen Rebe gekrümmt, schließt sich so

gern und so liebevoll an Stärkere an, die noch von Hoffnung und Glauben an das Bessere und Göttliche beseelt werden, die der Sturm der Gegenwart nicht niederwirft, und die, ihrer Pflicht und Klugheit getreu, sich selbst nie verlieren.

Wenn sich diese Kraft, dieses Selbstgefühl, mit der unparteiischen Abwägung seines persönlichen Werthes verbindet, dann sehen wir das ächte Bild des Bescheidenen vor uns. Der Kraft- und Verdienstlose hat eigentlich keine Befugniß, bescheiden zu sein, weil ihm sein Werth mangelt, und man ihm seine Unbescheidenheit als einen unvermeidlichen Fehler seiner armen Natur mitleidig verzeihen müßte. Der wahre Bescheidene (und o! möchten wir alle unsere Kinder durch unser eigenes Beispiel zu dieser hohen Liebenswürdigkeit erziehen!) erkennt und fühlt bei allen seinen Verdiensten und Talenten dennoch seine Schwächen. Das Lob der Welt wird ihn nicht elektrisiren und verblenden, weil er es nicht in dem Maße zu verdienen glaubt; er kann eine edle Scham in sich wahrnehmen, wenn es über seinen Werth hinaus geht, oder ihm in einem Momente gegeben wurde, wo ihn eben eine Schwäche seines Herzens überrascht hatte, oder eine zu genaue Abwägung derselben ihn selbst den Mittelmäßigen hoch über sich sehen ließ. Höchstens kann ihn das Lob spornen, seine Schwächen zu mindern, und sich dem Ideale der Vollkommenheit zu nähern, das er sich zu seinem Berufe entworfen hatte. Er wird gern und oft mit sich Rechnung halten, wie weit er noch von diesem Ziele entfernt ist, wie viel ihm noch an dem Ausbaue seines Innern fehle. Er kann es vertragen, wenn man ihm seine Fehler zeigt, er ist dankbar dafür, er benützt die gute Lehre, wenn der von sich eingenommene Thor seinen Tadler rachsüchtig angreift. Er ist aber auch der Antipode des Wichtigthuenden, des Protectionsnarren, der sich selbst zulächelnden Süffisance, des auf Stelzen gehenden affectirten Höhensinnes, des vornehmen John Bull und aller jener Thoren, die einige Schritte in der Runde umher wichtig und unsterblich zu sein glauben.

Der Bescheidene ist nicht vorlaut, er versteht die Kunst zuzuhören, zu schweigen und zur rechten Zeit den Mund zu öffnen; er ist auch nicht vordringlich, um Andern den Rang abzulaufen und sie hinter sich zu schieben; er fühlt sich sogar verlegen, wenn er der Erste sein soll und dafür erkannt wird. Eben darum, weil er das Verdienst in Andern ehrt, verkleinert er auch Verdienste nicht, beneidet sie nicht, ist hoch erfreut, wenn man ihnen Altäre errichtet, und jeder wahrhaft schätzbare Mann ist in seinen Augen eine große und wohlthätige Erscheinung des Lebens. Selbst sein zufälliges Glück wird der Bescheidene nicht, wie der Egoist, als etwas ihm von Rechtswegen Zukommendes betrachten; er wird es kaum begreifen können, warum gerade er der Glückliche sein soll; er wird daher mit diesen Zufälligkeiten des Schicksals so wenig, wie mit seinen geistigen Vorzügen, prunkend hervortreten, sondern sich lieber in seine schweigende Anspruchslosigkeit verhüllen. Er wird nie auf eine geflissentliche und erkünstelte Art Celebrität suchen, nie seine Kritiker bestechen, und überhaupt keinen Menschen in der Welt zu gewinnen suchen, um einen eiteln Glanz auf sich zu werfen. Der wirklich große Mann bedarf solcher Künsteleien nicht, um gesehen zu werden; nicht der kleinen Wachskerzen, um einen Tag zu erleuchten, der schon durch sich selbst hell und klar ist.

Allein es gibt Charaktere, in welchen selbst gütige Anlagen der Natur, selbst Verdienste und Kenntnisse, in ein manirirtes, künstliches und affectirtes Wesen ausarten, so auch die Bescheidenheit. Sie bedienen sich der gefälligen Form derselben als ein Aushängeschild ihres geheimen, tiefgewurzelten Stolzes, und dieß sind sehr widerliche Menschen. Sie bekennen auch ihre Schwächen und Fehler, und selbst ihre Sünden mit einem wehmüthigen Hinblick auf sich selbst, ohne daß sie dazu aufgefordert werden. Aber man soll sie dieser Offenherzigkeit wegen als seltene Erscheinung bewundern; man soll eine Größe der Seele daraus schließen, die so nackt und so streng gegen sich selbst vor die Augen der

Welt tritt; es ist eine Art Coquetterie, welche Egoisten dieser Art mit dieser Bescheidenheit treiben, und, indem sie unserem Lobe auszuweichen scheinen, dasselbe nur noch mehr ankirren wollen. So trat ein Lavater mit dem Register seiner Schwächen vor das Publikum, und seine Wünsche wurden erfüllt; er zog die Augen der Welt als ein reuiger Religiöser auf sich, und seine Sentimentalität erntete überall neue Huldigungen; so beichtete ein Bahrdt mit lauter und fast frecher Stimme der Welt seine Vergehungen aller Art, weil er sich ebenfalls in diesen Opfern der Eitelkeit gefiel, mit dieser Freimüthigkeit glänzen und die Welt gleichsam bestechen wollte; so schien sich ein Rousseau in dem Entschlusse selbst zu bewundern, daß er dem Publikum seine geheimsten Confessionen gab, und dadurch etwas ganz Außerordentliches und Einziges der Welt mittheilte. Der Anfang dieser seltsamen Bekenntnisse ist ganz die Sprache des imponirenden Egoisten. „Mein Unternehmen, sagt der stolze Mann, ist ohne alles Beispiel und wird ohne alle Nachfolge bleiben. Ich bin durchaus nicht wie irgend ein anderer Mensch auf dem ganzen Erdenrunde gemacht; — wenn ich auch nicht besser, als die andern bin, — so bin ich doch wenigstens nicht einer derselben; erst muß man mich gelesen haben, um zu wissen, ob die Natur recht oder nicht recht handelte, die Form zu vernichten, in welcher sie mich schuf." Dieß ist dem eiteln Manne noch nicht genug. Er will einst mit seinem Buche in der Hand vor den unendlichen Richter treten, und dem Allwissenden eröffnen, wer er (dieser unsterbliche Rousseau) und wie er gewesen sei*).

Es gibt zahllose Manieren, deren sich die gemachte Bescheidenheit zu bedienen pflegt, sowie überhaupt alle Coquetterie in ihren Methoden und Kunstgriffen, Andere zu täuschen, unerschöpflich ist. So pflegen sich dergleichen Menschen immer auf eine demüthige Art in den Hintergrund zu stellen, während sie Andere

*) Les confessions de Rousseau Tom. I, p. 1.

unaufhörlich lobpreisen, ihnen feine Schmeicheleien sagen, aber eben dadurch auf sich selbst ein neues Licht zu werfen suchen*). Der Mann, welcher sich mit einer niederwerfenden Bescheidenheit einen unsichtbaren Punkt in der Societät nennt, dürfte sich, genau besehen, wohl gar für den Mittelpunkt derselben halten, und die Schöne, welche die Reize ihrer Gespielinnen heraus hebt, die ihrigen aber bescheiden verkleinert, wird ihren Spiegel vielleicht oft genug befragen, ob sie nicht die Schönste, wenigstens die Schönere sei?

Möchte es eine unserer strengsten Umgangsmaximen sein, junge Leute beiderlei Geschlechts gegen diese theatralische und heuchlerische Bescheidenheit und Wegwerfung zu sichern, weil es eine heilige Pflicht für uns ist, ihr zartes Herz vor jedem nur äußerlich schimmernden Anstrich der Tugend zu verwahren! Das unselige Scheinen aller Art, besonders auch die übertünchte und studirte Modestie, macht den Menschen zu einem doppelsinnigen, unzuverlässigen, zweideutigen Wesen, und nimmt ihm das herrlichste Kleinod der Natur, die Gradheit und die Einfachheit des Gemüthes. Wir können und mögen zu solchen Heuchlern nie ein rechtes Zutrauen fassen, es ist, als ob sie uns mit ihrer Bescheidenheit und angenommenen Humiliation zum Besten haben wollten, während sie uns in Verlegenheit lassen, ob wir ihnen für ihre Selbstverkleinerung ein Compliment machen, oder ihnen den Rücken kehren sollen.

Die beste Art, junge Leute gegen diese Verstellung und Verstellungskunst zu schützen, ist, es ihnen durch Beispiel und Lehre zur Pflicht zu machen: sich immer grade, ehrlich und unge-

*) „Leur modestie est une vanterie fine et une manière d'éloge qu'on fait de soi et qu'on exprime par le silence. Car ce silence est un langage muet par lequel ils se louent mille fois plus que les hommes vains ne se louent par les paroles." *Esprit de la fausseté des vertus humaines.* Tom. II. p. 41. à Amsterd.

zwungen auszusprechen. Man sehe immer dahin, daß sie in ihrem ganzen Betragen, sowie in ihrer Rede, einfach und wahr bleiben und sich keiner moralischen Ziererei und Mummerei, sie mag heißen wie sie will, hingeben. Junge Leute müssen einen Werth und ein Gewicht auf das ihnen beiwohnende Gute und Nützliche legen, müssen vor allen Dingen sich selbst achten lernen; aber sie müssen weder versteckt noch schauspielartig damit prunken wollen. Wir sollten in der That alle unsere Kräfte aufbieten, um nur keine Comödianten, in welchem Sinne des Worts wir diese schelmische und zweideutige Form des Charakters nehmen mögen, aus unsern Kindern zu bilden, wir sollten ihnen ein zu geschmeidiges, zu glattes und zu demüthiges Benehmen gar nicht einmal gestatten, und jede falsche und raffinirte Bescheidenheit von ihnen zu entfernen suchen, vorzüglich die heuchlerische, die wirklich in das Unmoralische hinüber streift, indem sie uns absichtlich und listig Sand in die Augen streuen will.

Ja! Achtung gegen sich selbst, richtige Schätzung und Verehrung seines moralischen Werthes, Achtung seiner wirklichen Pflicht sind die untrüglichsten Mittel, junge Leute vor jeder Lüge der Bescheidenheit zu sichern und sie vor dem Versinken in Verstellungen und Entehrungen ihrer selbst zu bewahren, und in letzterer Rücksicht möchten wir der in das größere Leben hinausschreitenden Jugend noch folgende Lehren zu ihrer sehr wichtigen und sehr bedenklichen Reise mit auf den Weg geben. Ein Mensch, der sich selbst nicht achtet, hat eigentlich keinen andern Sinn und Charakter als den der Niederträchtigkeit, Unverschämtheit oder auch der jämmerlichsten Stupidität. Solche Menschen werfen sich wie aus der Menschheit verstoßen weg, sie sind als moralische Wesen gar nichts mehr, sie gehören eigentlich der Welt nicht mehr an, weil sie fast nichts mehr anerkennen, was allen Menschen, einzeln und im Ganzen, heilig sein muß. Aus ihrem ganzen Gemälde spricht Gemeinheit, Brutalität, Verwilderung, und wir erblicken

diese Ideale der Verworfenheit nicht selten auf den höhern Stufen des Lebens. Sie erlauben sich Handlungen und Reden und Laster, die man nur in der tiefsten Erniedrigung des Menschen bemerkt. Ihr Umgang gleicht der Verwüstung ihres Innern; gemeine, rohe, verlorne Halbmenschen sind die Mitgenossen ihres sich wegwerfenden unedlen Lebens, wenn man einen solchen Zustand noch Leben nennen kann! Die bürgerliche Schande, der öffentliche Tadel, die freundschaftlichen Zurechtweisungen sind ihnen gleichgültig geworden; sie achten sich ebensowenig, als das Publikum; sie scheinen sogar bisweilen dessen Mißbilligung trotzig herauszufordern und ihm mit criminellen Tollheiten entgegen zu gehen. Es sind Gesunkene, in denen alles Ehrgefühl erloschen ist, die, aus allen Grundsätzen hinausgeworfen, zu den unerhörtesten Abscheulichkeiten fähig sind.

Minder unmoralisch, aber doch immer noch erbärmlich genug ist eine andere Art der Selbstverächter, die gebornen oder sich selbst geschwächten Dummköpfe, die aus einer permanenten Muthlosigkeit und Ungelenksamkeit sich in der Societät nie heben werden, und selbst andere Dummköpfe an persönlichem Verdienste hoch über sich erblicken. Menschen dieser Art können sich sogar einen Grad von Cultur angeeignet haben und Wissenschaft besitzen; aber der elendeste Wicht wird ihnen den Rang ablaufen, weil er mehr Entschlossenheit besitzt. Während jener seine Schritte mit tiefer Bescheidenheit berechnet, und lieber rückwärts als vorwärts schreiten möchte, ist dieser schon längst weit voraus. Von derjenigen demüthigen Selbstverachtung, welche durch Religionsschwärmerei hervorgebracht wird, indem der Gläubige so ganz in seiner irdischen Niedrigkeit unterzugehen scheint, dabei aber doch mit desto größerm egoistischem Stolze auf die sündigende Welt hinblickt, wollen wir hier nicht reden, da diese Menschen zugleich für allen Umgang mit Andern erstorben sind.

Wer sich selbst achtet, wird nicht leicht einen Schritt thun, den er wieder zurücknehmen müßte; er wird sein Herz keinem

Unwürdigen und Zweideutigen anvertrauen, und einen Umgang und Verhältnisse vermeiden, die ihm keine Ehre bringen würden. In dieser Hinsicht ist die Selbstachtung eine so ernste und wohlthätige Freundin für junge Leute, da sie dieselben vor dem giftigen Uebel des Lebens, vor schlechter Gesellschaft, bewahrt, oder sie doch aus diesen Irrwegen leicht, ernst und freundlich zurückführt. Selbstachtung ist zugleich der vorzüglichste Sporn unserer Thätigkeit, unserer Anstrengungen, es weiter zu bringen, uns an einen festern Plan des Lebens zu gewöhnen, und unsere Zukunft aus der Gegenwart berechnen zu lernen. Was man auch gegen die Erweckung des Ehrtriebes junger Leute bald mehr bald weniger einsichtsvoll gesagt hat, so bleibt doch dieser Sinn für Selbstschätzung ein lebendiges Hülfsmittel unserer Bildung, zum Fortschreiten und zur Verachtung alles Müßigganges. Wer sich selbst schätzt, wird auch die Zeit achten und ihrer Pflicht getreu sein. Er wird irgend ein nützliches Geschäft, wäre es auch nur zu seiner eigenen stillen Thätigkeit, wählen; er wird seine Kinder zur Arbeit erziehen, damit sie in der Folge in diesem Genusse des Lebens sich froh und glücklich fühlen mögen.

Achtung gegen sich selbst ist vorzüglich auch die Schutzgöttin der weiblichen Ehre, und ihr habt eine hohe Schutzwehr um die Unschuld und Tugend eurer Töchter gezogen, wenn ihr jene Selbstachtung in ihnen gründen konntet. Die Ehre des Mannes fordert von ihm Kraft, Muth und Entschlossenheit, und hat Nachsicht mit den Schwächen, die mit diesem kräftigeren Charakter verbunden sind. Nicht so die Ehre des zarten Weibes, weil ihr schon die unbedeutendste Beleidigung des Schicklichen, wissentlich begangen, nachtheilig zu werden pflegt. Der Zeitgeist gestattet zwar hierin mancherlei leichte Nachsichten; aber es bleibt eine ewige Wahrheit, daß jede Immoralität diesen Krystallspiegel der Unschuld wie eine giftige Luft anhaucht und ihm die schöne Klarheit der weiblichen Natur nimmt. Auch spricht sich diese Lauter-

keit in dem Gemüthe des reinen, moralischen Weibes so sichtbar aus, daß wir mit unwiderstehlicher Liebe immer wieder zu ihr hingezogen werden und in ihrem Anblicke uns gestärkt zu jeder höheren Pflicht fühlen. Frauen dieser Art sind wie die helle Sonne am Himmel; die Wolken der niedern Welt berühren sie nicht. Wie könnten die Wolken es wagen, sie zu berühren, die so weit von der Königin des Lichtes entfernt sind! Es ist die Weiblichkeit, von der ein beobachtender Schriftsteller sagt: „einer wirklich sittsamen und tugendhaften Frau blickt die Reinigkeit des Herzens auf eine so unverkennbare Art aus Augen, Mienen, Geberden, Kleidung und Anstand hervor, daß es auch der entschlossensten und giftigsten Verleumderin schwerlich je gelingen wird, einen bleibenden Verdacht gegen sie zu erregen."

XXII.

Die Kunst, sich nach Zeit und Umständen zu bequemen. Sein Glück nicht zu früh, nicht zu voreilig, nicht zu schnell erringen zu wollen. Nicht zu viel von der Welt zu erwarten. Genügsam zu sein. Sich mit seinen künftigen Arbeiten und Geschäften vorher genau bekannt zu machen und seine Tüchtigkeit hierzu zu prüfen. Des Verfassers des Theophron Bemerkungen über diesen wichtigen Punkt. Umgang mit sich selbst und den Wissenschaften, die Busenfreundinnen des Menschen in den Widerwärtigkeiten des Lebens. Zuruf an den in die Welt hinausgeschrittenen Jüngling.

Die Kunst, sich in die Menschen zu schicken, würde doch zu unserer Lebensphilosophie und Lebensverständigkeit nicht hinreichen, wenn wir sie nicht mit einer anderen Kunst: uns nach Zeiten und Umständen zu bequemen, zu vereinigen wüßten. Schicket euch in die Zeit! Die Menschen sind freilich im Allgemeinen die Stände und Verwalter und Minister dieser Gottheit, und wir dürfen sie ja nicht als solche bei unserem Hingange durch das Leben aus den Augen verlieren. Allein es waltet noch ein höheres Geschick über uns; der Mensch ist nur sein Unterthan, die Klugheit will, auch dem Geschick sein Opfer zu bringen. Sobald der Jüngling in das thätigere Weltleben hinausschreitet, steht die

eiserne Nothwendigkeit vor ihm, und wohl ihm, wenn sie zur rechten Zeit seine Mutter wurde. Daheim unter dem Schutze und der Pflege seiner Erzieher war er von allen Seiten wie in einem wohlthätigen Klima gesichert und gedeckt. Er hatte von dem wechselnden Weltleben, von dessen Klügeleien und Kabalen noch nichts zu fürchten. Sein waren die beneidenswerthen Jahre eines unangetasteten Daseins, die fröhliche Periode des Scherzes, der Sorglosigkeit, der schuldlosen Gaukelei und der jovialen Freiheit. Aber draußen in der weiten Welt, auf ihrem stürmischen Oceane, in der gegenseitigen Quälerei der Menschen, in dem Reiche des unvermeidlichen Geschicks sieht es ganz anders aus, als in der stillen väterlichen Hütte. Der in die Welt gehende junge Mann lernt nun erst Klippen kennen, die er sonst kaum dem Namen nach kannte. Er wird dort nicht mehr sowie daheim auf mütterlichen Händen getragen; er will fortschreiten auf seiner Bahn, und es stehen ihm Felsen entgegen; er will über sie hinaus fliegen, und er verliert sich in einem leeren Raume, während ihn die Nothwendigkeit immer wieder zu der verhaßten Erde hinzieht. Da muß denn wiederum die ruhige Vernunft dem kühnen Luftschiffer zur Seite treten, und ihm, als die nun einmal privilegirte Gesetzgeberin der Lebensklugheit, folgende Beherzigungen mit auf den Weg geben.

Sein Glück nicht zu früh, nicht zu voreilig, nicht zu schnell erringen zu wollen. Die Jugend ist in ihren Hoffnungen und Wünschen immer viel zu weit vor dem Geschicke selbst voraus, und sie muß dann oft genug die vorschnelle Hastigkeit, unreife Pläne zu vollenden, reuevoll zurücknehmen. Die goldene Regel: eile mit Weile! ist jungen Leuten bei ihrem Eintritte in die große Welt besonders zu empfehlen. Die Verhältnisse, Zeiten und Umgebungen, durch die wir unsern Lebensweg nicht immer brechen, sondern in der Regel nur allmälig aufräumen können, lassen sich nicht willkürlich auf die Seite schieben, zumalen wenn der Widerstand von Außen mit der Unfähigkeit im

Innern zusammentrifft, und jene sich vielleicht zu große Hoffnungen für die Zukunft ersonnen hatten. Der Jüngling, die Jungfrau eilen mit schönen rosigen Hoffnungen in die Welt hinaus, und träumen sich dort Paradiese, welche nur die Geburten einer schwärmerischen Phantasie sind, und in der Wirklichkeit nie gefunden werden können. Der jugendliche Sinn ist von Natur in seinen Hoffnungen und Ansichten der Welt egoistisch; er meint, daß vorzüglich sich für ihn das Glück aufschließen müsse, und daß es ihm bei seinen Erwartungen durchaus nicht fehlen könne, bis er endlich durch mancherlei erlittene Stöße zur bescheidenern Besinnung kommt, und sich dann nach und nach in dem Gewirre des Lebens zu orientiren anfängt. Junge Leute, die belehrt worden sind, nicht auf einmal zu viel von der Zukunft zu hoffen, sondern gleichsam mit ihren Wünschen hauszuhalten und die Zeit abzuwarten, schicken sich viel leichter in ihre künftigen Verhältnisse, als der Klügling und Phantast, der mit hohen Einbildungen von seiner winzigen Größe und des ihn anlächelnden Glückes das väterliche Haus verläßt.

Es ist überhaupt eine sehr heilsame Klugheitsregel für alle Menschen, Stände und Alter, nicht zu viel von der Welt zu erwarten und dem Glauben an sie nicht zu viel Feuerstoff zu geben. Kommt es hinterher besser, so fühlen wir uns desto glücklicher, und ein überraschender Genuß ist jedesmal anziehender und erquickender, als der, welchen wir uns lange vorher berechnet hatten, nicht zu gedenken, daß uns jene stillen und bescheidenen Erwartungen eine Liebenswürdigkeit geben, die uns oft schneller, als das ungestüme Vordringen und Pochen auf unser Geschick zum Ziele führt. Wer immer zu viel hofft, zu große Plane entwirft, es nicht bemerkt, daß sein Bild auf dem beweglichsten aller Körper, der Kugel, ruhet, wird nie recht glücklich sein. Sein Maßstab des Schicksals ist nicht nach dem wirklichen Leben, sondern nach bloßen Möglichkeiten zugeschnitten, und mit diesem Lineal hat noch kein Mensch die Welt richtig gemessen. Man sieht

Leute, die sich in einer sonderbaren Verzweiflung des Urtheils und Gefühls herum treiben, nicht, weil sie eben unglücklich wurden, sondern weil sie sich in ihren überspannten Erwartungen der Zukunft betrogen sahen, und von ihr Dinge forderten, die sie billiger Weise nicht fordern konnten. Leute, welche zu große Ansprüche auf die Begünstigung des Glückes machen, sind ohnehin selten klug genug, sich dasselbe mit stiller Wirksamkeit vorzubereiten, sondern plaudern in allen Gesellschaften davon, und verrathen nur gar zu leicht den Mechanismus und die Verwickelung ihrer selbstsüchtigen Plane. Die Welt ist nicht sehr geneigt, einen Stolz und ein Interesse zu unterstützen, das sich mit Gewalt hervordrängt, und coupirt ihm daher oft genug, bald aus Vernunftgründen, bald aber auch aus Neid und Schadenfreude, den angelegten Weg. Der Verschwiegene und Stille geht schon sicherer seine Straße, weil er sich durch sein egoistisches Geschwätz nicht verräth, oder wenn man auch seine Plane kennt, sie ihm als einem bescheidenen und ruhigen Manne nicht leicht zu vereiteln sucht.

Eine vortreffliche Erbschaft geben wir unsern Kindern in das Weltleben mit, wenn wir sie gewöhnt haben, mit Wenigem vorlieb zu nehmen und genügsam zu sein. Wenn uns schon ein kleiner Zuwink des Glücks erfreut, wenn uns einzelne Momente des Frohsinns erheben und uns wie ein innerer Zauber in unserem Berufe stärken können, so haben wir für das ganze Leben schon erstaunlich viel gewonnen, und wir werden mit heiterer Seele der ungewissen Zukunft entgegensehen. Der Zuvielhoffende, der Ungenügsame geht mit einem schweren Sclavenschritt durch das Leben, während der Zufriedene auf Blumenwiesen zu wandeln glaubt, und seine Jahre wie Stunden vorüber fliegen. Die Welt gleicht einer großen und herrlichen Uhr mit zahllosen Rädern, Gewichten und Hebeln; der schwache Mensch kann und darf dieses erstaunliche Werkzeug nicht stellen, und ist unvermögend, auch das kleinste Theilchen darin anders zu richten, als es der unendliche Urheber desselben gerichtet hat. Der Zufriedene sieht ernst und

ruhig dem Gange dieses großen Meisterwerkes zu, wenn er ihn auch oft genug nicht versteht, und das Glück der Menschen dabei vergessen zu sein scheint. Er denkt hierbei, wie ein alter Weltweiser bei Lesung eines köstlichen aber tiefgeschriebenen Buches: „Was ich darin verstehe, sagte er, ist vortrefflich, und ich folgere daraus, daß das, was ich nicht darin verstehe, gleichfalls vortrefflich sein muß."

Um jenes große Loos der Zufriedenheit zu ziehen und zu verdienen, und sich dadurch zum Eintritt in die Welt zu organisiren, bedarf der junge Mensch eine Haupt- und Originalregel: sich mit den ihm nun sich anbietenden Arbeiten und Geschäften genau bekannt zu machen, und seine Tüchtigkeit hierzu unter dem Beirathe edler Menschen zu prüfen, damit er nicht in ein ihm unbekanntes Land reist, und statt durch Heiterkeit seinen Beruf lieb zu gewinnen, nur mit Ueberdruß und peinlicher Verlegenheit seinen Fuß weiter setzt. „Ich habe, sagt der würdige Verfasser des Theophron, wenig Jünglinge gesehen, denen nicht Zeit und Weile lang geworden wäre, bevor sie zu einem Amte befördert wurden; aber noch wenigere, die nicht bald darauf ihre Uebereilung bereueten, und sich zurück in ihren vorigen Zustand wünschten. Jeder Standort in der menschlichen Gesellschaft, so glänzend er auch immer sein mag, hat seine großen Unbequemlichkeiten, wovon man nur den kleinsten Theil von fern erblicken kann. So oft man also sich in gewisse Verhältnisse und Verbindungen einlassen will, muß man versichert sein, daß man die Annehmlichkeiten derselben durch ein Vergrößerungsglas, die Unannehmlichkeiten hingegen durch ein umgekehrtes verkleinerndes Fernglas sehe. Thut man dieses nicht, stellt man die künftigen Arbeiten seines Berufes sich zu leicht, und die damit verbundenen Vortheile zu lieblich vor, so ist nichts gewisser, als daß Mißvergnügen und Reue die unausbleibliche Folge unserer Entschließung sein werden. Das Schlimmste in solchen Fällen ist, daß der junge unerfahrene Mann aus Mangel an

Weltkenntniß die Lage eines jeden Andern für glücklich, und nur die seinige allein für äußerst elend hält. Da geht es denn gewöhnlich an ein Vergleichen seiner Talente, seiner Gemüthsbeschaffenheit mit den Talenten und Charakteren anderer Menschen, und die Eigenliebe sorgt dafür, daß seine eigene werthe Persönlichkeit bei dieser Vergleichung allemal gewinnen muß. Dann kann er nicht begreifen, wie Der und Jener, die doch in jeder Betrachtung so weit unter ihm stehen, an Glück und Gemächlichkeit ihm so weit vorgesetzt sind. Dann wird mit dem Himmel geschmollt, und der unschuldige Himmel hat doch weiter nichts gethan, als daß er den Wunsch des jungen Thoren erfüllte, und ihn dahin stellte, wo er zu sein so sehnlichst gewünscht hatte. Hätte er dieses nicht gethan, würde sein Weltregiment weniger getadelt worden sein?"

„Besäße der unzufriedene Jüngling diejenige Erfahrung schon, die er nach zehn oder zwanzig Jahren haben wird, hätte er in allen Ständen der menschlichen Gesellschaft, in allen Fächern des geschäftigen Lebens sich schon jetzt umgesehen, und dadurch die zwar unangenehme, aber zu wissen höchst nöthige Wahrheit gelernt, daß es überall zerbrochene Töpfe gibt, so würde er auch in seiner dermaligen Lage nichts idealisch Vollkommenes erwartet, und sich in seiner Rechnung nicht zu sehr betrogen gefunden haben. Sorgfältige Erforschung seiner künftigen Pflichten, Prüfung seiner Kräfte und Neigungen, fleißige Versuche und Vorübungen in demselben, was man künftig leisten soll, mäßige Erwartungen und herabgestimmte Wünsche, vollkommene, aus zureichender Weltkenntniß geschöpfte Ueberzeugung, daß diese unsere mütterliche Erde zwar kein Jammerthal, aber auch kein Arcadien sei, ein beherzter männlicher Vorsatz zur standhaften Ertragung unvermeidlicher Beschwerlichkeiten des Lebens, das sind die Mittel, die wir anwenden müssen, wenn wir bei der Uebernehmung eines Berufs uns ein zufriedenes und glückliches Leben versprechen wollen."

Mit der innern Gemüthsstille und Herzenseinsamkeit ist nun

auch besonders der Umgang mit uns selbst verbunden, ein Zustand, den wir nicht weit her suchen dürfen, sondern ihn mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit immer in der Nähe haben können. Wir verstehen hierunter wiederum nicht jenes düstere Hinbrüten des Gemüths, welches sich gedankenlos in sich selbst verloren hat und sich bei diesem Abschiede von der ganzen sinnlichen Welt eine gewisse Heiligkeit andichtet, sondern einen stillen Umgang mit seinem eigenen Geiste, dessen Entwickelung und bessern Gefühlen. Dieser Umgang mit uns selbst sichert uns vor jener unseligen Geistesleere, die uns müßig und zwecklos in der Welt umhertreibt, läßt uns nie in unserem Berufe einschlummern, und der Mensch bleibt auf die Art sich selbst genug und selbst getreu. „Wer täglich herumrennt, sagt ein berühmter Schriftsteller, wird fremd in seinem eigenen Hause. Wer immer in Zerstreuungen lebt, wird fremd in seinem eigenen Herzen, muß im Gedränge müßiger Leute seine innere lange Weile zu tödten trachten, büßt das Zutrauen zu sich selber ein, und ist verlegen, wenn er sich einmal selber mit sich allein befindet, und verliert den Geschmack an der Stimme der Wahrheit so sehr, daß er diese Stimme zuletzt nicht einmal mehr aus sich selber hören mag. Er rennt dann lieber, wenn das Gewissen ihm dennoch unangenehme Dinge sagt, fort in das Getümmel hinein, wo diese wohlthätige Stimme überschrien wird. Hüte dich also, deinen treuesten Freund, dich selbst, so zu vernachläßigen, daß dieser treue Freund dir den Rücken kehre, wenn du seiner am nöthigsten bedarfst. Ach! es kommen Augenblicke, in denen du dich selbst nicht verlassen darfst, wenn dich auch Jedermann verläßt; Augenblicke, in welchen der Umgang mit deinem Ich der einzige tröstliche ist. Was wird aber in solchen Augenblicken aus dir werden, wenn du mit deinem eigenen Herzen nicht in Frieden lebst, und auch von dieser Seite aller Trost, alle Hilfe dir versagt wird*)?“

*) v. Knigge über den Umgang mit Menschen.

In den Zeiten der Verwirrung und der Noth ist der Umgang mit uns selbst der Schutzgeist, uns Thatkraft und Muth anzueignen, und uns über den Fluthen zu halten. Wenn uns auch die Gewalt des Zeitgeistes Alles nähme, wenn er uns zu der Lage des Bettlers herab würfe und uns selbst den Glauben an eine höhere Vorsehung verdächtig machen könnte, so kann er uns doch nicht selbst nehmen. Der Geist des Menschen steht viel zu hoch über den Befehlen einer verwilderten Zeit, und ist, wenn er sich selbst versteht, zu weit über die Momente des Wechsels erhaben, der ihn niederzuwerfen droht. Er ist zwar als ein lebendes Wesen in das Schicksal des Ganzen verwickelt, er ist an Raum und Zeit, an die Welt gebunden; aber er kann mit seinem Geiste darüber hinausfliegen, oder in sich selbst eine Welt errichten, an deren Anbau und innerer Verschönerung er sich still und ruhig erquickt, während es außerhalb fürchterlich stürmt. Hierzu bietet uns nun ganz besonders der Umgang mit Wissenschaften die getreuesten Dienste an, und man könnte sie die Busenfreundinnen*) des Menschen in den Widerwärtigkeiten des Lebens nennen. Indem sie uns von der eckigen Außenwelt abziehen und uns an uns selbst verweisen, verhindern sie gleichsam mit sorgsamer Liebe, daß wir nicht immer an das Unangenehme denken, und heben uns so einen Tag nach dem andern über die dornigen Pfade hinüber. Sie thun noch mehr, sie stählen uns gegen das Ungemach mit einer wundersamen Kraft, weil sie uns in uns selbst befestigen, und jenen edeln Stolz und Muth in uns nähren, der, bei unverdienten Leiden, so wohlthätig auf unsern Geist wirkt. Durch Wissen, Wollen und Glauben muß der Mensch feststehen, wenn es für ihn irgend ein Feststehen geben

---

*) „In jedem Kummer ist kein süßerer Trost,
Als Wissenschaft. Wenn ihr die Seele folgt,
Vergißt sie leicht des Lebens Müh',
Und schifft mit Seelenruh vorüber". Amphides.

soll. Hat er sich selbst verloren, so können ihn in dem schwankenden Wechsel des Lebens alle Gunstbezeigungen der Glücksgöttin nicht halten, und seine mächtigsten Freunde sind für einen solchen doch nur leidige Tröster.

Wir schließen diese Betrachtung mit dem warmen und kräftigen Zurufe eines allgemein gelesenen Schriftstellers an den in die Welt hinausgeschrittenen Jüngling. — „Lieber Jüngling," sagt er, „Einsamkeit ist deine Welt. Auf deiner Studirstube möchte ich dich fest halten, da dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da dir den edeln, wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem du nach wohlbenützter, kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch im männlichen Alter in Amt und Bedienung, aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie werth sind. Du hast Recht, daß du dich herausreißest aus einer Welt, die zu klein ist, um dir große Beispiele zu geben. Männer mußt du kennen lernen, Griechen und Römer; wer hatte mehr kriegerischen Muth, mehr Kenntnisse, mehr Liebe für die Wissenschaften, mehr Menschenverstand? Schneide Alles weg, was thöricht an dir ist, und ahme nichts nach, als das Große. Freiheitsliebe, Muth, Einsicht, Geistesgröße und Geisteskraft sind das Eigenthümliche eines ächten Mannes. Denke immer, daß der nie groß wird, der immer nur das Kleine ehrt, daß man aber auch durch nichts groß ist, als durch das, was man selbst thut. Zwei Wege hast du vor dir, jenen dort, der zwischen duftenden Gärten und Lustwäldern hinleitet, der dir die schönsten Ruheplätze anbietet, von mannigfaltigem Grün und mit Rosen bewachsen. Musik, Tanz und Liebe locken da überall; jenen Weg gehen die Meisten. Wenige trifft man auf dem zweiten Wege an, der holpricht ist und steil; man kommt nur langsam darauf fort und fällt oft von den Felsen herab, wenn man glaubt, man sei schon weit. Wilde Thiere begegnen dir da; das Geschrei der Waldesel hallet durch Berg und Thal; allenthalben umgibt dich das Gekrächze der Raben und das Gezische der Schlangen und ein ganzes Fliegenvolk, Hornissen,

Wespen und Mücken. Der schöne Weg dort zwischen den Gärten ist der Weg der Welt; der rauhe Weg hier ist der Weg der Ehre. Jener führt mitten in das gesellschaftliche Leben, in Aemter und Bedienung, bei Hof und in der Stadt; dieser immer tiefer in die geistnährende Einsamkeit. Mit Kraft und guten Anlagen wirst du ein großer Mann, wenn du auch alle Jugendfreuden verscheuchst. Jugendfreuden sind Arznei, nicht Speise. Allerdings mußt du deinen Körper durch Luft und Bewegung abhärten, und Alles wagen und Alles thun, damit er jede Geisteskraft aushalte. Aber Geistesarbeit unternimmst du nie mit Eifer, diese Heldenarbeit hältst du nie aus, ohne eingewurzelten Haß gegen alle Zeitverschwendung. Dank sei der edeln Seele, die gesagt hat: sehet ihr einen Jüngling von tiefem Verstande sich von der Welt abziehen, wenig über schlechte Menschen klagen, aber diesen bittern Gram eingraben in seine Felsenstirn; sehet ihr seinen Geist hervorbrechen nur wie Blitz aus der Nacht, und sich dann wieder verhüllen in Stillschweigen; leset ihr auf seinem Gesichte das Schmachten nach Kraft, um sie mit der seinigen zu vereinigen; sehet ihr, daß er Leerheit findet überall und alles Leere wegwirft: — o! so sehet ihr eine edle Pflanze, die nur ihres Entwicklers wartet. Schonet sie, heilig sei sie euch — und ein Mörder, der sie zertritt!"

Die religiöse Erziehung und die Religion als Erzieherin.

XXIII.

Die Erziehung zur Religion.

Die Religion will weniger durch Lehre und Unterricht, durch den trockenen Buchstaben der Theologie und durch geistlose Gebräuche gehuldigt, als vielmehr durch die schuldlose Sprache des Herzens, durch unseren sittlichen Umgang und durch die Mittheilung heller, für das Gemüth wohlthätiger Religionsbegriffe geweckt und erhalten werden. Ihr Reichthum ist nicht die Masse trockener Formen und unverständlicher Gebete, nicht das leider! stattlich genug aufgethürmte Gerüste von Meinungen und Menschenklügelei*) über ein in uns offenbartes mystisches Licht, — nicht die Summe der unnützen menschlichen Verzierungen, womit man die himmlische Urgestalt der Religion seit Jahrtausenden überladen hat, — sondern das stille vertrauungsvolle Hingeben des Glaubens an ein unendlich vollkommenes Wesen, welches sich in allen Reichen seiner grenzenlosen Schöpfung als die weiseste Güte der Natur, von der Sonnenwelt bis zum Grashalm, ankündigt, und uns Alle in jedem Momente unseres Daseins mit dieser Güte, Weisheit und Heiligkeit umgibt**).

---

*) „Metaphysik hat Gott allein; sie ist sein Ehrenamt". Heinse.

**) Ουδεν ανθρωπον λαβοι αν μειζον, ον Θεος εχαρισατο, σεμνοτερον — αληθειας. Plutarch. Wie die Macht des Menschen über die Natur sowohl durch Aberglauben als Zweifelsucht vermindert werde, zeigt vortrefflich Bako im 2. Th. des Novum Organum.

Religion ist demnach mehr die Sache des Herzens, des Gefühls, das seinen Freund in dem Unendlichen sucht, des Gewissens, das in und durch sich selbst beruhigt sein will. Sie ist die höchste Moralität, die Alles, was sie weiß und empfindet, durch den Begriff eines vollkommenen Wesens erhöhet und vergeistiget, und durch diesen erhabenen Begriff sich selbst und ihren Zwecken die vollendete Majestät gibt. Um diese heilige Achtung gegen die Religion früh in den Kindern zu gründen, muß der Erzieher in seinem Umgange mit ihnen jene Achtung selbst, so viel es nur immer möglich ist, ausdrücken. Sein Beispiel werden die jungen zarten Herzen schon in den ersten Jahren auffassen, und aus seiner Ehrfurcht und Religiösität den Schluß machen, daß sie sich auf etwas Außerordentliches und Großes beziehe. Kinder achten sehr darauf, wie sich die Aeltern bei ernsten Gegenständen benehmen, mit welchem Interesse sie etwas ergreifen, und es scheint, als ob sich hierin schon eine höhere Natur in ihnen an uns anschließen wolle. Wenn wir mit tiefer Verehrung von dem höchsten Wesen und den Herrlichkeiten seiner Schöpfung reden, und, wie ein großer Denker sagt, es dem Kinde unter dem liebenswürdigen Bilde eines g ü t i g e n V a t e r s aller Menschen zu verdeutlichen suchen, so wird in dem Kinde eine Liebe zu diesem Allgütigen erwachen, es wird damit freilich noch seine kindischen Begriffe verbinden, aber insofern schon seine Religion haben.

Welch' eine unzählige Menge Worte lallen wir selbst in unserer gewöhnlichen Sprache mit wundergroßer Einbildung nach, als ob wir sie verständen, und wobei doch selbst gelehrte Köpfe verstummen, wenn sie uns davon deutliche Erklärungen geben sollen! So der Begriff von der Gottheit. Dieser erhabenste aller Gedanken wird freilich unsere Forschbegier nie ganz befriedigen, da die Form, wonach wir ihn allein bilden konnten, nämlich die geistige Natur des Menschen, selbst noch ein tiefes Geheimniß ist und ewig bleiben wird. Aber der Begriff des höchsten Wesens in s e i n e r m o r a l i s c h e n B e z i e h u n g a u f u n s, —

als der Herr des Lebens und der ganzen Welt, als unser höchster Richter und Gesetzgeber, liegt der menschlichen Vernunft so nahe und ist so innig mit unseren Wünschen und unserer Art zu schließen verwandt, daß wir ihn schon früh, wenn man die Jugend darin recht unterrichtet, mit lebendiger Aufmerksamkeit ergreifen*). Die Fragen: woher dies Alles, was uns umgibt, entstanden, wer den künstlichen Bau der Pflanzen, Thiere und Menschen, wer ihre Lebenszeit, wer ihre Anlagen, wer Sonne, Mond und Sterne wundersam gebildet, wer Himmel und Erde in ihrer ewigen Regelmäßigkeit erhält, und gleichsam mit jedem Morgen eine neue Schöpfung vor uns aufgehen läßt? — drängen sich mit unwiderstehlicher Gewalt, als Bedürfnisse des Wissens und des Gefühls, an uns an, und wir verehren dieses heilige Wesen, sobald wir Ursache und Wirkung, das Handeln und den Handelnden, das Sein und Nichtsein unterscheiden können. Daß es etwas Höheres über den Menschen hinaus geben müsse, etwas, das unsere Schicksale einrichtet, das unsere Tage zählt, unserem Geiste das Denken und unserem Willen das Wollen gab, ist eine der allernatürlichsten Ideen, die wir selbst bei den wildesten Nationen der Erde, als die Grundlinie ihres Gottesdienstes und ihrer geselligen Verträge, sei es auch in den rohesten Formen, wahrnehmen. Alle Tradition und Geschichte, selbst der Aberglaube der Urwelt, beginnen mit dem großen Gedanken an etwas Erstes und Bildendes, an den Anfang der Zeit und an eine Intelligenz, die älter als ihr erstaunliches Werk sein mußte.

Wir sollten deßhalb in Gegenwart unserer Kinder den Namen Gottes stets mit der tiefsten und innigsten Verehrung aussprechen. Wenn wir ihnen geistreiche Stellen in heiligen Schriften erklären wollen, so müssen wir in unsern Ausdruck eben jene feierliche Stille und Andacht legen, welche der Erhaben-

*) Deus est Sphaera, cujus centrum ubique, circumferentia nusquam. Proclus.

heit des Gegenstandes angemessen ist und es andeutet, daß sich unser Gemüth in seinem Innern mit etwas Göttlichem ernstlich beschäftigt. Und eben diese Feier des Herzens kommt bei besseren Menschen jedesmal ohne allen Zwang mit der reinsten Freiheit des Gefühls, sobald sie sich zu dem Höchsten erheben. Wir fühlen dann etwas Ungewöhnliches und Beseligendes in uns, was wir bei keiner andern Stimmung unserer Seele wahrnehmen. Indem wir zu dem Allmächtigen unsere Augen erheben, glauben wir uns in der Unermeßlichkeit seines Wesens zu verlieren, und erscheinen uns selbst gegen den Weltschöpfer als kleine Punkte mit aller unserer eingebildeten Herrlichkeit. Aber dieser innere Zustand der Demuth und Hingebung ist für das Herz nicht peinlich und niederwerfend, sondern vielmehr erhebend und trostreich. Indem wir das Unendliche denken und das Gemüth zu ihm hinrichten können, fühlen wir uns als geistige Wesen mit ihm innigst verwandt, und sein Weltall ist nun auch besonders mit seinen größeren und heiligeren Zwecken für uns vorhanden. Diese Andacht und Erhebung zu Gott müßte uns das Glück unserer höhern Menschennatur empfinden lassen, daß wir so weit über der Thierwelt hinaus zu moralischen Wesen geschaffen wurden. Der sittliche Mensch kann sich nur durch die Religion seinen Glauben und seine Heiligkeit geben. Er kann zwar nach dem Moralgesetz, nach dem Begriff der Pflicht, recht und edel handeln, und sich so als sein Selbstzweck genug sein; aber ohne seinen ernsten Hinblick auf einen moralischen Gott wird sein Herz für das Gute sich weniger erwärmen; es wird in den Stürmen des Lebens sich zermalmt und verlassen fühlen; es wird mit Schüchternheit und Bangigkeit an sein endliches Hinsterben denken und sich in Absicht einer bessern Zukunft nie beruhigen können. Mit dem Tode beginnt für dasselbe eine fürchterliche Nacht; der Faden seines Lebens ist auf ewig zerrissen, und so müßte es nach langen Kämpfen und mit allen seinen Anlagen sich sein eigenes quälendes Räthsel bleiben, wenn es sich nicht

durch den unerschütterlichen Glauben an einen Weltregierer stärken, und seine Zukunft deuten und lieben könnte!

„Vernunft kann, wie der Mond, ein Trost in dunkeln Zeiten,
Durch eine braune Nacht mit halbem Schimmer leiten;
Der Wahrheit Morgenroth zeigt erst die wahre Welt,
Wenn Gottes Sonnenlicht durch unsre Dämmerung fällt.“*)

*) Haller.

XXIV.

Die Religion, als die große Erziehung der Menschheit betrachtet.

Die Vorsehung hat gewollt, daß das von ihr in das Herz der Menschen gelegte fromme Gefühl ihnen den höchsten Wohlthäter offenbart. Dieses Gefühl entfaltet sich dann auf eine ebenso natürliche Art, als die kindliche Liebe in dem Herzen des Kindes, sobald es seinen Vater kennen lernt. Mit jedem Tage durch die Erfahrung und das Nachdenken gestärkt und aufgeklärt wird es in dem Schooße des Gewissens wie in seinem vaterländischen Boden keimen; es wird alles Sittliche, was es in dem Menschen gibt, erklären, fruchtbar machen und vollenden. Ohne dasselbe ist das vernünftige Geschöpf ein unzeitiges Wesen; man könnte sagen, eine Frucht, die von dem allgemeinen Baume der Schöpfung abfällt, ohne daß sie ihre Reife hat erreichen können.

Bei dem Ursprunge der Sittenbildung sieht man die Religion sich als die erste Lehrerin der menschlichen Gesellschaften zeigen; sie ist da die Mutter der Künste, der Wissenschaften, der Sitten und der Gesetze selbst; in dem Maße, als die Sittigung sich vervollkommnet, bringt sie ein immer lebhafteres Licht; wenn sie auf die Anwendungen, welche sich auf die Moral und das

---

Gerando.

Glück beziehen, sich beschränkt, wird sie nur wohlthätiger, größer und reiner. Ebenso fängt sie in das Herz des jungen Kindes die ersten Belehrungen über das, was recht und gut ist, zu gießen an; sie ist es, welche es das Gefühl der Pflicht empfinden läßt; nachdem sie den Menschen durch alle Prüfungen des Lebens begleitet hat, bringt sie ihm neue Kräfte und neue Aussichten, wenn seine Organe schwach werden, und die irdischen Dinge für ihn verschwinden. Nie erscheint sie rührender und erhabener, als wenn sie mit ihren göttlichen Strahlen die Morgenröthe und das Sinken des Tageslichtes unseres Lebens erleuchtet; sie ist das Alpha und das Omega unserer Bestimmung; sie ist die Weisheit der Kinder und die Jugend der Greise. Wenn also die Laufbahn, welche der Mensch hienieden durcheilt, nur eine große und fortwährende Vorbereitung ist, so ist wohl zu bemerken, daß auch die Religion den ganzen Lauf der Bahn umfaßt, um zu dieser langen Erziehung beizutragen.

In allen Wesen, welche durch die Gesellschaft oder die Natur mit uns vereinigt sind, erkennt der durch die Religion unterrichtete Mensch fortan nur ein heiliges Gut, das von der unendlichen Liebe ihm anvertraut wurde; der Stamm der großen Brüderschaft ist entdeckt; die Menschheit wird ein Familienband, eine Gemeinde der Zukunft; für den, der an der Stirn seines Bruders die von der Hand Gottes selbst aufgedrückten Zeichen liest, gibt es keinen Unbekannten, keinen Fremden mehr. Und welchen Namen sollten wir den Zuneigungen geben, wenn sie des frommen Gefühles, das die Seele derselben ist, beraubt wären? Antwortet, zärtliche Herzen! Wären sie ein Reiz oder ein Gift? Würden wir durch sie befriedigt oder getäuscht? Was bliebe uns noch mit Denen zu theilen übrig, welche wir lieben? Wie groß würde die Armuth unserer Sprache sein! mit welchem Zittern würden unsere Blicke bei diesem so flüchtigen Zusammentreffen sich begegnen! Welche Verzweiflung, wenn wir am Tage des Abschiedes auf immer für einander verloren wären! Würden wir also selbst

wirklich einander hienieden angehören? Unsere Seelen würden sich nur im Vorbeigehen berührt haben. Eheliche Zärtlichkeit, mütterliche Liebe, süße Freundschaft, was bliebe euch übrig? Ihr würdet eurer edelsten Gefühle, aller eurer Hoffnungen beraubt sein! Arme Kinder, jetzt erst würdet ihr in der That Waisen werden! Ach, wenn das fromme Leben der Menschheit entzogen wird, welche Schaale soll so viele Thränen auffammeln, die auf die Erde fließen?*) Welche Urne soll so viele Wehklagen stillen? Was werden wir künftig sein? Die Zeit hat für uns nur noch eine Gegenwart; alle Ausgänge sind verschlossen. Entfernt den zerbrechlichen Sarg, der die gemeinsame Hülle in sich schließt! streut die Gebeine, den kalten Staub, in den Wind, welche nur ein grober Irrthum vereinigt hatte! Die Selbstsucht hat Recht gehabt, sie allein ist klug gewesen: Liebe, Glück, diese beiden großen Zwecke der Menschen, sind nur noch widersprechende und für immer unter sich unvereinbare Ausdrücke. Mögen sie zusammen triumphiren, die sinnliche Selbstsucht und die Irreligion! Eine abscheuliche Logik hat sie, die eine zur Folge der andern gemacht! Das Kalte und Starre, die Finsterniß und das Nichts bilden ihr Reich.

Die Religion ist eine Wissenschaft, eine in ihren Elementen einfache, aber in ihren Anwendungen unermeßliche Wissenschaft; denn wo ist eine größere Auslegung der Natur? und der

*) „J'ai vu des gens qui me voyant tranquille au milieu d'indigence, s'étonnoient de me voir si peu en peine, car pour eux des qu'ils ne voient pas 3 ou 4 années de subsistance bien assurées, ils en perdoient le manger et le dormir. Je leur répondois que ma foi pour la providence de Dieu faisoit toute ma tranquillité, et si j'avois voulu m'ouvrir d'avantage à eux, je leur aurois dit, que j'avois en ma maison la cause de ma confiance, me persuadant que la pieté et les saintes prières d'un père, d'une mère, et d'un frère justes et craignans Dieu, tiendroient toûjours le ciel ouvert en ma faveur" u. s. w. Bayle. Nouv. Lettr. n. XVI.

Theil der Natur, den sie am besten auslegt, ist grade der, welcher uns am nächsten berührt, nämlich unsere Bestimmung selbst. Sie sagt uns sogar mehr über das geringste Insect und die geringste Pflanze als die ganze Kunst des Zoologen und Botanikers; diese zeigen mir das Werk, jene den Urheber. Sie allein rollt die Kette der Ursachen auseinander, erklärt den Begriff der Ursache; nun ist die wahre Wissenschaft nur die Theorie der Ursächlichkeit. Sie ist der Polarstern des Geistes, der oberste Ring der großen Zusammenordnungen, die hohe Offenbarung, welche das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, das Bekannte mit dem Unbekannten, das Weltall mit dem Gedanken verbindet. Sehet auch die Dichtkunst und die andern Künste, wenn sie ihren kühnsten Flug versuchen, wenn sie ihre Werke unsterblich machen wollen, ob sie nicht unmittelbar diese himmlische Macht anzurufen, in ihren Dichtungen wenigstens den Schatten derselben und einige ihrem erhabenen Bilde entnommene Züge erscheinen zu lassen wagen!

Es gibt nichts bis auf die untere Ordnung unserer sinnlichen Anlagen und Kräfte, das nicht von der erhabenen Stimme der Religion aus dem Grabe der Materie hervorgerufen erwache, wieder in den ursprünglichen Stand gesetzt werde und dem engen Kreise des thierischen Lebens sich entwinde. Die ganze Natur nimmt eine Sprache an, um unserer Seele entsprechend zu antworten; das Weltall öffnet sich als der Tempel des Allerhöchsten; die Meteore erscheinen als seine Boten; die Früchte der Erde wachsen als Zeugen und Organe seiner Wohlthaten; die einfachen Blumen verkünden noch seine milde Güte wieder. Die äußere Gottesverehrung, wie ein himmlischer Thau über die Erde sich verbreitend, belebt, heiligt und schmückt die Ehrfurcht gebietende Bühne der Schöpfung, indem sie sich mit ihr vereinigt. Die stille, einsame Gottesverehrung befördert durch die fromme Betrachtung die Uebungen der Sammlung und die Gewohnheiten des Nachdenkens. Die häusliche Gottesverehrung läutert und

schirmt das verborgene Asyl, wo der Mensch seine sterblichen Tage hinfließen sieht, entfaltet darin den erhabensten Anblick, den es auf Erden gibt, den Anblick der Tugend in der Anbetung Gottes; sie macht darin eine Art Weltall, erfüllt mit der göttlichen Gegenwart. Die öffentliche Gottesverehrung verwandelt die bürgerliche Gesellschaft in eine sittliche Gemeinde und das Zusammentreffen der einander fremdesten Einzelnen in einen Familienverein; die Feste derselben verbreiten einen stillen und unschuldigen Jubel in die Städte und auf das Land; ihre Feierlichkeiten unterbrechen die Eintönigkeit der Tage und geben der durch eine lange Arbeit verdienten Ruhe einen Zauber; ihre Ceremonien bezeichnen mit einem erhabenen Sinnbilde die großen Zeitpunkte des menschlichen Schicksals wie die der Veränderungen und Wechsel der Natur; sie vereinigen sich mit den großen Freuden, um ihnen einen ernstern und bedeutungsvolleren Charakter, mit den großen Schmerzen, um ihnen eine geheimnißvolle Wonne zu geben; sie nähren die frommen Erinnerungen, unterhalten einen heiligen Umgang zwischen denen, welche nicht mehr sind, und denen, welche sich einst wieder mit ihnen vereinigen werden, und bedecken das Grab mit den Zeichen der Unsterblichkeit.

Wenn dieses herrliche Geschenk des Himmels nicht in einer gesunden Vernunft*) und in einem reinen Herzen aufgenommen wird, so kann es durch alle Irrthümer des Geistes entstellt und durch alle Leidenschaften des Herzens verderbt werden. Wehe, wehe dem, der die Religion herabwürdigt, so daß er aus ihr ein Werkzeug macht statt eines Zweckes und sie so zur Mitschuldigen seiner Verirrungen macht, deren Heilmittel sie sein sollte. Er wagt zu einer schmachvollen Knechtschaft die erhabene Königin der Welt zu verdammen. Und welchem Zwecke würde er sie dienen zu lassen suchen? Ohne Zweifel dem Interesse der Macht, der

*) Ενιοι φευγοντες την δεισιδαιμονιαν εμπιπτουσιν ες αθεοτητα τραχειαν και αντιτυπον, υπερπηδησαντες εν μεσω κειμενην την ευσεβειαν. Plutarch.

Eitelkeit, der Habsucht, des Ehrgeizes! Denn was bleibt anders übrig? Ist das nicht die Abgötterei? denn der Abgott ist der irdische Gegenstand, der sich die Verehrung anmaßt, welche die Seele ihrem Schöpfer schuldig ist. Wehe dem, der die Religion als eine Waffe zu gebrauchen wagte, um die andern Menschen zu unterdrücken, zu quälen, zu betrüben, sie ihrer Rechte, ihrer edelsten Reichthümer, der Schätze des Geistes und des Herzens zu berauben, während diese ewige Wohlthäterin überall das Licht und mit der Liebe das Glück spenden sollte! Würde er sich nicht einer wahren Heiligthumsschändung schuldig machen?

Die Philosophie erforscht den Menschen und die Natur; sie prüft die Gesetze des Weltalls und die der Kräfte, welche uns auf den Gipfel der Welt erheben; sie läßt drei große Ergebnisse daraus hervorgehen: die Wahrheit, das Glück und die Pflicht. Aufgeklärt durch dies Studium, und über dem Raume und der Zeit, über der sichtbaren Welt den entdeckend, in welchem Alles ist, lebt und sich bewegt, legt sie das edelste der Geschöpfe wieder in die Hände der Religion, welche allein seine Bestimmung erklären und erfüllen kann. Die Philosophie, sich auch noch mit Ehrfurcht in das Gefolge der Religion stellend, wird fortwährend den Menschen in diesem neuen und hohen Dasein begleiten; sie wird ihn die Kräfte ausbilden lehren, deren Werth die Religion ihm zeigt und von welchen einen bessern Gebrauch zu machen sie ihn einladet. Die vollkommene Uebereinstimmung der wahren Philosophie und der wahren Religion in's Licht setzen, heißt und wird immer heißen, heißt vielleicht besonders in diesem Jahrhundert, der Sache Beider zugleich in ihren theuersten Interessen dienen.

Die schönen Künste

und die Lectüre klassischer Schriftsteller

des Alterthums.

Die schönen Künste
und die Lectüre klassischer Schriftsteller des Alterthums.

XXV.

Die schönen Künste, wirksame Mittel zur Förderung der Erziehung und Bildung.

Es ist eine genugsam erkannte Wahrnehmung, daß die Armuth die Mutter der Künste sei. Dieses gilt nicht nur von den mechanischen Künsten, ohne welche der Mensch in dem größten Elende leben müßte, sondern auch von den schönen Künsten. Der Mensch ist ein Wesen, das nach Vergnügen sich sehnt. Die Natur hat ihm eine Menge von Werkzeugen und Fähigkeiten gegeben, welche in seiner Seele mannigfaltige sinnliche Eindrücke und angenehme Empfindungen zu erwecken vermögen. Die Erfahrung machte ihm nach und nach diese glücklichen Eigenschaften bekannt, indem sie den Sinnen Gegenstände darstellte, welche fähig waren, ihnen zu schmeicheln. Es bedurfte jetzt nichts mehr, als des Verlangens, sich so viel wie möglich dieses Geschenk der Natur zu Nutzen zu machen. Sobald der Mensch sich in dem Zustande befand, mit einer Leichtigkeit die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen zu können, so bekam er Muße, über minder nöthige Bedürfnisse, als zu seiner bloßen Erhaltung erforderlich, aber welche, seine Existenz leicht und angenehm zu machen, ebenso wesentlich waren, nachzudenken. Er empfand nun, daß die Gegenstände,

---

Johann Georg Sulzer.

die seine Sinne, seine Einbildungskraft auf eine angenehme Weise zu rühren vermochten, in der Natur nicht in einem großen Ueberfluß vorhanden sind und nicht allemal in seiner Gewalt stehen.

Es fanden sich aber zugleich Genien, die glücklich genug waren, mit der Abschilderung der angenehmen Gegenstände in der Natur sich zu beschäftigen und die allzusehr zerstreuten zusammenzubringen. Von einer Gegend, wo man gern sich aufhielt, und die man verlassen mußte, von einer Gesellschaft, in welcher man gern weilte, und von der man sich trennen mußte, konnte man durch Worte, oder durch Zeichnung und Farben ein lebhaftes Bild entwerfen. Dadurch wurde das vergangene Vergnügen nicht nur erneuert, sondern auch durch Mittheilung an Andere vermehrt. Nicht lange darnach fand man das Geheimniß, durch Nachahmung der Natur angenehme Gegenstände zu schaffen, ja diese Nachahmungen reicher, mannigfaltiger und angenehmer zu machen, als die ursprünglichen Gegenstände selbst waren. Anstatt des allzu einförmigen Gesanges der Vögel erfand man einen melodiereichen Gesang, welcher mehr Abänderung hatte, und, durch die Harmonie unterstützt, den Leidenschaften auf eine erhebende Weise schmeichelte, indem er ihren Ton, ihre Bewegung und ihren Ausdruck nachahmte. Dieses ist der Ursprung der schönen Künste.

Die schönen Künste gelangten in kurzer Zeit nach ihrem Anfange der Vollkommenheit sehr nahe. Der große Sophokles, welcher das Trauerspiel auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit brachte, war nur 17 Jahre jünger als Aeschilus, der Erfinder dieser Kunst. Ungeachtet wir von dem Zustande der Literatur bei den Griechen vor den Zeiten Homers nichts Sicheres wissen, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß dieser große Mann uns zuerst mit der Art von Dichtung bekannt machte, wovon er beinahe in allen Theilen das beste Muster gab. Nicht weniger merkwürdig ist, daß die Baukunst, die Bildhauer- und

Malerkunst kurze Zeit nach ihrer Geburt zur größten Ausbildung gebracht wurden. In einer Folge von 20 Jahrhunderten glücklicher und erleuchteter Zeiten wurde in den schönen Künsten nichts hervorgebracht, welches vor den besten Werken der Alten, deren Epoche dem Ursprunge der Künste so nahe war, einen bedeutenden Vorzug hätte.

Die schönen Künste sind es, die den fröhlichen Muth unterhalten, indem sie eine unendliche Menge von Annehmlichkeiten und Vergnügungen über das Leben verbreiten und die Seele erfrischen, wenn sie von der Last der Geschäfte oder der Thätigkeit gedrückt wird. Dieses ist nicht Alles. Je mehr man sich den Annehmlichkeiten der Musen überläßt, desto aufmerksamer wird man auf Alles, was zum Vergnügen beitragen kann. Der glückliche Einfluß der Künste ist es, der die natürliche Wildheit des Menschen bezähmt — emollit mores nec sinit esse feros — und der eine gründliche Höflichkeit erzeugt, welche man nie mit erzwungener Höflichkeit verwechseln muß, welche so oft mit diesem schönen Namen beehrt wird.

Es ist ohne Zweifel ein wichtiger Dienst, die Menschen gesittet, gebildet, thätig und liebenswürdig zu machen, und sie so in einen höheren Rang zu erheben. Allein so groß dieser Dienst auch ist, so hat er die schönen Künste nicht ganz gegen die Anfälle der Bosheit beschützen können. Man hat sie nämlich angeklagt, daß sie den Menschen verweichlichen, die natürliche Einfalt der Sitten und die Redlichkeit des Herzens verderben; dieses ist aber eine offenbare Verleumdung, welche nicht widerlegt zu werden verdient. Sie sind fähig, sich des Herzens und der Aufführung des Menschen zu bemächtigen. Dieses macht das Erhabene ihrer Verrichtung aus, und dieser Eigenschaften wegen haben die Musen Tempel und Altäre verdient.

Um die ganze Wichtigkeit dieses Berufes der schönen Künste zu begreifen, bemerken wir, daß keine menschliche Gesellschaft glücklich sein kann, wenn nicht ein jedes Glied derselben alle

Pflichten seines Standes erfüllt. Allein es ist ganz gewiß, daß das Vergnügen das erste und mächtigste Triebrad des Menschen ist. Ein geschickter Künstler ist in gewisser Hinsicht Meister über das Herz, er weiß sich dessen, durch das Vergnügen, das er bereitet, zu bemächtigen. Die Vernunft rührt nur schwach, und die sanften Reize der einfachen Wahrheit sind ohnmächtig, einen sinnlichen Menschen an sich zu ziehen. Nur der Dichter und andere Diener der Musen können ihr die Macht der Bezauberung geben und ihr die Herzen gewinnen. Auf diese Weise hat Orpheus, nach der Meinung des Horaz, dieses großen Lehrers der Künstler, durch die himmlischen Töne seiner Leyer die rohen und grausamen Menschen gezähmt, um sie zu Pflichten anzuführen.

Silvestres homines sacer interpresque Deorum,
Caedibus et victu foedo deterruit Orpheus
Dictus ab hoc lenire tigres, rabidosque leones.

Das erhabene Amt der schönen Künste ist keinem erleuchteten Volke unbekannt geblieben. Warum hat man den Gebrauch derselben, die Dichtkunst, Malerei, Musik und Bildhauerkunst bei dem Gottesdienste eingeführt? Geschah es nicht, um durch ihre Beihülfe die Andacht zu unterstützen und den Pflichten der Religion mehr Reiz zu geben? Der Meißel eines Phidias gab dem Jupiter eine Majestät, wovon das gemeine Volk ohne diesen keine Vorstellung gehabt hätte. Warum bedient man sich der Dichtkunst, der Beredsamkeit, der Bildhauerkunst, die Tugenden der Helden, die für das Vaterland gestorben sind, zu verewigen? Geschieht es nicht deswegen, weil man wahrgenommen, daß man die Pflichten gegen das Vaterland mit mehr Liebe erfüllt, wenn man sie mit den Reizen der Künste ausschmückt? Quintilian behauptet, daß der kriegerische Ruhm der Römer zum Theil von ihrer kriegerischen Musik abhängig war. Quorum concentus, sagt er, quorum concentus quanto est vehementior, tanto romana in bellis gloria caeteris praestat. Diese vorzügliche Eigenschaft der Künste ertheilt denen, die sie ausüben, das Recht,

auf den ersten Rang der Führer und Wohlthäter der Menschen Ansprüche zu machen. Das ist der Grund, warum Virgil den Künstlern einen erhabenen Rang in den elisäischen Feldern an der Seite der Helden und ersten Wohlthäter der Menschen einräumt.

Hic — — — — — — — — — —
Inventas aut qui vitam excoluere per artes — — —
— — — — — — — — — — — —
Omnibus his nivea cinguntur tempora vitta.

XXVI.

Die Lectüre klassischer Schriftsteller des Alterthums übt einen mächtigen Einfluß auf die Erziehung und Bildung.

Der erste Nutzen, den wir aus dem Lesen der klassischen Schriftsteller des Alterthums ziehen, ist die Bildung des Geschmacks. Der Geschmack ist eine Erkenntniß des Schönen, des Anständigen und Guten; er hat viele Aehnlichkeit mit dem Gefühle der Sinne, weil das Urtheil unmittelbar aus der Betrachtung oder dem Anschauen der Gegenstände erfolgt, ohne daß die Gründe, worauf er beruht, auseinander gesetzt werden. Es geschieht durch dieses innere Gefühl, daß wir eine schöne Gestalt einer häßlichen, eine angenehm lachende Gegend einer dürren Wüste vorziehen. Man muß aber den Geschmack nicht bloß auf das natürliche Schöne einschränken, er erstreckt sich auch auf die Gegenstände des sittlichen Lebens. Man erkennt durch denselben, daß ein Mensch in seinen Manieren und in seinem ganzen Wesen einnehmend und liebenswürdig, ein anderer niedrig und verächtlich ist, daß die Sitten, Gebräuche und die ganze Lebensart eines Landes Vorzüge vor andern hat, daß gewisse Handlungen anständig und gut, andere unanständig und strafbar sind.

Es ist aber eine unzweifelhafte Sache, daß der Geschmack

der Bildung fähig ist, und daß er gut oder verderbt werden kann. Man sieht täglich, daß selbst das Gefühl der Sinne, welches weit unmittelbarer ist, als der Geschmack, durch Gewohnheit kann gebildet werden. Man kann durch die Gewohnheit eine Speise gut finden, für welche man einen natürlichen Widerwillen gehabt hat, und es ist bekannt, daß die schwarze Brühe der Spartaner keinem als einem Spartaner gut geschmeckt hat. Der tägliche Genuß machte sie diesem angenehm. So ist es mit allen Dingen beschaffen, die wir nur unvollkommen erkennen. Durch die Gewohnheit werden wir dafür eingenommen, oder sie werden uns zuwider.

Die menschliche Natur ist so beschaffen, daß wir die allermeisten Sachen, die uns vorkommen, nur auf diese unvollkommene Weise erkennen. Es gibt nur wenige Fälle, wo wir Zeit oder Einsicht genug haben, über den Werth der Dinge nach Abwiegung aller Umstände zu urtheilen. In allen anderen Dingen kommt es lediglich auf den Geschmack an. Wie viel Menschen gibt es, die von der Schönheit einer Person nach allen Regeln der Zeichnung urtheilen können, oder die den moralischen Werth einer Handlung so genau nach den Grundsätzen der Moral und des natürlichen Rechts untersuchen, wie ein gründlicher Rechtsgelehrter einen Proceß nach den Gesetzen zergliedert? Weil nun also in dem menschlichen Leben fast Alles auf ein richtiges Gefühl ankommt, so geht daraus hervor, wie wichtig es sei, den Geschmack der Jugend zu bilden.

Das fleißige Lesen der klassischen Schriften der Alten kann hierbei ausgezeichnete Dienste leisten. Die meisten sind von Männern von großem Geschmacke geschrieben. Sowie die besten Statüen der Alten, die der allgemeinen Zerstörung entgangen sind, die vortrefflichsten Muster der menschlichen Schönheit geben, nach welchen die neueren Künstler jede schöne Figur bilden, so finden wir auch in ihren Schriften vollkommene Vorbilder für jeden Gegenstand des Geschmacks. In allen Arten der Dicht-

kunst, der Beredsamkeit und der guten Schreibart haben sie uns wahre Meisterstücke hinterlassen. Dieses ist so durchgehends bekannt, daß es nicht nöthig ist, hierüber weitläufig zu werden. Es ist auch bekannt genug, daß in den neueren Zeiten diejenigen Schriftsteller der Vollkommenheit am nächsten gekommen sind, die sich am meisten nach den vortrefflichen Mustern der Alten gebildet, und die sie so oft und mit so großer Aufmerksamkeit gelesen haben, daß ihnen alle Schönheit derselben geläufig geworden. Die Kritik der Künste wird schwerlich eine Art der Schönheit, oder einen Kunstgriff, die Sachen gewinnender oder lebhafter darzustellen, ausdenken können, wovon man nicht Beispiele bei den Alten findet. Es ist aber unmöglich, diese Sachen durch Regeln zu lernen. Man muß sie an den schönen Mustern erkennen und sie sich eigen machen, wenn man sie in seiner Gewalt haben will. Dazu kommt man aber nur durch ein sehr fleißiges und überlegtes Lesen der Alten.

Auch der Geschmack an dem Schönen, Anständigen und Guten in dem *sittlichen* Leben wird dadurch gebildet. Wir wollen nicht behaupten, daß die Welt, in welcher die klassischen Schriftsteller gelebt und in welcher sie ihren eigenen Geschmack gebildet haben, in allen Dingen besser gewesen sei, als die heutige. Dessenungeachtet treffen wir in ihren Schriften ungemein Vieles an, was zur Bildung des sittlichen Geschmacks vorzüglich dient. Man kann sagen, daß die Alten uns die Sitten und Charaktere, die Tugenden und Laster der Menschen weit lebhafter und vollkommener gemalt haben, als wir sie durch unsere eigene Erfahrung erkennen können, sei es, daß diese Männer mehr empfunden haben, als wir, oder daß sie öftere und bessere Gelegenheit gehabt haben, das Thun und Lassen der Menschen richtiger zu beobachten als wir. Man vergleiche die Lebensbeschreibung des *Plutarch*, oder die Jahrbücher des *Tacitus* mit den neueren Geschichten, so wird man diesen Unterschied sehr genau bemerken. Wie ein Mensch, der mit einer natürlichen Anlage

zu einer edlen Art zu denken, unter dem Pöbel erzogen ist, hernach in eine andre Welt kommt, wo er bloß mit genialen Männern umgeht, sich sehr bald nach diesen bilden und gleichsam adeln wird, ebenso muß auch nothwendig die Art zu denken desjenigen Menschen erhöhet werden, der mit einer guten Anlage die Alten zu seiner Gesellschaft wählt.

Ein anderer Vortheil, den man aus dem Lesen der Alten zieht, ist die Kenntniß der alten Geschichte. Wir haben nicht nöthig, uns darüber zu verbreiten, wie nützlich die Geschichte überhaupt und besonders die Geschichte derjenigen Völker ist, von denen wir die Künste, die Wissenschaften und einen großen Theil der Gesetze selbst bekommen oder angenommen haben. Ein Mensch, der in der alten Geschichte unerfahren ist, kommt uns immer wie ein Einäugiger vor, der noch dazu auf dem guten Auge halb blind ist. Man zieht auch den Nutzen, den wir hier meinen, nicht einmal aus den Schriften der Neueren, welche die alte Geschichte aus den Urkunden mit Fleiß und Geschmack zusammengetragen haben, wie Rollin gethan hat. Es ist zwischen diesen Schriften und den alten selbst ein ebenso großer Unterschied, als zwischen einer nur mit Bleistift gezeichneten Landschaft und der Gegend selbst, wenn man sie in der Natur sehen kann, oder als der ist, wenn man eine schöne Gegend bei dem Mondlichte oder bei dem Lichte der Morgensonne sieht. Wer allen Nutzen aus der alten Geschichte haben soll, der muß die Urkunden selbst lesen, oder wenigstens gute Uebersetzungen derselben allen neuen Schriften über die alte Geschichte vorziehen.

Endlich dient das Lesen der Alten auch zu einer gründlichen Vorübung zur Weltweisheit, der Königin aller Wissenschaften*). Es ist bekannt, daß die großen Philosophen neuerer

*) Wenn die Spinnen über einen Fluß setzen wollen, so stoßen sie durch zwei Oeffnungen einen Faden aus ihrem Leibe, den tragen die Winde jenseits des Flusses und befestigen ihn. Je reiner und

Zeit, ein Leibnitz, ein Shaftesbury, ein Wolf ꝛc. ꝛc. die wichtigsten Lehren der Weltweisheit aus den Alten genommen haben. Ueberhaupt kann man sagen, daß die Hauptwahrheiten der theoretischen und praktischen Weltweisheit den Alten bekannt und geläufig gewesen, und daß die heutige Philosophie weit mehr durch die Methode als durch die Lehren von den besten Schulen der Alten sich unterscheide*).

So sehr wir die Methode hochschätzen, welche Leibnitz und besonders Wolf in der Philosophie gebraucht haben, so nothwendig sie uns scheint, um eine hinlängliche Gewißheit zu erlangen, so halten wir doch dafür, daß man junge Leute nicht eher in die systematische Philosophie führen müsse, als bis sie sich mit der Philosophie der Alten hinlänglich bekannt gemacht haben. Denn dadurch erlangen sie erst einen allgemeinen Geschmack an philosophischen Untersuchungen und sehen sehr bald, daß die Weltweisheit nicht allein aus abgezogenen Begriffen und eitlen Speculationen besteht, sondern auch in Betrachtungen über die

---

feiner die Materie des Fadens ist, desto weiter wird er auch getrieben, so daß er zuweilen die höchsten Gebirge berührt. Dieß ist der Menschenverstand. Je reiner und feiner er ist, mit wie viel größerer Gewalt er getrieben wird, desto erhabenere und entferntere Wahrheiten erreicht er zufällig oder mit geflissentlicher Richtung. Der erste Philosoph war ein Mensch: wir finden auch, und haben unsre Philosophie ebenso gut in uns. Mächtig wollen wir den Faden des Menschenverstandes schießen — er wird sich an Wahrheit anheften!"

Sophyle.

*) „Nur zwei Philosophieen sind in der Welt, wo die Wahrheiten sich an einander halten und der Geist nicht verwirrt wird: die Newtonsche, obwohl sie sich nur auf Mechanik und reine Geometrie einschränkt, und die Sokratische: diese ist allenthalben; sie lehrt Philosophie, die andern Systeme, sie zeigt, jeder gesunde Kopf ist ein Philosoph; sie ist der Kinder Philosophie . . . sie sei auch die meine! denn sie ist in unserm Herzen und unserer Seele, wenn wir uns nur die Mühe geben, sie zu suchen." Sophyle, ou de la Philosophie (par M. Hemsterhuis). Paris 1778.

wichtigster Gegenstände der menschlichen Erkenntniß. Der Kopf muß zur Philosophie geboren werden, der bei dem Eingange derselben sich erst längere Zeit mit der Ontologie zu beschäftigen hätte, wo er bloße Erklärungen und abgezogene Sätze von dem Möglichen und Wirklichen, von dem Raume und der Zeit, von dem Einfachen und Zusammengesetzten hört und doch Lust zu dieser Wissenschaft behält. Weit angenehmer wird er durch das Lesen der Alten, des Cicero, des Maximus von Tyrus, des Xenophon, des Plato u. a. m. in die Vorhöfe der Weltweisheit eingeführt. Diese fangen gleich mit der Untersuchung gemeinnütziger Fragen an, und behandeln ihre Materie mehr nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft, als nach der demonstrativen Methode; sie gehen, wie man sich in der Logik ausdrückt, analytisch; der Weg, den sie uns führen, ist leicht und mit Rosen bestreut. Die Philosophie würde unendlich gewinnen, wenn die Jugend erst hinlänglich in den philosophischen Schriften der Alten geübt würde, ehe man sie nach der Ordnung unserer Hochschulen aus der Logik in die Ontologie, aus der Ontologie in die Kosmologie, aus der Kosmologie in die Psychologie und so fort, führte.

Der Pfirsichbaum.

XXVII.

Philotas und Theokles vor einem Pfirsichbaume, ein Dialog über die Erziehung.

An einem schönen Augustabend, wo die frühere Dunkelheit die sanfte Majestät des Vollmonds erhöhete und den Genuß der Lieblichkeit der ganzen Natur verlängerte, fand Philotas seinen Freund Theokles einsam in seinem Garten, den Kopf auf eine Rasenbank gestützt. Zwar hieß ihn Theokles willkommen; aber es war nicht der Ausdruck in seiner Stimme, der den Kommenden so ganz sicher machte, daß die Nothwendigkeit und Sitte auch nicht den kleinsten Antheil daran gehabt. Philotas kannte diesen Ausdruck zu gut, um ihn nicht zu vermissen; aber er glaubte, es sei freundlicher, es unbemerkt zu lassen und dem Freunde eine Verlegenheit zu ersparen. Und so behielt er seinen natürlichen Ton. Der Abend war so schön, sagte er, und ich wußte, daß du ohne Gesellschaft warst, daß ich es mir nicht versagen konnte, ihn mit dir zu genießen. Uns ist das doppeltes Bedürfniß, weil wir selten genug dazu kommen, und wenn es uns auch die Zeit erlaubte, doch so oft in unserer Seele etwas ist, das zu diesem Genuß nicht stimmt.

Theokles. Das könnte wohl heute bei mir der Fall sein,

lieber Philotas! Da du diesen Zustand aus Erfahrung kennst, so darf ich wenigstens auf deine Nachsicht rechnen.

Philotas. Oder ich auf die deine. Denn in solchen Fällen ist man lieber allein. Aber ich will es doch nicht bereuen, daß ich kam. Man vergißt zuweilen in Gesellschaft, was man einsam nicht vergessen hätte. Auch vermochte ja wohl eher die Stimme der Freundschaft etwas über dich, wenn du traurig warst.

Theokles. Du wirst lächeln, Philotas, wenn du hörst, daß dieser Pfirsichbaum, vor dem du stehst, mich in diese traurige Stimmung gebracht hat. Aber es ist oft eine Kleinigkeit, die Erinnerungen und Ideen in uns weckt, die unserm Herzen sehr nahe liegen, und durch die uns eigentlich der nächste Gegenstand rührend wird, vor dem wir sonst kalt vorübergegangen wären.

Philotas. Dieser Pfirsichbaum also? —

Theokles. War unter allen Bäumen meines kleinen Gartens am treuesten von mir gepflegt worden, weil er so viel versprach; hatte mir so viele Stunden gekostet, setzte auch dieß Frühjahr so volle Blüthen an, und nun — sieh' ihn an — er läßt sein Laub schon fallen und wird den Herbst nicht erleben. So ist's, Philotas, mit unsrer Gärtnerei. Wo wir das Meiste hoffen, da sehen wir uns oft am bittersten getäuscht. Unbewacht, ungewartet, allen Stürmen bloß gestellt, gedeiht mancher Baum gerade am besten, und aus der sorglosesten Erziehung sieht man zuweilen die vorzüglichsten Menschen hervorgehen.

Philotas. Und was folgt nun weiter daraus?

Theokles. Daß es vielleicht mit allen unseren künstlichen Versuchen, Menschen zu bilden, nicht viel bedeutet, und daß eben daher das Geschäft, das wir treiben, das undankbarste aller Geschäfte sei.

Philotas. Sagt das derselbe Theokles, der mit solchem Enthusiasmus dieses Geschäft übernahm; der so oft mit jener liebenswürdigen Heftigkeit über die Vernachlässigung desselben eiferte? Derselbe Theokles, der mir mehr als einmal mit dem

Ausdrucke innigster Freude Jünglinge vorgeführt hat, in denen er die Frucht seiner Arbeit schon reifen sah? Seit wann diese unerwartete Veränderung?

Theokles. So ganz dürfte sie dir doch nicht unerwartet sein. Du mußt, fürchte ich, schon geraume Zeit bemerkt haben, daß meine Hoffnungen nicht mehr so zuversichtlich, und meine Freuden über guten Anschein nicht mehr so laut und unvermischt gewesen sind. Jene Zeiten, von denen du redest, waren die Zeiten der Phantasie. Jetzt sind die Zeiten der Erfahrung gekommen.

Philotas. Und was sind denn das für Erfahrungen, die dich so muthlos gemacht haben?

Theokles. Sie sind viel und mannigfaltig. Wenn du Geduld hast, so höre mich, und fürchte nicht, daß ich übertreibe. Man übertreibt wahrlich nicht, wenn man lieber überall widerlegt sein möchte.

Philotas. Ich bin ebenso bereit zu hören, als voll Wünsche dich wo möglich zu beruhigen.

Theokles. Mit der sichern Erwartung, daß man durch Wohlwollen und Güte Alles ausrichten könne, übernahm ich mein Amt. Ich erinnerte mich aus meiner eignen Kindheit und Jugend, daß bei mir nur die Behandlungsarten mißlangen, die etwas Hartes und Rauhes hatten; aber ich sah mich bald betrogen. Nur zu oft waren Vorstellungen, im väterlichsten Tone gehalten, vergebens. Der rauhere Ton war das einzige Mittel, das übrig blieb, wenn ich zum Zwecke kommen wollte. Das schon machte mich traurig um die menschliche Natur, in der ich so gern das angeborne Vorrecht der Vernunft immer geehrt und nie einen Augenblick Zwang an die Stelle der Gründe gesetzt hätte. Indeß ich gewöhnte mich nach und nach daran. Mein schönes Ideal von der Unschuldswelt, von der Welt der Liebe und Eintracht, worin ich unter Kindern und Jünglingen leben würde, war verschwunden. Ich sah, daß alle Arten von Leidenschaften und Irrthümern schon den Weg in dieses Paradies gefunden hatten.

Indeß fühlte ich mich nur dadurch wieder um so mehr zur Thätigkeit gespornt, diesen Feinden entgegen zu arbeiten.

Philotas. Idealisirt hatte also doch Theokles, und wer idealisirt, der muß immer erwarten, Erfahrungen wie die deinen zu machen! Die menschliche Natur ist gewiß nicht so schlimm, als sie uns Manche beschreiben; aber sie ist auch nicht so gut, als sie Andere ausgeben. Sie muß erst gut werden, und um dieß zu werden, muß sie viele Hindernisse überwinden, viele Kräfte anwenden. Das hattest du vermuthlich außer Acht gelassen. Daß das Kind und der Jüngling selbst nicht immer die Vernunft hört, und daß man wohl gar durch Zwang und Leiden ihn zur Wahl seines eigenen Vortheils bringen muß, das hätte dich eigentlich nicht traurig machen sollen, wenn du anders nicht auch darüber traurig werden willst, daß das Kind erst wankt und gleitet, ehe es sicher gehen lernt, und daß es sich oft mit Gewalt von der leitenden Hand losreißt, bis es durch Schaden lernt, daß es ihrer bedarf. Ich kann wenigstens in dieser Ungeduld gegen Alles, was Zwang heißt, nichts als den mächtigen Trieb nach Freiheit und Selbstständigkeit wahrnehmen, der die Natur des Menschen nicht erniedrigt, sondern veredelt. Indem ich hart mit dem Menschen verfahren muß, weil ich sein Bestes will, und jetzt noch besser als er selbst verstehe, was sein Bestes ist, muß ich doch die Kraft in ihm achten, die sich mir entgegenstemmt, und hoffe, daß er sie einst nur da brauchen wird, wo man seinem Besten entgegen arbeiten will. An deinem Ideal hatte offenbar die Phantasie zu viel Theil, und solche Ideale mögen immerhin der Wahrheit weichen.

Theokles. Ich fand mich, fuhr Theokles fort, auch bald darein. Ich forderte weniger von dem Kinde, etwas mehr von dem Jüngling. Aber auch da sah ich mich noch oft in meinen viel mäßigern Erwartungen getäuscht. Das Zeugniß darf ich mir geben, daß ich mit den Fehlern der Jugend höchst nachsichtig ward, äußerst selten bösen Willen, zumeist nur Schwäche

sah, daß ich keine Stunden sparte, wo ich glaubte, durch Bitten, Warnen, Zureden Gutes stiften zu können. Wahrer konnte man nicht lieben als ich liebte. Es war kein Verdienst; mein Herz drang mich und würde mich beunruhigt haben, wenn ich weniger gethan hätte. Auch forderte ich für dies treue Bemühen nichts zurück als — Vertrauen und Liebe. Liebe hat nur Liebe zum Lohn. Und doch, Philotas, mußte ich so oft dieses Lohnes entbehren. Das schmerzte tief. So für gar nichts weiter gehalten zu werden, als für einen gemeinen Tagelöhner, der für Geld sein Geschäft treibt, für Geld ermahnt und warnt, allenfalls etwas für Ruhm thut — o es ist bitter, dieß erfahren zu müssen. Nenne es Eitelkeit, es sei dir dennoch gestanden, daß die Bemerkung, mich Andern nachgesetzt zu sehen, die nicht die Hälfte von dem thaten, nicht die Hälfte von dem empfanden, was ich mir bewußt sein durfte, die Bitterkeit vermehrte. Ich sah oft meine Freundschaft der kleinlichsten Schmeichelei aufgeopfert. Ich sah meine Absichten verkannt, ach vielleicht die wärmsten Ergüsse eines treuen Herzens dem Gelächter fröhlicher Gesellschaft preisgegeben. Das hatte ich nicht von Jünglingsseelen erwartet. Urtheile selbst, ob solche Erfahrungen meinen Muth stärken konnten, und ob ich nicht wie aus einem Traume erwachen mußte, wenn ich sie mit dem verglich, was ich von der Lage des Erziehers erwartet hatte, den ich mir so ganz als Vater unter seinen Kindern vorstellte.

Philotas. Du hattest also wohl nie Beispiele gesehen, daß auch Väter nicht sicher vor diesem Schicksale sind, daß auch Elternliebe oft in den Kindern ihres Herzens den Gram ihres Alters erzieht! — Doch wer möchte dir abstreiten wollen, daß gerade dieß die bittersten Erfahrungen sind, die man machen kann? Sie sind auch mir nicht fremd geblieben, als ich in einer ähnlichen Lage war. Von drei Jünglingen, die ich mit einer Sorgfalt erzog, deren ich mich nie schämen darf, ward gerade der, an dem mein Herz am meisten hing, der Undankbarste. Von ihm hatte ich Alles gehofft; für ihn hatte ich Alles gethan; von ihm litt ich

am meisten. Der andere Jüngling ward mittelmäßig in Allem; ein Einziger hatte ganz erfüllt, was ich von Allen hoffte, und von ihm beinahe am letzten erwartete. Ich kenne sie also recht wohl, diese Stunden der Wehmuth, wo man sich doch endlich gestehen muß, daß man sich getäuscht hat, die man freilich oft schon lange vorher ahnt, wenn so mancher Zug zum Vorschein kommt, der in keiner edlen Seele vorkommen kann, der aber noch immer Entschuldigungen zu finden weiß, weil man sie sucht. Endlich lernt man auch dieses ertragen, und es fehlt dem, der nur nicht zu schnell müde wird, nicht an Gründen, sich auch darüber zu beruhigen.

Theokles. So laß mich doch diese Gründe hören, lieber Philotas; denn ich gestehe dir, daß ich Beruhigung sehr nöthig habe, wenn ich nicht ermüden soll.

Philotas. Was mich beruhigt hat, das bin ich von Herzen bereit dir mitzutheilen. Siehe, ob es gleiche Wirkung bei dir thut. Ich hatte schon viel gewonnen, als ich etwas richtiger — so dünkte es mich wenigstens — über Menschenschicksal und Menschenbestimmung denken gelernt hatte. Wir sind gewöhnlich im Anfang allzu geneigt, jeden Menschen denselben Gang gehen zu lassen, oder nur einen Weg für möglich zu halten, auf dem er zum Ziele der Vollkommenheit gelangen könne. Sobald wir dann finden, daß er diesen verfehlt, so geben wir die Hoffnung auf, daß er ihn je wieder findet. Der eine Weg soll wie der andere in unsere Schulform passen, weil er darein nicht paßt, ist er für uns verloren. Wenn es so wäre — was sollten wir von der Menschheit und dem endlichen Schicksale so vieler Millionen denken, denen es Lage, Erziehung, Temperament, Umstände unmöglich machen, gerade die Linie zu treffen, die wir für die nächste zu dem gemeinschaftlichen Punkte, der Alles vereinigen soll, halten? So kann es eben darum nicht sein! So viel in der Entwickelung und Vervollkommnung des Menschen sein eigenes Werk sein muß, ebenso viel hängt doch auch von jenen äußeren Umständen ab, die lediglich das Werk der Vorsehung sind, und die sie als

Erziehungsmittel für ihn vereinigt hat. Ich kann diese Erziehungsmittel selbst in dem nicht verkennen, was an sich für den Menschen zuerst gefährlich wird, aber ihn desto mehr hinterher lehrt auf seiner Hut zu sein, und seine Schwäche nicht zu übersehen.

Theokles. Aber wie kann dieses eigentlich beruhigen?

Philotas. Insofern wenigstens, daß ich nur bei dem Mißlingen meiner Versuche, ein Kind, einen Jüngling, wofür ich mich interessire, zu bilden, beklagen muß, daß meine Arbeit mißlang, aber noch nicht, daß er nun auf immer unglücklich werden muß. Ich werde dann freilich den Sohn der Schmerzen mit Betrübniß ansehen. Ich habe dich, werde ich denken, zum guten und glücklichen Menschen machen wollen, aber du hast nicht gewollt — oder gekonnt. Es wird anderer Uebungen bedürfen, um dich zu deiner Bestimmung zu führen. Andere Hände werden, früher oder später, glücklicher als die meinen sein. Und wenn auch diese wieder vergebens arbeiten sollten, so werden vielleicht schwere Leiden und Prüfungen thun, was die sanftere Erziehung nicht vermochte.

Theokes. Dieß ist allerdings etwas — und zugleich ein treffliches Präservativ vor dem Egoismus.

Philotas. Und eben deßhalb desto mehr werth, mein Freund! Diesen indeß in uns niederzuschlagen, gibt es noch viele andere Betrachtungen. Sollten wir uns denn wohl wirklich einbilden können, immer die besten Mittel zu wählen, um unsere Anvertrauten zu bilden? Sollte bei dem besten Willen sich nicht sehr viel Uebereilung, Vorurtheil, Schwäche oder auch Eigensinn in unsere Behandlungsart mischen? Wie oft haben wir selbst die Bemerkung gemacht, daß so manche Eltern, die in der Liebe zu ihren Kindern unübertreffbar schienen, gleichwohl die nächste Ursache ihres Verderbens wurden. Sollten denn uns allein keine Menschlichkeiten begegnen? Schon dieß muß uns immer etwas verdächtig sein, wenn wir mehrere Kinder zu erziehen haben, daß

unser Herz sich nun gerade zu einem oder dem andern so ausschließend hingezogen fühlt. Es mag sehr natürlich, sehr menschlich sein; aber es bleibt deßhalb doch unvollkommen, so lange wenigstens, als wir uns nicht ganz genaue Rechenschaft geben können, durch nichts als wahre Vorzüge des Geistes und des Herzens, und nicht durch das gefallendere Gesicht, nicht durch die schönere Form, auch nicht durch die Ausdrücke der Ergebenheit gegen uns allein, in unserer Vorliebe geleitet zu werden. Daß dieses so oft der Fall ist, darin liegt der wahre Grund, warum man sich in den Lieblingen seines Herzens so oft betrogen sieht. Sie waren gar nicht das, konnten für den Unbefangenen gar nicht die Hoffnungen erwecken, die unsere Phantasie ihnen andichtete.

Theokles. Du hast eine Saite berührt, Philotas, die leider auch meine Erfahrung bestätigen kann. Und auch das hat mich oft höchst unzufrieden mit mir selbst gemacht.

Philotas. Diese Unzufriedenheit ist nützlich, sobald sie uns vorsichtiger macht. Aber laß auch den Fall anders sein, laß uns von aller Vorliebe und Anhänglichkeit frei, bloß Jeden erzogen haben, wie es uns das Zweckmäßigste schien — wie viel Fehler können nicht noch immer begangen werden? O es ist die schwerste Aufgabe, und sie mag in manchen Fällen fast unauflöslich sein, jedem Menschen in jeder Lage gerade die Eindrücke zu geben, die zu seiner innern Vervollkommnung die wohlthätigsten sind. Man müßte, um da nie zu fehlen, so oft ganz in das Innere des Zöglings schauen, so ganz seine Art zu denken, zu empfinden, zu urtheilen zu der seinigen machen können, um hier in der Wahl der Gründe und der Veranstaltungen nicht fehl zu greifen. Wir machen oft einen großen Aufwand, wo wir weit wohlfeiler zum Zwecke kommen könnten. Wir verderben durch unsere Umständlichkeit, durch unsere Künsteleien nicht selten weit mehr, als wir bessern. Wir setzen den Jüngling dadurch in Verlegenheiten, in denen er aus Unbeholfenheit größere Fehler begeht, als die, welche wir bessern wollten.

Theokles. Eine feine Lobrede auf die Erziehungskunst!

Philotas. Mein Tadel träfe eigentlich nur die Künstler, nicht die Kunst. Indeß wirst du mich auch nicht unbereit finden, dir zu gestehen, daß ich von dieser Kunst die hohe Meinung nicht haben kann, die Manche, die sie mehr aus der Speculation als durch die Erfahrung kennen, von ihr gefaßt haben. Ich bin fest überzeugt, daß Erziehung viel, sehr viel thun kann. Aber ich weiß auch, daß sich ihr so unendlich viele Hindernisse in den Weg werfen, daß so viele Menschen, die nimmer ein Geist und ein Herz beleben kann, zu der Erziehung mitwirken müssen, daß sie oft gerade von Denen, die sie am meisten fördern sollten, so unglaublich vernachlässigt oder verkehrt angewendet wird — und doch immer der höheren Erziehung der Vorsehung der größte Theil überlassen bleiben muß.

Theokles. Das nun Alles zugegeben, Philotas, sage mir, wie willst du mich dadurch beruhigen? Du hast mich unruhiger gemacht; du hast mich nur lebhafter fühlen lassen, daß ich an sehr vielen mißlingenden Versuchen wohl größtentheils selbst Schuld sein mag, daß wohl mancher besser eingeschlagen wäre, wenn man ihn anderen Händen übergeben hätte!

Philotas. Das Alles, mein Freund, kann nur um so viel beunruhigen, als wir Ursache finden, den Mangel an gutem Willen in uns zu vermissen, und dann ist ja diese Beunruhigung heilsam; das kann aber bei dir der Fall nicht sein. Ich kenne, und wer kennt nicht mit mir deinen Eifer für das allgemeine Beste? Deine Aufopferungen für deine Pflicht und für die, denen du dich gewidmet? Ich weiß es ja, du würdest einen Theil deiner eigenen Ruhe und Glückseligkeit opfern, wenn du die Lieblinge deines Herzens dadurch vor Gefahren sichern und wahrhaft glücklich machen könntest. Wie könnte es dir bei diesem Sinne an gutem Willen fehlen? Dieser gibt uns allein unsern Werth. Wie unrichtig würden wir den Menschen schätzen, wenn wir auf die Waagschale seines Verdienstes nichts weiter

legen wollten, als was er wirklich gewirkt und ausgerichtet hat. Wie viele große Gedanken, wie viele wohlthätige Plane, wie viele reine Empfindungen und Bestrebungen des Wohlwollens, wie viele heiße Wünsche für Menschenbeglückung sind gerade das, was so manche schöne Seele, die von der Welt unbemerkt bleibt, am meisten verherrlicht! Und dieses sollte darum nicht gelten, weil es eine besondere Fügung des Schicksals war, daß davon gar nichts zur That werden konnte? Das Schärflein der Wittwe, die ebenso gewiß und ebenso gern Summen für die leidende Menschheit verwendet hätte, wenn sie reich gewesen wäre, soll nicht mehr als ein Schärflein gelten? Nein, mein Freund, so urtheilt der nicht, von dessen Urtheil eigentlich nur unser wahrer Werth abhängen kann. Das mußt du auch dir genügen lassen, wenn die Wirkung deiner Bemühung lange nicht so groß ist, als sie nach deiner Absicht sein sollte. Dein Wille hat doch nichts verschuldet, dieser Wille ist nicht bloßer Wunsch geblieben, du hast alle Mittel aufgeboten, so weit sie in deiner Gewalt waren. Daß sie dennoch nicht anschlugen — darin unterwirf dich der Vorsehung. Daß vielleicht du selbst Fehler in ihrer Anwendung machtest, darin erkenne deine Endlichkeit und Schwäche, und verlaß dich wieder auf den, der aus allen unseren Fehlern Gutes zu bringen weiß. Verlangst du noch mehr, als die Gewißheit, den Beifall des höchsten und besten Wesens verdient zu haben, wie ihn ein Mensch verdienen kann? Du möchtest auch Dank, auch Liebe derer, um die du Verdienst hast; aber am Ende — dieser Dank, diese Liebe ist ja doch nur noch die unvollkommene Empfindung unausgebildeter Seelen. Den Mann kann nur der Mann schätzen. Der Mann kann nur einen Mann zum Freunde haben. Wohl Mancher, der jetzt mehr kindisch als undankbar ist, wird wissen wer du ihm warst, wenn er erst wird zum Manne gereift sein. Gib auch endlich die Hoffnung nicht zu früh auf. Mancher Same liegt kaum einen Tag, so keimt er. Ein anderer will Monde und Jahre haben.

Viele, sehr viele Wirkungen bleiben immer zurück, wo gut gehandelt wird. Sie verlieren sich in dem großen Ganzen vor unserem Auge, aber sie selbst gehen nicht unter.

Theokles. Du hast mir sehr wohl gethan, Philotas, durch deine Rede. So ist es denn wohl wahr, was der Dichter sagt, und was sich mir erst neulich bei der ersten Lesung unauslöschlich eindrückte:

Wir schwimmen in dem Strom der Zeit
Auf Welle, Welle fort.
Das Meer der Allvergessenheit
Ist unser letzter Ort.
Genug wenn Welle Welle trieb
Und Wirkung ohne Namen blieb.

Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt,
Und nur mein Saft auf Gottes Au
In andern Blumen lebt
Und mein Gedanke mit zum Geist
Vollendeter Gedanken fleußt.

Schön ist's, von Allen anerkannt,
Sich allgeliebt zu sehn,
Doch schöner noch, auch ungenannt,
Wohlthätig fest zu stehn.
Verdienst ist meines Stolzes Neid
Und bei Verdienst Unsichtbarkeit.

Und bei Verdienst Unsichtbarkeit — sagte Philotas mit inniger Rührung und verhaltenen Thränen, umarmte seinen Freund und schied von ihm.

Zur Bildung des Gefühls für Wahrheit und Gerechtigkeit und vom inneren Frieden.

XXVIII.

Von der Wahrheit *).

Es gibt auf Erden nichts so Nützliches wie die Wahrheit; wer sie besitzt, findet in ihr das Werkzeug der ersten Ordnung, das auf Alles anwendbar und zu Allem nothwendig ist; er findet in ihr nicht nur seine persönlichen Vortheile, sondern auch das umfassendste Mittel, den anderen Menschen allen zusammen in der Gesellschaft zu dienen, welcher er durch die Verbreitung der Kenntnisse die gewissesten, die allgemeinsten und dauerhaftesten

---

„Ueber die sittliche Vervollkommnung oder über die Selbsterziehung", von Gerando. Einige Fragmente zur Würdigung seiner Gedanken über diesen wichtigen Gegenstand. —

*) Von der Wahrheit selbst gibt Hippokrates folgendes Sinnbild: sie sei ein großes schönes, zwar einfach geputztes, doch edles herrliches Weib, deren helle Augen wie die Sterne glänzen. Nach Anderen hat sie schneeweiße Kleider, und ist die Mutter der Tugend (Hippocrates ad Philopoem. Ep. 2). Demokritus sagt von ihr: sie ist in einen tiefen Brunnen versenkt, und kommt nicht wieder herauf, bis ihr Vater Saturnus (die Zeit) selbst sie wieder ans Tageslicht bringt. Wie viel Schönes läßt sich nicht in diesen Bildern sagen! — Professor Greiling sagt im Philos. Journ. J. 1798. H. 9: „Der nach Wahrheit forschende Weise dient nicht zunächst dem Staate, oder der Kirche, sondern dem Menschengeschlechte; und seine Weisheit ist weder Staats- noch Kirchenweisheit, sondern Weltweisheit. Nur in der Wahrheit ist Heil!"

Dienste leistet. Das Gefühl dieses Nutzens stärkt die Liebe zur Wahrheit, ziert und belohnt sie. Die Wahrheit wird auch geliebt um ihrer selbst willen; sie ist dessen würdig, selbst dann, wenn ihr künftiger Gebrauch in dem Gebiete der Ausübung und Anwendung noch nicht gemuthmaßt wird. Die Liebe zur Wahrheit wird die Anstrengungen des Gelehrten in seinen langen Nachtarbeiten, in seinen Betrachtungen beleben, wenn unbekannt der Menge er mit Freuden den Vergnügungen, dem Glücke, der Ehre entsagt, um das Erbe des menschlichen Geistes zu vergrößern; sie wird den Diener der Wissenschaft aufrecht erhalten mitten unter so vielen gefahrvollen Erfahrungen, so vielen fernen Reisen, auf welchen er, wenn es nöthig ist, sein eigenes Leben riskirt; sie wird ihm jene erhabene Heiterkeit bewahren, welche ihm erlaubt, im Geräusche, in den Stürmen der Natur, in der Unruhe der Elemente, in den Bewegungen der menschlichen Leidenschaften, noch mit einem ruhigen Auge Gefahren, welche ihn noch mehr unterrichten als ihm drohen, zu betrachten, und im Stillen nachzudenken, wie wenn er allein wäre vor seinem eigenen Gedanken. Man muß sich ihrer um ihres innern Verdienstes willen befleißigen, damit sie die Fortschritte erhalte; denn die Erfahrung lehrt, daß am häufigsten die großen Entdeckungen im ersten Beginne nur auf dem Felde der Speculation sich dargestellt haben. Sahen Apollonius, Kepler, Newton, Volta den Gebrauch vorher, der einst von den Eigenschaften der Kegelschnitte, von den Gesetzen, welche die Himmelsbahnen regieren, von dem Grundsatze der allgemeinen Anziehung und von der magnetischen Säule gemacht werden würde? Diese Absonderung von allem unmittelbar praktischen Gebrauche liegt in der Natur und den Bedingungen der Entdeckungen. Je höher die Gipfel sind, wo sie ihren Sitz haben, desto entfernter sind sie noch von dem Boden welchen die Hand der Künste bearbeitet.

Die Liebe zur Wahrheit wird nur durch den Umgang fühlbar, den wir mit ihr unterhalten, und um diesen Umgang zu

genießen, muß man ein von jeder andern Sorge freies Herz mitbringen. Er hat angefangen wie wir, der da heute aus dem Nachdenken über das Wahre Freuden schöpft, die uns unbekannt sind; er hat wie wir jene niedern Kreise erst durchlaufen, deren Grenzen uns die Grenzen alles Daseins zu sein scheinen. Die sinnliche Natur selbst war für ihn nur ein unermeßliches Geheimniß; er sah, ohne zu begreifen; das herrliche Buch der Schöpfung war vor seinen Augen aufgeschlagen, ohne daß er darin einen Buchstaben entziffern konnte; er wollte die Körperwelt den Anforderungen seiner Bedürfnisse unterwerfen, und die Körperwelt war gegen ihn widerspenstig, weil sie ihm die sie regierenden geheimen Gesetze verbarg. Er rief die Fackel der Wissenschaft an, und rief sie Anfangs vielleicht nur in feilen Absichten an, oder mit dem Wunsche, eine unbestimmte Neugierde zu befriedigen; er zog die Urkunden zu Rathe, in welchen der Geist der Untersuchungen die noch unvollständige Geschichte der Verrichtungen der Natur aufgezeichnet hat, und schon, indem er Wirkungen für ihn sich erklären sah, welche bis dahin getrennt und in der Welt schwebend sich an keine Verbindung anknüpften, glich seine Befriedigung seiner Ueberraschung. Seine eigene Person war für ihn selbst eine noch dunklere Aufgabe als alle die, von welchen er umgeben war; die Schriften der Weisen fielen ihm in die Hände; er betrachtete sich gleichsam in einer Art Spiegel, er konnte sich Rechenschaft ablegen von seinen Gefühlen und von seinen Vorstellungen. Mitten in diesem Hin- und Herschwanken aller Dinge, welches seinen Geist ermüdete, sah er beständige und feste Verhältnisse erscheinen und entdeckte, wie allgemeine Gesetze über dem anscheinenden Wechsel der Erscheinungen walten. Jede neue Einsicht ließ ihn eine noch wichtigere Erkenntniß vermuthen, flößte ihm den Wunsch ein, dieselbe zu erreichen. Da nun, von Allem zurückgezogen, denkt er seinerseits nach. Folgen wir ihm, dringen wir mit ihm ein in die geheime Werkstatt des Gedankens, wo insgeheim die Werkzeuge der Entdeckungen vorbereitet werden.

Welcher Eifer hat sich seiner bemächtigt! Wie begierig folgt er seiner Eroberung! Wie hat er schon die ersten Beweggründe vergessen, welche ihn in die Laufbahn führten! Er erblickt endlich von weitem die Palme, nach welcher er seufzte; er verdoppelt seine Anstrengungen und ergreift sie. Welches Entzücken! „Der Schleier ist aufgehoben! Das Unbekannte öffnet sich und klärt sich auf. Ein Ring der großen Kette ist ergriffen. Eine neue Bahn ist gezeichnet; sie hat tausend Ausgänge, welche sich nach allen Seiten hin richten. O Wahrheit, du erscheinst mir! O Wahrheit, deren erste Strahlen mein Herz schlagen ließen, du erscheinst mir in deinem unsterblichen Glanze! du gehörst mir an, ich erkenne dich, du bist mein Schatz und mein Leben! Was für ein neuer Himmel ist das, unter welchem ich athme! Was sind das Alles für Lichtstrahlen, welche von allen Seiten leuchten! Was sind das Alles für Einklänge, welche sich durch ein harmonisches Tonspiel antworten! Ach, wir genießen hier einen Frieden, der durch so viele Anstrengungen erkauft ist, der sie aber alle hundertfach vergilt!" So ruft er aus. Wollen wir ihm die Einweihung, zu welcher er eben zugelassen ist, die Unabhängigkeit und Würde, die er errungen hat, streitig machen? Was ist denn unser Dasein neben dem, in welches er eingeführt ist? Ist es wirklicher oder vortrefflicher, weiter oder inniger? Wer wiegt sich in dem Scheine, wenn wir es nicht sind? Wer hat gelebt, wahrhaft gelebt, wenn er es nicht ist?

Das Gefühl der Frömmigkeit wird durch das Gefühl des Wahren neue Nahrung bekommen. Die Verehrung der Gottheit wird die von der höchsten und gerechtesten Bewunderung erwiesene Verehrung werden; alle Größe wird verschwinden vor dieser höchsten Herrlichkeit; die Ordnung wird ihren Urgrund und ihr Urbild gefunden haben; die große Harmonie des Weltalls wird erklärt werden; die Wahrheit, zu ihrer Quelle zurücksteigend, wird mit jener Ewigkeit, mit jener Unermeßlichkeit begabt werden, nach welcher ihre Natur trachtete. Der menschliche Verstand wird

mitten aus den Wolken, welche ihn umhüllen, einen rechtmäßigen Stolz wiedererlangen; er wird glänzende Hoffnungen fassen, indem er diesen Herd alles Lichtes*) entdeckt, von welchem ein Strahl ihn belebt, von welchem reichlichere Strahlen ihn einst umströmen werden.

---

*) So much the rather thou, celestial Light,
Shine inward, and the Mind through all her powers
Irradiate, there plant eyes, all mist from thence
Purge and disperse, that I may see and tell
Of things invisible to mortal Sight.

Milton, P. L. III. 51—55.

XXIX.

Von dem Rechte und der Gerechtigkeit. Die Obrigkeiten sind die öffentlichen Verwalter und Organe der Tugend.

Alles was Störung und Unordnung in die Gesellschaft bringt, kann auf die Verwirrung zurückgeführt werden, welche sich zwischen die Rechte und die Interessen eindrängt, d. h., auf den freiwilligen oder unfreiwilligen Irrthum, welchen derjenige begeht, der ein Recht auszuüben vermeint, während er nur ein Interesse verfolgt.

Das Interesse der kleinen Anzahl soll dem der größeren geopfert werden; das Recht des unbedeutendsten Einzelmenschen kann dem allgemeinen Interesse nicht geopfert werden. So ist, obgleich die Gerechtigkeit ein allgemeines Interesse ist, das allgemeine Interesse noch nicht immer die Gerechtigkeit.

Den Namen eines Gerechten werden wir dem noch nicht geben, welcher es unterläßt, zu schaden, sonst würden die meisten Menschen gerecht sein, ohne daran zu denken. Die Beobachtung der Gerechtigkeit muß schwer werden, auf daß etwas von ihr gehalten werde, und da sie für einen Jeden schwer ist in Ansehung dessen, was ihm fehlt, und dessen, was sein Nachbar besitzt, so

wird sein Verdienst in der Armuth größer; sie nimmt den Charakter der Tugend gerade in den zahlreichsten Ständen an, in denen, welche vom Glücke am wenigsten begünstigt sind. Der niedrige Lastträger findet einen Schatz, dessen Eigenthümer unbekannt ist, er kann sich desselben ohne irgend Jemandes Wissen bemächtigen, und doch sucht er den Eigenthümer und wird wieder armselig mit seinem eigenen Willen: er ist nur gerecht; aber welche Größe liegt in dieser Gerechtigkeit! bewunderungswürdige Einrichtung der Moral! Sie hält diejenigen in Schranken, welche wiewohl am wenigsten reich begütert zugleich die stärksten sind; aber weit entfernt, sie durch knechtische Bande zu halten, hält sie dieselben grade durch ihre Erhebung zurück, und der Zügel, den sie den niedern Ständen anlegt, ist ein sie ehrendes Verdienst. Wie würde es um uns stehen, wenn sie sich nicht so zwischen die kleine Anzahl derer, die besitzen, und den Haufen derer, welche die Noth peinigt, in das Mittel stellte? und doch ruhen jene in Frieden, und bleiben auch diese befriedigt bei den rauhen Arbeiten, die ein mäßiger Sold belohnt! Das kommt gewiß daher, weil wirklich die Herrschaft der Moral weit mächtiger und allgemeiner ist, weil es auf Erden weit mehr wirkliche Tugend gibt, als wir aus Mangel an Ueberlegung es muthmaßen. Aber da die Tugend nur die Erhaltung der Ordnung ist, so wird sie eben dadurch weit weniger bemerkt; das Verbrechen ist hervorstechend, weil es die natürliche und allgemeine Ordnung stört; man erzählt es, man macht es weltkundig; die Geschichte sammelt diese Erzählungen, wie sie das Andenken an die Plagen, welche die Erde verwüstet haben, bewahrt.

Die Formeln der Gerechtigkeit sind klar, bestimmt und streng; aber wer sich darauf beschränken wollte, genau zu wollen, was vorgeschrieben ist, dem würde es nicht immer gelingen es zu erfüllen. Es bedarf der Ueberfülle des Gefühls, um das genaue Maß der Pflicht zu erfüllen; es bedarf des Reichthums des Herzens, um das Nothwendige der Rechtschaffenheit zu verschaffen.

Man dringt in den Begriff dessen, was recht ist, nur dadurch völlig ein, daß man sich in Gedanken wahrhaft in die Stelle des Andern versetzt, um zu sehen und zu fühlen, wie er sehen und fühlen würde, und um so zu begreifen was ihm gethan werden würde, wie wenn das uns selbst gethan wäre. Diese Bewegung nun, durch die man sich so in die Anderen versetzt, um gewissermaßen mit ihnen Eins zu werden, setzt wenigstens einen Anfang von Wohlwollen voraus. Woher kommt es, daß, während wir Alle den Regeln des Rechten, wenn sie in einer allgemeinen Formel ausgedrückt werden, einstimmig huldigen, es uns so leicht begegnet, uns mit einer Art Aufrichtigkeit in der Anwendung zu täuschen? Warum begehen wir niemals zu unserem Schaden diese Fehlgriffe? Anstatt in den Anderen leben zu lernen, verschließen wir uns in die Persönlichkeit, was Andere verletzt, entgeht unserer Aufmerksamkeit oder erscheint uns von geringem Belange, was uns verletzt, vergrößert sich in unseren Augen mit all dem Vorzuge, den wir uns geben; wir sehen nur eine Seite der Frage, die, welche sich uns zuwendet; die Anforderungen der Persönlichkeit werden für uns so gebieterisch, daß wir vielleicht ohne unser Wissen sie als ein auch für Alles, was mit uns in Beziehung steht, gebietendes Gesetz ansehen. Unseren Neigungen unterworfen, wollen wir der Schmach durch ihre Rechtfertigung entgehen; wir wollen mit mehr Sicherheit genießen, und um dazu zu gelangen, gewissermaßen unsre Selbstsucht in den Mantel der Gerechtigkeit hüllen.

Eine einzige Ungerechtigkeit reicht hin, den ganzen Lauf des Lebens zu beflecken.

Ueber den Grenzen dessen, was man streng schuldig ist, gibt es noch Dinge, die nicht mehr durch ausdrückliche Regeln bestimmt und doch vom Zartgefühle vorgeschrieben werden. Was die Vorschriften nicht haben voraussehen können, wird von dem geheimen Triebe eines biedern Herzens, das sicherer ist, als alle Vorschriften, eingegeben werden. Das Zartgefühl ist gleichsam

die Blüthe der Gerechtigkeit. Sie ist oft die auf geringe Dinge angewendete Gerechtigkeit; sie setzt also in dem Ernste für das, was recht ist, hinreichenden Eifer voraus, um diese Dinge zu entdecken; sie hebt sie hervor durch ihre Motive. Durch dieß sinnreiche Aufsuchen erlangt sie ein besonderes Verdienst, und sie erlangt etwas Reineres darin, daß sie oft keinen andern Zeugen und keinen andern Richter hat als sich selbst.

Unabhängig von der äußern Rechtschaffenheit, welche die über die materiellen Dinge eingeführten Rechte ehrt, gibt es eine andere, minder erkannte und schwerere Rechtschaffenheit, die, welche die Würde des Andern, sein Glück, das heißt, eine Klasse von Gütern, welche nicht in die Augen fallen und darum nur kostbarer und wirklicher sind, in Ehren hält. Hier hört die Herrschaft der bürgerlichen Gesetze auf; hier entfaltet sich völlig die der Tugend. Ihr reißt nicht das Erbe eines Andern an euch, es mag sein; aber schmälert ihr niemals das Ansehen, das er genießt? verbreitet ihr niemals durch Falschheit*) Unruhe in sein Gemüth? verletzet ihr niemals sein Herz durch die Pfeile des Unwillens und des Neides? Dann allein wird es euch erlaubt sein, euch gerecht zu nennen.

Endlich beschränkt sich die Gerechtigkeit nicht darauf uns vorzuschreiben, daß wir ihre Befehle an uns selbst ausführen, sie beruft uns noch zu einem andern Amte, daß wir nämlich auch Anderer uns annehmen. Wenn die Gesellschaft selbst sich die Sorge, ihre Rechte zu behaupten, nicht vorbehalten hat, ertheilt sie uns die Ehre sie zu vertheidigen, legt sie in unsere Hände den Schutz der unterdrückten Unschuld; dann besonders strahlt die Gerechtigkeit in all ihrem Glanze; denn dann ist sie

*) Εχθρος γαρ μοι κεινος ὁμως αιδαο πυλησιν,
ός χ'ετερον μεν κεοθει ενι φρεσιν, αλλο δε βαζει
Den haß' ich ärger als die Pforten der Hölle,
Der im Herzen Anderes verbirgt, als er öffentlich redet! —
Melesigenes.

im höchsten Grade edelmüthig. Sie hat nicht mehr bloß den Charakter der Zurückhaltung, welcher zu schaden untersagte, sie befiehlt zu helfen, sie zeigt sich beseelt und ganz lebendig. Das ist das glorreiche Gepräge, mit welchem sie die Heldenzeiten bezeichnet hat. In der Kindheit der Gesellschaft ersetzte diese von der Moral dem Muthe gegebene Vollmacht das Stillschweigen der Gesetzbücher. Aus demselben Grunde erneuert sich auch diese Vollmacht in den Zeiten der Unruhen und Unordnungen; sie tröstet dann die Menschheit und läßt aus dem Schooße des öffentlichen Unglücks rühmliche Privattugenden hervortreten. Aber in dem Maße, als die Gesellschaft gestiftet oder wiederhergestellt wird, wird diese allen Rechtschaffenen ertheilte Vollmacht fortschreitend auf die Obrigkeiten beschränkt, und daher die Majestät und Heiligkeit ihrer Geschäfte. Der öffentlichen Tugend Verwalter und Organe sind sie; sie tragen in ihrer Hand die heilige Schale, welche die größten Wohlthaten der menschlichen Gesellschaft in sich schließt, die Sicherheit und den Frieden.

XXX.

Von dem inneren Frieden.

Der innere Friede entspringt aus der treuen Erfüllung des Berufes, der uns von der Natur bezeichnet, von der Gesellschaft auferlegt ist, oder den wir freiwillig übernommen haben. Es ist etwas Balsamisches in ihm, was auf eine geheime Weise die Wunden der Seele und sogar die Leiden des Körpers mildert. So im Besitze dieser glücklichen Stimmung bewegt sich der Mensch ohne Unruhe und ruhet ohne Langeweile; er genießt, was ihm zugefallen, er trägt die Entbehrungen, welche ihm auferlegt sind; kein Gewölk verdunkelt seine Blicke, kein Murren ermüdet ihn, kein Trugbild beunruhigt ihn, kein Pfeil verwundet ihn bis in den Grund seines Herzens; er entschließt sich mit Leichtigkeit zu Allem, was ihm vorgeschrieben ist; nichts überrascht und ertappt ihn auf einem Fehler, weil er auf den von der Natur vorgezeichneten Pfaden wandelt; er genießt völlig die Wohlthaten des Schöpfers, erkennt noch in den Prüfungen, welche ihm zugesendet werden, eine Wohlthat, und findet in allen Dingen Grund zur Zufriedenheit, insofern sie von der Lage abhangen, welche ihm zugefallen ist, weil er sich selbst an der Stelle sieht, die ihm nach den Rathschlägen des höchsten Spenders angewiesen wurde.

Unter dem Einflusse einer solchen Stimmung nehmen alle Seelenkräfte einen leichtern und kraftvollern Schwung; der innere Friede ist für die Fähigkeiten der Seele, was der Morgenthau für die Pflanzen der Erde ist.

Diese Ruhe, welche man in sich selbst trägt, theilt sich auch denen mit, die uns umgeben, selbst ohne ihr Wissen; der friedliche Mensch tritt gleichsam wie ein Mittler mitten zwischen Feindseligkeiten und Haß in's Mittel; wenn er, ein wohlthätiger Bote, in der unzufriedenen, unruhigen und bewegten Menge erscheint, führt seine Gegenwart allein Vertrauen und Hoffnung zurück; seine Gegenwart bringt eine Wirkung hervor gleich den Einklängen einer angenehmen und lieblichen Melodie, welche die Stürme der wüthenden Leidenschaften besänftigt. So ist nach dem Ungewitter die Erscheinung des geheimnißvollen Bogens, der sich am Himmel zeichnet und sich auf die Erde stützt. Der innere Friede ist der Ausdruck der sittlichen Ordnung, wie die Schönheit eines Gebäudes der Ausdruck der Regelmäßigkeit seiner Verhältnisse ist. Er ist ein Ausfluß der Tugend selbst, und darum eben, indem er sich auf der Stirn des Tugendhaften malt, wird er eine Art beredter Sprache, welche unvermerkt in den Grund der Herzen eindringt. Verdanken wir nicht ihr vorzüglich den Genuß der Naturbetrachtung*)? und wiederum, wirkt die Betrachtung der Natur nicht

---

*) „Es ist rührend und lehrreich zu wissen, wie unsere Voreltern in der uralten Zeit und in allen Jahrhunderten die Werke der Natur betrachtet; wie wir sie nach unseren Ideen verändert und gebildet und wieder durch sie gebildet worden; wie die Kunst die Bildnerin der Natur und wie die Natur die Bildnerin der Kunst anders und anders war nach Zeiten und Ländern. Dieser Eindruck der Natur auf uns und unser Eindruck auf sie zeigt eigentlich die Stärke und Schwäche unseres Geistes und wieviel Macht uns der Schöpfer zugelassen habe." — Groß ist der Einfluß des Himmelsstriches, der natürlichen Beschaffenheit des Landes, der Nahrungsmittel und Lebensart auf Temperament, Verstandeskräfte, Gesetze und Religion der Menschen.

Falconer. Leipzig, 1782.

darum so viel Gutes, weil sie uns den innern Frieden wieder zu erlangen fähig macht?

Was den Zustand der lebendigen und organischen Wesen verdirbt, kommt immer daher, daß irgend ein Element aus seiner Stelle gerückt oder eine Bewegung von ihrem Laufe abgewendet ist. Ebenso verhält es sich mit jeder unruhigen Bewegung, welche in uns selbst stattfindet; sie zeigt eine Unregelmäßigkeit an, einen geheimen Widerspruch zwischen der Richtung, die verfolgt, und dem Streben, das vorgezeichnet wurde. Namentlich ist es die aus der Eitelkeit hervorgehende Schwermuth, welche das Herz unversöhnlich beunruhigt.

Die Schwermuth, welche aus der Eitelkeit, aus dem Bedürfniß zu scheinen entsteht, ist unter allen die trockenste, finsterste, unruhigste und unfruchtbarste; sie ist nichts anders als ein Zustand der Knechtschaft in Betreff der Meinung, und es gibt keinen Frieden für die, welche sich unter die Abhängigkeit der Meinung gestellt haben, weil keine Sicherheit für sie vorhanden ist. Sie wünschen gesehen zu werden und fürchten gerichtet zu werden; sie dürsten nach Lob und setzen sich der Gefahr des Tadels aus; um die Stimme des Andern zu erlangen belügen sie sich selbst; sie haben sich verurtheilt auf der Bühne zu bleiben und da die ungewissen Zuschauer zu erwarten. Selbst wenn sie den Beifall, nach dem sie so sehr geizten, davontragen, von welchem Werthe ist er? Welche Freuden ernten sie davon, wenn er nicht durch die Bestätigung des Gewissens bekräftigt wird? Auch ist der heiße Wunsch nach glücklichem Erfolge, diese Leidenschaft, welche den Verkehr der Welt schafft und entwickelt, eines von den Giften, deren Wirkung für das Herz des Menschen die unglücklichste ist. Seine Gefahren drohen besonders denen, welche ihre Lage ganz besonders mit dem Publikum in Verbindung setzt. Begierig nach Gelingen, beunruhigt über das geringste Zeichen von Mißgunst, schöpft der, welchen das Bedürfniß des glücklichen Erfolges quält, aus Allem Verdacht und sucht überall eine Stütze.

Sein Blick irrt überall um sich her, forscht, fragt nach dem Urtheil Jedermanns, sucht nach Beifallsbezeigungen, verräth seine geheimen Sorgen, und welche Anstrengungen er auch noch mache, er ist keineswegs gewiß das Ziel zu erreichen; der Zufall und das Glück werden vielleicht darüber entscheiden. Möge der junge Mann bei seinem Eintritte in die Laufbahn sich vor dieser Sucht hüten, welche die Ansteckung des Beispiels, welche die empfangenen Vorstellungen für ihn so hinreißend machen! Möge er der Knechtschaft entgehen, welche sie ihm bereitet! Möge er mit einer edlen Festigkeit dem Reize des glücklichen Erfolges widerstehen! Unter dieser Bedingung wird er seinen Charakter, die rechte Wirksamkeit seiner Kräfte bewahren, wird er seinem Talente selbst das Siegel der Ursprünglichkeit und der Unabhängigkeit bewahren, ohne welches es keinen dauerhaften Erfolg gibt.

Zur Bildung des Gefühls für Freiheit und Vaterlandsliebe.

XXXI.

Ueber die Freiheit, bürgerliche Freiheit und Vaterlandsliebe. Gehorsam und Unabhängigkeit.

Wir fühlen zuweilen einerseits den Reiz der sinnlichen Vergnügungen mit so vieler Macht auf uns wirken, andererseits den der sittlichen Gesetze dabei so schwach bleiben, daß der erstere gewissermaßen gegen unseren Willen uns durch eine triebmäßige und maschinenartige Kraft fortzieht. Was thun wir dann? Wir wirken auf unsere Neigungen und selbst auf unsere Vorstellungen ein; wir gelangen dahin, die einen zu mäßigen, die andern abzuändern; wir bringen die äußeren Eindrücke zum Schweigen, wir beleben das Gefühl der Pflicht wieder. In Gegenwart des Vergnügens und der Pflicht, bloß einander entgegengestellt, haben wir die Freiheit gehabt, den Beweggründen der Pflicht einen neuen Umfang und eine neue Kraft zu geben und dem Vergnügen einen Theil seiner Reize zu rauben. Das ist das innerste Heiligthum der sittlichen Freiheit.

Wo ist die Freiheit, die wahre Freiheit? In dem Heilig-

Ueber die sittliche Vervollkommnung u. s. w. S. Anm. zum Abschnitt 28 d. W.

thum unserer Seele; da wo der Herd der Vernunft, der Grund des sittlichen Lebens liegt, da wo das Orakel des Gewissens ertönt. Sie kann nicht von dem Urtheil und der Pflicht getrennt werden, weil sie eins auf's andere anwendend beiden entspricht.

Die sittliche Freiheit ist auch eine Thatsache, eine wirkliche, ursprüngliche Thatsache, welche sich der innern Betrachtung kund thut wie die des Gedankens. Sie wird nicht bewiesen, sie wird gesehen; ich fühle, daß ich die Freiheit habe mich zu bestimmen, wie ich fühle, daß ich jetzt existire, daß ich überlege. Andere Menschen bezeugen das auf eine glänzende, beständige, allgemeine Weise durch ihre Handlungen und in ihrer Sprache. Warum dieses Lob und dieser Tadel gewisser Handlungen, woher die ihrer Bestrafung oder ihrer Belohnung gegebene Zustimmung? Man tadelt nicht den Stein, der durch seinen Fall den Vorübergehenden zerschmettert; man zollt nicht seine Achtung dem Heilmittel, welches einen Kranken heilt; man verdammt nicht einen Geistesabwesenden, der seinen Freund schlägt; man lobt nicht den, welcher, ohne es zu wissen, den einem Andern bestimmten Streich empfängt. Die Strafen und Belohnungen, wird man sagen, sind für das allgemeine Interesse der Gesellschaft eingesetzt worden. Ja, selbst ehe ihr an das Interesse denkt, welches die Gesellschaft daran finden kann, rufet ihr, wenn ihr Zeugen einer guten oder einer schlechten Handlung seid, selbstwillig aus, daß jene der Belohnung würdig sei und diese Bestrafung verdient; selbst dann, wenn dieß Urtheil nicht nützlich sein sollte, ist es verdient; ihr sprechet es aus, ihr wendet es selbst an vor dem Richterstuhle der Meinung: ihr belohnet durch die Hochachtung, ihr bestrafet durch die Verachtung.

Die bürgerliche Freiheit ist das Vermögen, in dem gesellschaftlichen Zustande zu thun, was man will, ohne einem Andern zu schaden. Die Gesetze geben eben dadurch, daß sie zugleich alle Freiheiten der Einzelnen beschützen, einer jeden ihre Schranken mit ihren Gewährleistungen. Darum opfern diejenigen,

welche in der Freiheit nur Rechte sehen und nicht strenge auf diese Rechte sich beziehende Pflichten, die Freiheit selbst auf. Sie ist ohne Zweifel aller unserer Wünsche würdig, diese Freiheit, Schwester der Gerechtigkeit, Quelle aller Besserung, die Nahrung aller edelmüthigen Neigungen, das gerechte Vorrecht der Menschenwürde. Aber mögen wir den weit höhern Werth der sittlichen Freiheit zu erkennen wissen, welche ganz in uns selbst ist, welche keine Macht uns rauben kann, und welche auszuüben wir doch so oft vernachläßigen! Mögen wir zu genießen und wohl zu gebrauchen wissen, diese sittliche Freiheit, ohne welche die bürgerliche Freiheit nur ein leerer Name sein, und deren Mißbrauch die bürgerliche Freiheit dahin bringen würde, daß sie nur noch ein trauriges Geschenk wäre! O Freiheit! herrliches, aber furchtbares Geschenk! unendliche und geheimnißvolle Macht, welche uns gegeben wurde, damit das Gute aus unserer Wahl abstammte, indem es unser Theil wurde, damit die Tugend der Preis unserer Anstrengungen und das wahre Glück ihrer Belohnung würde, welche uns von Gott verliehen wurde, damit wir aus eigener Bewegung unsern Willen dem seinigen gleichförmig machen, nach jenen Vollkommenheiten, deren ewiges und unendliches Urbild er ist, streben, und so von Tage zu Tage auf diesem vergänglichen Schauplatze an Beweisen für das Eden einer bessern Zukunft wachsen könnten, welche Würde gewährst du uns! Welche Verantwortlichkeit legst du uns auf! Mit welchem Zittern nehmen wir von dir Besitz! Wo werden die Stützen unserer Schwachheit sein, die Führer für unsre Unwissenheit? aber auch welche edle Ehrbegierde zündest du in uns an! welche erhabene Hoffnungen lässest du uns vorempfinden! unermeßlicher und fruchtbarer Gedanke: es ist uns verliehen, Verdienste zu erwerben!

Aber der gesetzliche Gehorsam ist für die bürgerliche Freiheit nicht weniger nothwendig als die persönliche Unabhängigkeit; er muß sogar desto strenger sein, je ausgedehnter

diese ist. Mit welchem Vorwande auch der Hochmuth seinen *Widerstand* gegen ein *rechtmäßiges Ansehen* zu bedecken suche, er kann nichts Ehrenwerthes*) haben. Der Gehorsam dagegen ehrt doppelt; zunächst weil er eine dem Sittengesetze erwiesene Huldigung ist, dann weil er eins der edelsten Opfer ist, die ihm zu bringen in der Macht des Menschen steht. Es ist weit mehr wahrer Muth zu gehorchen, wenn man es soll, als zu widerstehen. „Durch den Gehorsam, sagt ihr, würde ich auf meinen Willen, auf das Eigenthum meiner selbst verzichten!“ Aber ist denn der Gehorsam nicht eine freiwillige Handlung? Was ist gehorchen, wenn nicht, sich zu gebieten wissen? Eitler Mensch, der du dein Herr zu sein vorgibst, wenn wir in dir nur einen Sclaven deiner Neigungen sehen können, bekenne es, wenn du aufrichtig bist, du widerstehst bloß dem Gehorsam, weil er etwas Hartes ist, das heißt, weil er ein der Pflicht gebrachtes Opfer ausdrückt! *Glücklich wer begreifen kann, wie man im Gehorsam frei sein und im Befehlen dienen kann!*

Der Gehorsam gegen das rechtmäßige Ansehen wird ganz besonders durch die *Liebe zum Guten* erzeugt. Und sowie diese die häuslichen Verhältnisse durch die häuslichen Tugenden belebt, so belebt sie auch durch die öffentlichen Tugenden die Aufopferung für das Vaterland, ist sie die Quelle der *Vaterlandsliebe.* Ihr glaubt das Bild des Vaterlandes an den Oertern zu erblicken, wo ihr das Leben empfangen habt; ihr glaubt seine Stimme in den Tönen der Volkssprache wiederhallen zu hören! Allerdings, es ist so; aber nur weil diese sinnlichen Zeichen euch alle seine Wohlthaten wieder erzählen, die Erziehung, welche es euch gab, den Schutz, mit welchem es euch umgibt, seine Gesetze, welche für euch eine Art äußerer Unterweisung in der Moral waren, die Ueberlieferung der Beispiele, welche sie euch noch besser

*) „Laßt uns besser sein, so wird es besser werden“. *Pope.*

lehrt. Wisset also in einem solchen Erinnerungen gleichförmigen Geiste es zu lieben und ihm zu dienen! Wenn ihr zu der Ehre, ihm wirklich zu dienen, berufen werdet, heget ein politisches Gewissen, wie ihr ein Privat-Gewissen habt! Dieß politische Gewissen wird der höchste Grad der Aufopferung sein, und das erste Opfer, das es fordern wird, ist vielleicht dasjenige, auf welches ihr am wenigsten vorbereitet waret, das der persönlichen Eitelkeit und der ehrgeizigen Leidenschaften, das jenes Parteigeistes, welcher, da er im Schooße des allgemeinen Bundes eine Privatverbindung stiftet, grade das Band auflöst, welches fester zu knüpfen es galt. Sollte das Vaterland selbst, ohne zu verrathen, was es sich selbst schuldig ist, diejenigen zu der Ehre ihm zu dienen zulassen, die nicht aus der Liebe zum Guten diese gewissenhafte und folglich im höchsten Grade uneigennützige Vaterlandsliebe zu schöpfen wußten? Da nun in den freien Staaten alle Bürger je nach dem Verhältniß ihrer Fähigkeiten an einer gleichen Ehre Theil nehmen, so erwartet und setzt die Freiheit die Aufopferung Aller für das öffentliche Wohl voraus. Die Freiheit erkennt ihre wahren Freunde nur in den Männern von einem erhabenen Charakter und ehrenvollen Leben, deren größte und schönste Tugend die Vaterlandsliebe ist. Wir können es uns nicht versagen, den herrlichen ihr gewidmeten Erguß Schink's hier anzuführen:

Groß ist um uns der Pflichten Kreis,
Als Bürger dieser Erde,
Daß, hier zu wirken, unser Fleiß
Doch nimmer läßig werde!
Daß jede doch uns heilig sei,
Und würdig des Berufs uns weih',
Als Bürger dieser Erde.

Hoch steht in dieser Pflichten Kreis'
Des Vaterlandes Liebe,
Als jeder Bürgertugend Preis,
Veredelnd uns're Triebe!

Sie ist's, die mächtig unsern Geist
Der thatenlosen Ruh' entreiß't,
Ist reine Tugendliebe.

Dem Volke Heil, dem angestammt
Von ehrenvollen Ahnen,
Den Geist sie regt, die Brust entflammt,
Es geht der Ehre Bahnen;
Nie wankt in ihm die Kraft, der Muth,
Sich zu erhalten Recht und Gut,
Vererbt ihm von den Ahnen.

An seines Vaterlandes Heil',
Und, was ihm frommt und nützet,
Nimmt es mit Blut und Leben Theil,
Hält aufrecht, was es schützet.
Es strebt und ringt und sorgt und wacht
Für der Gesetze Kraft und Macht,
Auf die sein Heil sich stützet.

Für seinen Fürsten, sein Geschlecht,
Des Vaterlandes Ehre,
Des freien Glaubens heil'ges Recht
In Wort, in That und Lehre;
Für seiner Sprache Kraft und Geist:
Steht es, wenn Noth, Gefahr es heißt,
Dem Felsen gleich im Meere.

Und sinkt das Vaterland dahin,
Der Zeiten Sturm' zum Raube,
Bewahrt es sich den freien Sinn,
Bleibt noch ein Volk im Staube.
Was das Verhängniß auch entreißt,
Der freigesinnte, feste Geist
Sinkt keiner Zeit zum Raube.

Wenn Liebe für das Vaterland
Des Menschen Brust beweget,
Gibt es für ihn kein Sklavenband,
Selbst, wenn er Fesseln träget;
In Fesseln noch bleibt er ihm treu,
Still wirkend, schafft er's täglich neu,
Vom Zeitsturm' unbeweget.

O daß in uns'rer Pflichten Kreis',
Als Bürger dieser Erde,
Sie, jeder Bürgertugend Preis,
Uns Allen Kleinod werde!
Daß, was auch raubt des Schicksals Hand,
Nie Liebe für das Vaterland
Fremd unser'm Herzen werde!

Zur Selbsterziehung.

XXXII.

Ueber Genuß, Entbehrung und Duldungskraft. Andeutungen über die Aufklärung und halbe Aufklärung.

Alles um uns her ladet uns zum Genusse ein; Alles spricht der trübsinnigen Grübelei Hohn. Die Philosophie, wenn sie gefallen soll, muß sich in das Gewand der Freude kleiden, und man erlaubt der Religion höchstens dann weiter zu reden, wenn sie sich erst sorgfältig genug verwahrt hat, nicht mit einer Freudenhasserin verwechselt zu werden. Wenn vormals der Gedanke, als verböten Weisheit und Religion den Genuß der Welt, Diesen und Jenen um manchen frohen Augenblick gebracht haben sollte, so hat dieß wenigstens aufgehört Fehler des Zeitalters zu sein.

Wir zweifeln auch nicht, daß in einzelnen Gesellschaften und für einzelne Menschen die mildere Sittenlehre, die Tochter einer ächten Aufklärung, den Genuß der schuldlosen Freuden des Lebens vermehrt hat. Gerade diejenigen Menschen früher, die sich die b e s s e r e n nannten, denen ernstlicher daran lag, die Bestimmung ihres Daseins nicht zu verfehlen, legten sich und den Ihrigen

---

Philotas. Ein Versuch zur Beruhigung und Belehrung.

Entbehrungen auf, die keine Pflicht von ihnen forderte, die sie sich selbst zur Pflicht machten, weil sich eine gewisse Aengstlichkeit ihrer Seele bemächtigt hatte, die jeden Augenblick fürchtete Dem mißfällig zu werden, dem sie allein gefallen wollten. Kaum daß sie sich die Freuden der Natur rein zu genießen erlaubten; sie meinten immer, es könne sich hinter ihnen etwas verbergen, das man gleich einem süßen aber tödtenden Gifte zu fürchten hätte. Was Geschmack und Kunst hervorgebracht hatte, dünkte sie höchstens so lange schuldlos, als es unmittelbar auf Förderung frommer Empfindungen abzielte. In jeder andern Beziehung waren ihnen Künste und Wissenschaften nur Dienerinnen der Eitelkeit. Dieser Mißverstand ist jetzt seltener geworden, die Tugend und Frömmigkeit ist nicht mehr an Zurückgezogenheit und Trübsinn kenntlich. Die Freuden haben Eingang gefunden, wo man sie sonst unfreundlich abwies.

Unsere Sittenverfeinerung hat, sowie die Bildung des Geschmacks, das unstreitig Gute, daß sie manche Anlage der menschlichen Natur ausgebildet, manche Kraft in Thätigkeit gesetzt und den Umgang mit Menschen milder und geschliffener gemacht hat. Ihr sind wir es aber auch schuldig, daß in unseren Wohnungen, bei unseren Mahlzeiten, in unseren Vergnügungen, nicht bloß Fülle, Ueberfluß und Pracht herrschen, sondern daß sich auch die geistigen Bedürfnisse des gebildeten Menschen nicht ganz vergessen fühlen, daß die edleren Sinne mehr Befriedigung finden. Denn ob diese Sittenverfeinerung nicht auch Weichlichkeit zur Folge gehabt hat, und ob es heilsam ist, bei der Bildung des Menschen sie unaufhörlich zum Hauptzwecke zu machen? — Es kann doch nicht fehlen, daß wer immer unter Blumen liegt, von dem immerhin balsamischen Duft benebelt wird, und daß dem, der immer auf Seide ruht, zuletzt selbst die Falte des seidenen Bettes unerträglich wird.

Denkt euch einen Menschen, der unaufhörlich von Allem, was die Kunst und der Geschmack Schönes und Reizendes hervor-

gebracht hat, umgeben wäre. Laßt in seinen Gärten alle Künste um den Preis ringen; laßt ihn unter hohen Schattengängen dem Sonnenstrahl trotzen, kühle Grotten die heißesten Sommertage in Frühlingsmorgen verwandeln, frische Quellen ihn in Schlaf rauschen, so oft er ermüdet, und dann unter dem Duft aller Blumen der Jahreszeit wieder erwachen, um aus dem Tempel der Natur in den Tempel der Kunst zu gehen, und da im Anschauen großer Werke zu schwelgen. Das hieße doch sehr viel haben, was den Genuß des Lebens erhöht. Und doch — wie lange meint ihr, daß dieser glückliche Sterbliche wahrhaftig glücklich sein, oder daß die Erinnerung an dieses Zaubermahl des Lebens gegen die Stürme der Widerwärtigkeiten aushalten würde? Ach! wir fürchten, eine kurze, kurze Zeit!

Denn, sagt doch selbst, die ihr immer zuerst fraget, ob die Dinge auch schön sind, ob die Oberfläche auch den Sinnen gefällt und der Einbildungskraft angenehme Bilder zuführt — sagt doch selbst, ob durch die Gewöhnung, nur in diesen Dingen Werth zu finden, die wahre Schätzung*) derselben gefördert wird? Ob es nicht vielmehr Verwöhnung ist, wenn wir nie durch die Außenseite hindurchschauen lernen, und uns am Ende Theatergold für ächtes Gold verkaufen lassen? Sagt, ob die höchste Geschmacksverfeinerung der Seele Kraft und Stärke gibt, auch das Ungemach, dem wir doch nicht entgehen können, zu ertragen, und ob es endlich weise gehandelt sei, dem Menschen, der die Kunst zu *entbehren* so nöthig hat, nur in der Kunst zu *genießen* Unterricht zu geben?

Doch dafür soll vielleicht die *Aufklärung* sorgen! Der Verstand lernt durch sie begreifen, daß es nicht möglich ist, immer auf Rosen zu gehen, und daß es vernünftiger wäre, sich geduldig

---

*) „O selig jene Schaar, die, von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth und nicht den Wahn betrachtet."
Haller.

dem unvermeidlichen Schicksale zu unterwerfen, als sich ungeduldig unter einer Herrschaft zu krümmen, die man doch nicht abwenden kann. Diese Aufklärung hat, fährt man fort, sichtbar zugenommen. Die Menschen sind klüger geworden. Ein ganzer Schwarm von Vorurtheilen hat dem hellen Lichte weichen müssen, und dadurch hat besonders der Aberglaube, der von jeher nicht wenig Antheil an der Furchtsamkeit der Menschen hatte, eine mächtige Stütze verloren. Die Menschen zittern weniger unter den Leiden, weil sie weniger in ihnen die aufgehobene Hand der Allmacht sehen, die sie zu strafen gerüstet ist, und man hört sie im Unglücke den Himmel seltener mit Klagen bestürmen, weil sie wissen, daß sie doch dadurch in dem Laufe der Dinge nichts ändern werden.

Wenn es auch gegründet wäre, daß sich diese Aufklärung schon so weit verbreitet hätte als man vorgibt, so fürchten wir doch, daß sie allein nicht im Stande sein möchte, das zu ersetzen, was die Verfeinerung oder Verweichlichung den Menschen geraubt hat. Aber selbst jenes dürfte schwer zu beweisen sein. Selten bilden sich die Empfindungskräfte mit den Kräften des Verstandes in gleichen Verhältnissen aus. Selten läßt das Studium, das man darauf wendet, das Leben genußreicher zu machen und allen Sinnen Vergnügen zu verschaffen, Zeit genug übrig, die Vernunft ebenso eifrig zu ihrer angebornen Würde zu erhöhen, und ihr die Wirksamkeit zu verschaffen, der sich jede andere unterordnen sollte. Das Wohlleben verträgt sich ebenso gut mit der Unwissenheit, mit dem Aberglauben und der Schwärmerei als das Gegentheil davon, die willige Entbehrung aller Lebensfreuden und die Absonderung von Allem, was reizt und gefällt. Und so möchte man sich sehr betrogen finden, wenn man in dem Schooße des Ueberflusses die Weisheit am sichersten zu finden glaubte.

Doch, auch abgesehen davon, kommt es noch sehr darauf an, welcher Art diese Aufklärung ist. Der Name macht

die Sache nicht, und ihn sehr oft im Munde führen, heißt ja noch lange nicht, sie selbst besitzen.

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß halbe*) Aufklärung des Verstandes oft in eben dem Grade gefährlich für die Ruhe und für die Tugend des Menschen werden kann, als wahre vollendete Aufklärung wohlthätig wirkt. Jene nimmt ihm so viel, ohne ihm Ersatz zu geben, diese erstattet reichlich, was sie zu nehmen scheint. Jene möchte Alles aus seiner Natur reißen, was ihr bloß durch Gewohnheit und Alterthum geheiligt scheint, oder wovon etwa Mißbrauch gemacht wurde. Diese geht mit dem, was Bedürfniß der menschlichen Natur zu sein scheint, schonend und zart um, und sorgt nur dafür, daß es veredelt und von allem fremden Zusatze gereinigt werde.

Diese letzte Art der Aufklärung ist wahrlich noch sehr selten! Desto häufiger mag die erste sein. Und so darf es uns nicht befremden, wenn halbe Aufklärung zur Zeit der Noth gleich einer treulosen Freundin zurücktritt, oder so Manchen mitten in dem Labyrinth von Zweifeln ohne Leitung läßt, in das sie ihn geführt hat. Irre an dem Glauben an eine höchste Alles regierende und Alles wohlmachende Vorsehung, irre an den allberuhigenden Hoffnungen einer Zukunft, die jedes Räthsel lösen werde, entwöhnt von der Erhebung des Herzens zu dem unsichtbaren Helfer, schaut der Leidende vergebens nach etwas umher, das ihn stärke zum Dulden und Kraft gebe zum Entbehren. Hat noch überdieß Verwöhnung durch langen sinnlichen Genuß, Schwelgerei in den Freuden des Lebens die Seele geschwächt und sie von aller Selbstbeherrschung zurückgebracht, so erwartet man umsonst Muth und Ausdauer, wo Beides Noth thut, um den Schlägen des Schicksals nicht zu unterliegen.

Darin haben gewiß Viele unserer Vorfahren das jetzige Ge-

---

*) „Das Auge des Weisen sieht, was da ist,
Aber das Hirn des Thoren dichtet Hypothese."

schlecht übertroffen. Sie mögen weniger aufgeklärt gewesen sein, sie waren auch weniger verweichlicht, und selbst das, was man Mangel an hellen Begriffen nennen mag, war unschädlich für sie. Die Wahrheit, die ihren immerhin ein wenig sinnlichen*) und groben Ideen zum Grunde lag, wirkte, weil sich kein Zweifel gegen sie empörte, ungleich mächtiger. Die Schale, worin ihr edler Keim lag, war rauh, aber es begegnete ihnen, weil sie darum unbekümmert blieben, auch nicht, daß die Politur den Keim verletzte.

Kam es vielleicht daher, daß man unter jungen kraftvollen Männern noch nicht die Niedergeschlagenheit wahrnahm, die man jetzt so oft bemerkt? Nicht den Unmuth bei jedem mißlungenen Plan, nicht die Unzufriedenheit mit der Welt und allen ihren Einrichtungen und Verfassungen, nicht die Arbeitscheu sobald es Schwierigkeiten zu überwinden gab, nicht die Trostlosigkeit im Unglücke, die jetzt öfter als vormals in Verzagtheit und wohl gar, bei dem Gefühle der Ohnmacht zum Widerstehen, in Ueberdruß des Lebens ausgeartet ist?

Wir können das Alles nicht ändern — dieß wissen wir sehr wohl. Wir verkennen auch nicht die Vorzüge der Zeit und wissen, daß selbst diese Erhöhung der Cultur, diese Erweiterung der Einsicht in den großen Plan der Vorsehung gehört. Aber so viel, dünkt uns, ergibt sich daraus, daß wir, wenn die Kunst zu entbehren und die Kraft zu dulden nicht immer seltener werden soll, auf unserer Hut sein müssen, daß uns und die wir lieben die feinere Sinnlichkeit nicht zu sehr verstricke, der Hang nach

---

*) Auch von ihnen sagt J. G. Müller: „sie hatten, weil Alles ihnen neu war, mehr Genuß des Lebens, und fühlten, wieviel Glück auch hier zu finden; sie speculirten wenig, suchten hier ihre Rolle so gut wie möglich zu spielen — für's Uebrige aber ließen sie die Götter sorgen. Die Phantasie Vieler heute will in beiden Welten leben und lebt in keiner". S. Lessing §. 22 ff. Erziehung des Menschengeschlechts.

Vergnügen nicht zu mächtig feßle, Streben nach Aufklärung nicht um den Genuß der gefundenen und erkannten Wahrheit bringe, und mit der Erhöhung unserer Geisteskräfte nicht der Friede des Herzens verloren gehe, ohne welchen keine wahre Glückseligkeit denkbar ist. Wir wollen, wie ein geistvoller Schriftsteller sagt, immer mehr missen lernen, was die Erde gibt und nimmt, und immer mehr genießen, was die Erde nicht nehmen und nicht geben kann.

Brich, eh' am Wege dieses Lebens
Die Blume welkt, sie dankbar ab!
Sie blüh'n und hauchen nicht vergebens
Dir Duft und Wohlgeruch herab;
Umsonst blüht nicht die Rosenlaube,
Sie beut dir Kränze für dein Haar;
Und nicht umsonst färbt sich die Traube,
Sie beut dir ihre Freuden dar.

Gott will, du sollst dich deiner Jugend,
Sollst deines Alters freuen dich;
Auch fröhlicher Genuß ist Tugend,
Auch Freude naht der Gottheit sich;
So freue dann dich dieser Erde,
Er will's, nur hüte dich, mein Herz,
Daß Unlust nie Genuß dir werde,
Und deine Freude nimmer Schmerz!

Laß keinen Frohgenuß enteilen,
Doch nicht allein erfreue dich!
Süß sind die Freuden, die wir theilen,
Und seliger genießt es sich.
Nie taumle, Herz, zu wilden Lüsten,
Zu Freuden üppiger Begier!
Sie sind's, die Geist und Leib verwüsten,
Herab dich würdigen zum Thier*).

---

*) Schink. Siehe auch meine Aganippe Abschnitt V. S. 43.

XXXIII.

Depensen als Veranlassung verminderter Lebensfreuden.

Ich bin nicht der Einzige, sagte ein Weiser einst in einer Gesellschaft, wo er wußte, daß es vielleicht nützen könnte, der die Bemerkung macht, daß der Frohsinn unter uns, wie sehr es auch anders scheinen mag, mehr abnimmt als sich mehrt. Die Sorge hat sich zuverläßig in vielen Familien häuslich niedergelassen, wo man vormals nichts von ihr wußte, und in dieser Gesellschaft können die Lebensfreuden nicht lange andauern.

Davon lassen sich viele Ursachen anführen, die alle mitwirken. Nicht die unbedeutendste ist zuverläßig die, daß wir dem unsere Verhältnisse übersteigenden Aufwande zu sehr nachgeben.

Ich weiß sehr wohl, welch ein unbestimmtes Wort ich gebraucht habe. Aufwand kann Alles werden, und dasselbe Ding kann wieder Sparsamkeit für den Einen sein, was für den Andern Verschwendung wäre. Darum bin ich auch nicht für die ebenso gewöhnlichen als unbestimmten Declamationen gegen den Aufwand, und verkenne die gute Sache gar nicht, die nur der verkennen kann, der es übersieht, wieviel Thätigkeit, Industrie, Geschmack, Erfindungskraft durch ihn befördert wird. Aber soll man deßwegen die andere Seite ganz unbemerkt lassen? Soll

man vor der Uebertreibung geistiger Thätigkeit warnen und dem Jüngling rathen dürfen, selbst die edlere Betriebsamkeit in Schranken zu halten, und nur wenn von sinnlichen Befriedigungen die Rede ist, keine Grenzen anerkennen? —

Wo die Grenze ist, das läßt sich allerdings in dem einzelnen Falle besser sagen als durch eine allgemeine Regel ausdrücken. Aber sollte nicht doch die Probe ziemlich sicher sein, wenn wir untersuchten, ob das, was man Aufwand nennt, und was sehr unschuldig sein, was die Freuden und den Genuß des Lebens sehr erhöhen kann, anfange, grade für diesen Genuß gefährlich zu werden?

Das wird so häufig der Fall unter uns, und wem seine eigne Ruhe, wem die Ruhe seiner Freunde lieb ist, der sorge bei Zeiten, daß diese neue Quelle des Kummers, deren es ja ohnehin schon so viele gibt, nicht geöffnet werde.

Man wünschte, daß sich der Weise näher erklären möchte, und er fuhr fort:

Jede zu gefällige Nachgiebigkeit gegen den Aufwand hat wenigstens zwei Uebel zur unausbleiblichen Folge: Uebersteigen der pecuniären Lage und Entfernung von Häuslichkeit. Durch Beides will man Lebensgenuß erringen, und durch Beides bringt man sich darum, schneller als man glaubt.

Durch den Aufwand, der ohne Rechnung mit dem, was man leisten kann, gemacht wird, vermehrt man allerdings die Dinge, die das Leben angenehmer machen. Man kleidet sich geschmackvoller, man wohnt bequemer und schöner, man ißt, man trinkt besser, man gibt den Sinnen mannigfaltigere Befriedigungen; man theilt dies Alles auch oft mit Anderen und gewinnt also auch scheinbar an den Freuden der Geselligkeit. Wenn man aber die Stunden dieses Genusses mit Tagen, Monaten, endlich vielleicht Jahren, wo die Nahrungssorge — eine der drückendsten von allen Sorgen — an uns zehrt, erkaufen muß, kauft man nicht viel zu theuer und ohne Verstand? Dann schweigt die

Stimme der Freude der Gesellschafter, die das Alles, was sie bei uns finden, bewundern und sich wohl behagen lassen; aber davon redet oft die Stimme der Gläubiger und mahnt in unfreundlichen Tönen die Schuld ein. Dann werden die wichtigen und unentbehrlichen Bedürfnisse des Hauses sichtbar, die keinen Aufschub mehr leiden, weil man sie schon immer aus dem Gesichte geschoben hat, um sich nur an seinem Vergnügen nichts abbrechen zu dürfen. Und dann fehlt es nun an den Mitteln, dies Alles herbei zu schaffen, weil sich das Vermögen so gar nicht mit dem erhöhten Aufwande vermehrt hat.

Man hat sehr richtig bemerkt, daß unsere Väter uns vielleicht in gewissen Stücken an Glanz und Pracht übertroffen haben. Die Anschaffung dessen, was sie zum Wohlleben rechneten, kostete wirklich viel; allein wenn man bedenkt, wie lange dieß wenigstens in den mittleren Ständen — eben da, wo jetzt der Aufwand am gefährlichsten wird — anhielt, wie viel seltener mit den Moden vormals gewechselt ward, so war dabei sicher ein großer Gewinn, in Vergleichung der Ausgaben, die unsere leichten gar nicht dauerhaften Moden nach sich ziehen, mit denen man aus Ton so oft wechseln muß. Der Aufwand jener Zeit konnte nur für einen sehr geringen Theil von Menschen verführend werden. Er war also weniger verderblich. Der unsrige, der das Geld bei kleinen Summen wegnimmt, der sich eben daher unter allen Ständen verbreitet, der ist es desto mehr.

Ebenso gewiß geht dadurch die Häuslichkeit verloren. Einer der schönsten Triebe im Menschen, der Trieb zur Geselligkeit, wird durch die unweise Befriedigung gefährlich. Der Aufwand, den man eingeführt hat, muß ja bemerkt werden. Alle die Erfindungen desselben müssen ja Bewunderer haben. Man muß also seinen Kreis erweitern; man muß viele Menschen sehen, sich vielen anderen Menschen mittheilen; man muß anfangen ein Haus zu machen, wenn man auch in des Wortes wahrem Sinne sein Haus dabei verlieren sollte. Man sah sich ehemals

auch, aber man sah sich mit weniger Anstrengung. Es war kein Wetteifer da, sich gegenseitig zu übertreffen. Auf größere Familienfeste oder Vergnügungstage freute man sich Monate vorher, während man jetzt schon am Morgen jedes Tages darauf denkt, was morgen sein werde. Dieses zerstreute, mit Kosten verbundene Leben halten freilich viele Familien des Mittelstandes nicht lange aus. Aber selbst da, wo man dieß fühlt, nimmt sich doch wenigstens der Mann das Recht, sein Haus zu verlassen, und es wird ja nicht bloß in großen Städten, wo es Bedürfniß sein mag, es wird auch in kleinen Landstädten reichlich für Ressourcen, weil der Quell der Hausfreuden versiegt ist, für Harmonien, weil im Hause Disharmonie wohnt, gesorgt, wo er seine Abende zubringen kann, die er vordem im Schooße seiner Familie verlebte.

Wem die Menschheit lieb ist, der muß es mit Bedauern ansehen, daß auf diesem Wege für so Viele das Leben verloren geht. Und doch gestehe ich gern, daß die Versuchungen, sich mehr oder minder dahin zu verirren, ungemein groß sind; daß viel Standhaftigkeit, viel Gewöhnung nach festen Grundsätzen zu handeln dazu gehört, nicht von der Gewalt der Beispiele fortgerissen zu werden. Laßt uns ehrlich gegen uns sein! Ist nicht vielleicht schon Mancher aus unserm Kreise einen Schritt weiter gegangen als er sollte? Die Furcht zurück zu bleiben, etwas weniger zu haben, etwas weniger zu glänzen, das Urtheil vermuthen zu müssen, daß es in diesem oder jenem Hause doch besser als bei uns sei — hat sie uns nie zu Ausgaben verleitet, die, wenn sie uns grade noch keine Sorgen machen, doch wenigstens besser angewandt uns reinere Freuden gewähren konnten?

O diese reinen Freuden des Hauses, diese glückliche Freiheit von Sorgen, diese Unbefangenheit, wenn der Mann der Frau, und die Frau dem Manne dreist ins Gesicht sehen darf, ohne darin Vorwürfe über begangene Thorheiten zu lesen, sie können

durch keine vorübergehende Befriedigungen der Passionen aufgewogen werden! Es ist ein ganz anderer Genuß, bei der frugalen Mahlzeit, bei dem einfachen Familienfeste, bei den wohlfeilen Naturfreuden, — so lange man das Bewußtsein in sich hat: *das ist Alles mein, was ich genieße.* Kein Gläubiger macht Ansprüche an mich. Keiner aus der Gesellschaft denkt: dieß ist unbezahltes Gut. Keine Gattin härmt sich über den Ausgang dieser Art zu leben. Kein Kind darf einst seufzen: warum verschwendeten meine Eltern und vergaßen mich? Kein Armer geht traurig diese Thür vorüber, weil er doch schon weiß, daß selbst die vom Tische fallenden Brosamen lieber Hunden als Menschen gegeben werden.

Laßt uns einen Bund machen, bei diesem Sinne zu bleiben, und wer sich schon davon entfernt hat, der kehre in diesen Bund zurück! Es ist nicht die Rede allein von Sparsamkeit, Mäßigkeit, nicht die Rede vom Vermehren des Eigenthums — es ist die Rede von unsrer *ganzen Glückseligkeit*, in gewissem Betrachte selbst von unsrer *Tugend*. Jene geht bei den unüberlegten Opfern, die wir dem Luxus bringen, gewiß, diese sehr oft verloren. Es ist ein seltenes Glück, wenn man sie aus dem Schiffbruch seines ganzen irdischen Wohlstandes rettet. Gewöhnlich glaubt sich der, welchen die Thorheiten herunter gebracht haben, in der *Nothwendigkeit*, jedes Mittel zu ergreifen sich und die Seinen wieder zu retten, und so verliert er außer der Beruhigung, *klug*, zugleich die wichtigere Beruhigung, *recht* gehandelt zu haben. Und was haben wir davon? Das Bedauern der Weiseren und Rechtschaffeneren; das Hohnlachen derer, die entweder unsere guten Tage theilten oder uns beneideten, daß sie es nicht gleich thun konnten, und nun in ihrem spöttischen „*das hat man wohl gedacht*“, „*das hat man voraus gesehen*“, „*das konnte nicht anders ausgehen, enden*“, Genugthuung für ihre Demüthigungen finden.

Zurück, zurück zur Einfalt der Sitten! Zurück zu den Freuden des Haus- und Familienvaters und des Ehemannes! Selbst die Bitterkeiten, die sich zuweilen darein mischen, sind heilsamer, als die Lust, die uns immer nur *außer uns leben* läßt!

XXXIV.

Ein Erguß der Unzufriedenheit mit dem engen Wirkungskreise.

Ich freue mich — du bist nun näher mir,
Mein weiser Freund — und öfter wird
Dein Auge meinem Auge nun begegnen,
An gute Menschen meinen Glauben festen,
Mich meine Brüder innig lieben lehren
Und so des Glückes reichsten Born mir öffnen!

Wenn ungesehen an dir hin ich gehe,
Durchwallt mich's froh, dein Freund zu sein!
Wenn deine Hand in meine fallen wird
Werd' ich sie drückend halten, still und ernst
Dann schwören, meiner würdig einst zu sein.
Durch deine sanfte Weisung werd' ich's werden,
Denn wie den stärkern Ulmbaum fest umschlingend
Nun fröhlich in die Höh der Rebstock steigt,
So stützt am weisen Freunde sich der Freund.

Der Freunde Liebe, ach das seligste
Gefühl, der Menschen allerreinstes Glück,
Ist selbst der hohen Tugend nah verwandt,
Hält offen ihrer Majestät die Seele.
Wenn du, mein weiser Freund, mich liebst,
Du hülfreich deine Segenshand mir reichst,
Daß aus so vieler Schwächen Nebelthale
Ich erst zu höh'rer Tugend lichter Höhe

Nun meine raschren Schritte zähle; wenn
Dann froher Muth das müde Herz erquickt,
Dann edler Stolz das tiefgesenkte Haupt
Vom Boden hebt; wenn sanft erheiternd dann
Der Hoffnung frischer Strahl die Brust belebt,
Daß, diese gute Welt noch zu verbessern,
Nicht ganz alltäglich ich mitwirken werde —
Wenn dieß erst ist, o dann hat meine Seele
Noch Kraft des Stahls genug, dann kann, dann werd' ich
Für Menschheit, Recht und Freiheit
Mit Feuereifer ringen;
Dann, neu geschärft, durchdringt mein Geist, zerstreut
Des Wahnes dicke Wolken, daß die Sonne
Der Wahrheit strahlender hier unten leuchte.

Einschläfernd trug bis diesen Augenblick
Mein Genius mich auf weichgeschwelltem Polster,
Und gähnend reichte Speis' und Trank er mir.
Nie sandt' er prüfend mir schweres Leiden,
Nie führte er warnend mich in Noth, nie härtend
In Angst und Gefahr; nie ließ er
Ein glorreich Ziel mir glänzen, edle Gier
In Brand zu setzen, meine Kraft zu spornen.
Von Stille und öder Einförmigkeit ich
Umgeben, und zum Schlaf geladen, lag
Ach! mein Talent — doch, lebhaft fühl ich dieß,
Zernaget und vernichtet ist's noch nicht.

Es schmerzet tief, wenn der und der, von mir
Geehrt, geliebt, tief unter sich, herab
Zu mir den flüchtigen Blick zu werfen, mich
Nur zu bemerken auch nicht würdiget.

Noch tiefer schneidets, wenn der eigne Blick
In sich gewandt, ein Land mit fettem Boden,
Wie ein's des regsten Fleißes werth, erblickt;
Wie könnten Städt' und Dörfer sich darauf drängen!
Ach aber Sumpf und Schilf bedecken's noch
Und sein Gesträuch bringt keine gold'ne Frucht!

Nein länger trag ich's nicht, so unter Zahlen
Die Reihe füllend als Null zu stehen,

Ein Herz, weit offen einem Meer von Freuden,
Und oft kein Tröpflein Glück darin zu haben.
Ich trag es länger nicht, da wo ich ging,
Nur wüste Spur, nie, nie ein reiches Feld
Des Segens hinter mir entblühn zu sehen,
Mit trunknem Auge nie zu schauen, wie
Der guten Thaten dichte Schaar mir folge.
Ich trag es nicht, zum heiligsten Geschäfte
Berufen sein, zu dem, das weiche Herz
Der Unschuld deinem Urbilde, Allvater,
Fest nachzuformen, hierzu berufen sein,
Und doch zaudernd am großen Werke zu fördern,
Für alles Gute innig zwar zu glühen,
Und doch die Hand in den Schooß zu legen —
Das trag ich länger nicht. Ich schwör's, es gelte:
Ja, kämpfen will mit aufgeraffter Kraft
Ich gegen der Unholde Rotte, die
So siegend und so peinigend bisher
Meine edle Seele in engen Banden hielt.
Ich will mein eigner Herrscher sein.
Ich will aus Trümmern zum geordneten
Gebäude mich erheben, wo ermüdet
Der Pilger, vor des Sturmes Rasen und
Der Sonne Glühen, sich hinflüchten könne.

Und ward vielleicht im feigen Joch die Kraft
Zu sehr gebrochen, rinnt der bittre Schweiß
Umsonst, erlieg ich ach! im edeln Kampfe;
Soll ewig ich ein schlaffer Sclave sein,
Soll vor dem bessern Freunde stets mein Auge
Beschämt zu Boden sinken, nie entflammend
Von heiliger Freundschaft Feuer mit festem Blick
Vor seinem Antlitz stehn, soll immer ich
Nur höhnend Mitleid, nimmer Achtung finden? —
Du, der Befreiung Stunde, o so komm!! —

XXXV.

Antwort.

Soll ich dich trösten, oder soll ich zürnen?
Hat wirklich bis zu diesem Fiebertraum
Sich deine Phantasie verirrt? Hat wirklich,
Auch nur für einen Augenblick, der schwache
Ohnmächtige Gedanke des Verzagens
Ein willig Ohr gefunden? — Und bei dir,
Der in sich Kräfte fühlt, ein ganz Geschlecht
Von Menschen zu beglücken? Schäme dich
Ob dieser Schwäche, schäme dich mein Freund!

Ich mag sie wohl die kühne Ungeduld,
Der eine Welt zu eng dünkt! Mag es wohl
Das Ungestüm der Brust, das hin zu Thaten,
Werth der Unsterblichkeit, den Jüngling treibt.
Wer nie die Ungeduld, das Ungestüm,
Wer mindestens nie den heißen Drang gefühlt,
Zum großen Werk, die Menschheit zu beglücken,
Was er von Kräften hat, froh zu verwenden,
Der wird in sich und seiner trägen Ruh
Versunken, gaffend an des Lebens Markt
Dastehn — vielleicht am bunten wechselnden
Gewühl sein Auge weiden, lachen, spotten,
Und doch wohl thöricht wähnen, seine Rolle
Vor allen Andern wohl gespielt zu haben.

Nur du, mein Freund, den längst der Vorsicht Wink
Zum Handeln rief, vor dem ein weites Feld,
Das edler Früchte viel und mancherlei
Zu tragen wohl vermag, geöffnet liegt,
Du bringst, nur grausam gegen dich, dich selbst
Um dieser schönen Ernte Vollgenuß.
Das ruhelose Sehnen, das dem Herzen
Sein Glück nicht gönnt — der Unmuth, welcher dich
Verzehrt — warum die Feinde doch so gern
Im Busen nähren? Ach warum nicht einmal
Zum Kampf sich rüsten? Sinken oder Siegen?

Du hast so oft der Freundschaft treuem Rath
Dein Ohr und gern geliehn. Vernimm auch jetzt
Was sie, unschonender je mehr sie dich
Mit Lieb' umfaßt, so offen wie sie denkt,
Und unbekümmert ob es schmerzt, ob heilt,
In deinen Freundesbusen schütten will.

Vor Allem sage mir — was ist's, das dich
So unbezwinglich mit dir selbst entzweit?
Du nennst es Trägheit? Zürnest deiner Schwäche?
Mir heißt es Stolz! — Nun zürne, wenn du kannst,
Auch deinem Freunde! — Dennoch nennt er's Stolz —
Den bessern zwar, doch auch der,
Wie nah ist er der Eitelkeit verwandt,
Die — ob sie wohl sich schlau versteckt,
Der hohen Tugend selbst die Miene stiehlt,
Sich doch des Forschers Auge nicht verbirgt.
Der Eitelkeit, die nur bemerkt den Geist
Zum kühnern Fluge hebt, doch unbemerkt
Verrätherisch ihm seine Schwingen lähmt.

Der enge Kreis, in dem du wirken sollst,
Drängt deine Kraft zusammen? Nicht
Alltäglich möchtest du die Welt zu bessern
Geschäftig sein? Für Menschenrecht, für Freiheit,
Für Wahrheit ringen, sollt es gelten, sterben?
Ein herrlich Ziel! — Doch sprich, wie bessert man
Die Welt? Wie kämpft man für die Wahrheit?

Als Rhetor nur auf der Tribüne? nur
Im Rath zwölfhundert Männer? Nur am Thron?
Auf der Bastille Trümmern nur? — wer hat
Des großen Werks, das uns von fern zu schaun
Die Vorsicht gönnt — wer hat zu seinem Bau
Den Grund zuerst gelegt? Und wessen ist
Der hohe Geist, der Wunderthaten dort
Vollbracht hat? Waren stille Weise
Bei ihrer Lampe düsterm Schein, vom Volke
Verkannt — nicht sie die Schöpfer dieser neuen Welt?
Hat nicht des ernsten Denkers Geist, auf den,
Wohl öfter als auf dich, der Tadler höhnend blickte,
Zu jenen kühnen Thaten angeflammt?
Was fesselt dich auf dieser Spur zu gehn?

Dem Saamkorn gleich, das kaum das Auge sieht,
Und doch nach wenig Jahren sich
Zum hohen dichten Schattenbaum erhebt,
Fiel oft, und kaum bemerkt der Wahrheit Keim
In eines Menschen Brust — fand guten Boden,
Warf seine Hüllen ab, trieb unter sich
Und über sich — ward Leben, Kraft und That.
Was oft der Jüngling kaum zu hören schien,
Drang durch das Ohr ins Herz — schuf in dem Herzen
Ein unruhvolles Drängen — trieb den Schlaf
Vom weichen Lager weg, und er sprang auf
Um Mitternacht, und schwur sich selbst den Schwur,
Dem Ruf des hohen Genius zu folgen.

Und wenn du nun, mein Freund, erkoren bist,
Das Saamkorn auszustreuen — der Wahrheit Keim
Im Jüngling aufzuwecken — bist du dann
Beklagenswerth? — Zwar nennt vielleicht kein Dichter
Die Thaten, die du weckest —
Doch bist du minder werth? — dir selbst und Dem,
Vor welchem Menschenlob und Menschentadel
Gleich Blasen wiegt von leichtem Dunst gewebt?

Doch eben da liegt unsre Aller Schwäche —
Wir wollen glänzen — wollen unsern Namen

Vom Volke nennen hören — fühlen oft
In weisern Stunden wie die Menge schätzt,
Wohin sie strömt, und möchten dennoch auch
Der Menge Abgott sein! Das macht uns träge!
Dann klagen wir den engen Kreis, die Einförmigkeit,
Die ganze Welt dann an — und täuschen uns — und
schlummern ein.

Das ist nicht gut, mein edler Freund, das mag
Der Welt und uns nicht frommen! — Raffe dich
Mit aller Kraft von diesen Polstern auf.
Dein Herz, so bieder und so gut, für Menschheit
So zart empfindend — o dies Herz, gebildet
Zum Wohlthun, soll sich länger nicht
In sich verschließen, soll nun weit sich öffnen,
Von Segen für die Brüder überströmen.
Der rege Geist soll sich den Zauberwelten
Der Phantasie entreißen, diese Welt,
Die kleine Welt, an die der Vorsicht Wille
Dich jetzt noch bindet, vergessen.
Im Kleinen treu sein, leises Ohr
Für jede Pflicht — und ob sie Keiner übte — doch
Gehorsam ihrem Winke — es schimmert nicht
Dies Ziel — doch faß' es nur und leugne
Mir dann noch, wenn du kannst, daß dieser Friede,
Der segnend sich in deine gute Seele
Dann senken wird, mehr ist als lauter Jubel,
Von einer blinden Welt umsonst vergeudet.

Du nanntest oft mich glücklich! — Meine Zunge
Erstarre mir, wenn ich nicht dankdurchdrungen
Es laut bekenne, daß ich glücklich bin! —
Doch gilt mein Wort für Wahrheit dir, so wisse:
Von allen Stunden, die mir froh verfließen,
Waren doch die schönsten, wenn nach treuer Arbeit
Das Herz sich sagte: Ich war der Pflicht getreu!

Dies Glück liegt dir so nah — und dennoch klagt
Dein Mund, ein Herz weit offen einem Meer
Von Freuden, und oft kein Tröpflein Glück

Darin zu haben! — Freund, reich' mir die Hand
Und folge mir zum Born, aus dem du nie
Vergebens schöpfest! Streu mit reger Hand
Auf jedes nächste Feld — und ob mit Thränen
Du sätest, fröhlich wird — so wahr ein Gott
Die Treue lohnt — und reich die Ernte sein.

XXXVI.

Von den Affecten.

Was nützte es uns, daß wir ganz unabhängig von Anderen uns fühlten, wenn wir dafür unseren Begierden die Gewalt einräumten, über uns nach Gefallen zu gebieten? In der That, dann wäre es besser für uns, wir ständen unter einem fremden vernünftigen Willen, der doch wenigstens die gröberen Ausbrüche unseres eigenen unvernünftigen verhinderte. Sclave ist Sclave, man sei es von Anderen oder von seiner niedern Natur. Ja, die letztere Art von Sclaverei ist noch ärger als die erstere; denn in der ersteren hat man bloß das Thun nicht frei, aber doch das Wollen, in der letzteren aber auch das Wollen nicht einmal. Freies Wollen ist nur da wahrhaftig, wo man nur so will, wie man einsieht, daß man wollen müsse oder dürfe. Keine fremde Vernunft soll über uns gebieten, aber auch kein eigener blinder Affect, sondern bloß die eigene Vernunft. Ein vernünftiges Wesen darf als ein solches durchaus keine andre Abhängigkeit leiden, als die von seiner Vernunft, oder es hört auf, ein solches zu sein. Je mehr es aber in dieser Abhängigkeit lebt, desto mehr behauptet es sich in seinem Charakter,

---

Sintenis. „Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten.“ Siehe auch „Aganippe“ von Dr. Müller, Abschnitt V.

in seiner Würde; desto freier ist's, denn — es gebietet sich nur selbst.

Also — Herrschaft der Vernunft über die Affecte, und nicht Herrschaft der Affecte über die Vernunft!

Von völliger Zerstörung der Affecten kann hier schon darum nicht die Rede sein, weil Herrschaft über etwas und Zerstörung desselben himmelweit verschiedene Begriffe sind. Wie könnte die Vernunft auch weiter über sie regieren, wenn sie sie einmal gänzlich vernichtet hätte? Sie soll aber fortdauernd, lebenslang, ewig sie meistern.

Eine Zerstörung derselben kann aber ferner deßhalb nicht möglich sein, weil sie in unserem Wesen selbst tief begründet sind, und also auch nur mit diesem zugleich aufhören können. Was sind sie denn anders, als unsere von der Natur mittelbar oder unmittelbar uns eingepflanzten Triebe, die nur heftiger sich regen und das Gemüth bewegen? Wer wollte das ganze weise Räderwerk seines Seins vernichten?

Es läßt sich endlich auch nicht verhüten, daß die Affecte überhaupt zum Vorschein kommen. Eine ganze Außenwelt um uns her reizt sie, und so müssen sie naturgemäß erscheinen. Sie melden sich übrigens bei der Vernunft nicht erst an, sie sind da, ehe sie sich's versieht, und sie verböte ihnen dann das Kommen zu spät. Wollte sie versuchen, ihnen das Kommen zu untersagen, so ist die Frage: soll sie's allen thun, oder nur einzelnen? Allen? ein allgemeines Verbot geht nicht an. Einzelnen? welchen? Daß sie zum Affecte, wenn er da ist, spreche: werde nicht zu heftig, das kann sie allerdings mit Anstand, das soll sie sogar; daß sie aber sage: komme nicht, das ist Thorheit.

Man kann sogar behaupten, daß die Vernunft selbst oft daran Schuld sei, wenn die Affecte sich zeigen. Nicht bloß durch Eindrücke, welche unsere Umgebung auf uns macht, sondern auch durch Vorstellungen werden sie hervorgelockt. Meinen wir

denn dieß nicht auch damit, so oft wir von Motiven, Beweggründen sprechen? Was soll denn durch solche Gründe anders bewegt werden als das Gemüth? und verstehen wir nicht unter den Affecten Gemüthsbewegungen? Haben wir nicht selbst schon Erfahrungen genug davon gemacht, daß wir allein durch eine Reihe von Argumenten, die wir uns deutlich und wiederholt vorhielten, in die größte Lebhaftigkeit für etwas geriethen? Wie? und die Vernunft sollte ihr eigenes Werk verachten können?

Oft vertreten sogar die Affecte die Stelle der Vernunft. Das ist allemal alsdann nothwendig, wenn rasch ein Entschluß gefaßt werden muß, so daß gar keine Zeit da ist, erst Ueberlegungen anzustellen. Was sollte da werden, wenn der Affect nicht herbei eilte und uns auf der Stelle in diejenige Thätigkeit setzte, in welche uns die Vernunft erst viel zu spät setzen würde? Wie wir nun dann thätig sein werden, das ist freilich noch die Frage; die Erfahrung lehrt aber, daß in den meisten Fällen der Affect gleichsam zur Vernunft werde und uns so vollkommen zu Werke gehen lasse, wie es diese nur bei ihrer höchsten Anstrengung lehren könnte.

Das ist das Gute, welches die Affecte haben; freilich aber können sie auch viel Böses stiften. Sie sind den Segeln gleich, die das Schiff geschwinder und glücklicher in den Hafen bringen, wenn ein guter Steuermann dabei ist, die es aber auch scheitern machen, sobald es an diesem fehlt. Sie haben Aehnlichkeit mit den elektrischen Schlägen, die Lahme gehend machen, aber auch den rüstigsten Mann zu Boden strecken können. Daß sie nun ihr Böses nicht, wohl aber Gutes gewiß stiften, das ist Sache der Vernunft, die sie nicht über sich, sondern nur zur Seite bekam. Alles, was dazu gehört, um solches zu bewirken, begreifen wir unter Herrschaft der Vernunft über die Affecte, und wer wären wir, was würden wir, wenn wir uns diese nehmen ließen?

Wie bewirken wir aber, daß irgend ein Affect nicht allzuheftig d. h. nicht zur Leidenschaft werde? Was ist's, das ihn so gewaltig erhebt? Ein wirklicher Gegenstand, oder nur ein Bild in der Seele? Es sei, was es sei, weg mit dem Gegenstande, weg mit dem Bilde! Betrifft's einen Gegenstand, so müssen wir entweder seinen Ort oder wir unsern Ort verändern, ihn von uns oder uns von ihm wirklich entfernen; betrifft's aber ein Bild in der Seele, eine Idee, so müssen wir uns, wenn wir müßig waren, gleich mit etwas beschäftigen, oder, wenn wir schon etwas verrichteten, eine andre Verrichtung ergreifen. In beiden Fällen wird dann unsre Aufmerksamkeit von dem, was den Affect reizte, ab- und weiter geleitet; andere Vorstellungen kommen in die Seele und entkräften durch ihre Klarheit und Lebhaftigkeit die vorigen. So rettete oft ein einziger Gang in's Freie, ein Gang aus Haus in Haus Vernunft und Tugend, so wurden oft Zorn und Gram, Sehnsucht und Verzweiflung nicht nur verreiset, sondern auch verarbeitet, verrechnet, versungen und vergeigt. Eine weise Verwechselung der Einsamkeit mit der Gesellschaft, der Gesellschaft mit der Natur, des Zeitvertreibs mit einem schweren Geschäfte, des Geschäftsdruckes mit einem unschuldigen Vergnügen, der Unterhaltung mit Großen mit der Unterhaltung mit Kindern u. s. w. thun da auf der Stelle oft Wunder. Ein Beleidiger brächte uns gegen sich auf, und wir fingen schon an bitterböse auf ihn zu werden, so geschehe die Frage nur von uns an uns: wer ist er übrigens? Ist er dann etwa unser Freund, wohl gar unser Protector, oder ist er ein Schwachkopf, der nicht recht weiß, was er thut, ein cholerischer Mensch, dessen Feuer unaufhörlich brennt, zündet und verzehrt, so wird in den ersteren Fällen das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihn, und in den letzteren eine Art von Mitleid mit ihm unsern Ingrimm auf ihn mäßigen. Oder die Vorstellung eines gehabten Verlustes versetzte uns in tiefe Traurigkeit, und wir näherten uns schon der Schwermuth, so müßten wir uns fragen: sichert uns dieser Verlust nicht etwa vor einem

andern noch schmerzhafteren? bahnt er nicht etwa selbst den Weg zu irgend einem beträchtlichen Gewinne? Fänden wir dann das Eine oder das Andre, so würde in jenem Falle Zufriedenheit mit der uns doch gewiß willkommenen Sicherung und in diesem die aufgehende Hoffnung unsern Kummer in seine gehörigen Schranken zurückbringen.

Man kann nicht genug erwägen, daß Alles, was unsern ganzen Gemüthszustand betrifft, nicht allein vorübergehende Erscheinung und vorübergehende Empfindung sei, sondern daß es auch, wenn es vorüber ist, gar nicht mehr in unsern Augen sei, was es gewesen, als es da war, oder bevorstand, und daß es, je länger es vorüber ist, desto weniger uns werde und nach vielen Jahren uns oft gar Nichts mehr bleibe. Wie denken wir z. B. über Kränkungen, Verfolgungen, durch die wir, als sie uns geschahen, in den höchsten Zorn geriethen? wie über Schicksalsschläge, die uns, da wir sie erfuhren, beinahe zur Verzweiflung gebracht hatten? wie über Ereignisse, deren Erwartung uns schon in eine gewisse Extase versetzte, oder deren Furcht uns schon mit Entsetzen erfüllte? wie über die Freuden, die uns die Liebe durch Vereinigung schuf, und über die Leiden, die sie uns durch Trennung machte? Ein Jeder, der schon bejahrt ist, frage sich selbst hierüber, und wer noch jung, glaube den Antworten, welche ihm Greise darauf geben. Bringen wir es nun bei uns selbst nur dahin, daß wir alle Beschaffenheiten und Veränderungen unsrer Seelenverfassung außer den sittlichen nur für Nebensachen halten, so wird, so oft sie durch ihren Eintritt irgend einen Affect in eine tumultuarische Bewegung setzen wollen, der Gedanke: es ist das nicht, was du dir vorstellst — so viel ist nicht daran, als du dir denkst — nach Jahren wirst du anders darüber urtheilen — bald bei der Hand sein und den Tumult des Gemüths verhindern.

Und nun wollen wir noch einige Bemerkungen machen über das Quodlibet von Affecten, die den Menschen leiten, quälen, ihn bald

dahin bald dorthin reißen, wie die Wellen des Meeres mit einem Kahne zu spielen pflegen*). Was für Schwachheiten, die den allerbesten Gemüthern ankleben! Was für tolle Neigungen, die den stärksten Geist schwach machen! Wo ist der, der nicht von seinen Begierden oft am Narrenseile herumgeführt wird? Wo ist der Vollkommene, dessen Thaten ganz rein von ihnen wären und die Proben einer strengen Untersuchung aushalten könnten? Bald hat diese, bald eine andere Aufwallung das Scepter in der Hand. Nur selten hat die reife Ueberlegung, die klare Einsicht, die rechte Königin die Regierung. Das Gemüth des Menschen gleicht dem alten Staat in Athen, wo selten ein Solon, öfters aber Tyrannen und zu Zeiten Fromme und Wüthriche zugleich auf dem Throne saßen. Unbeständigkeit ist das einzige Beständige bei ihm. Ein großer Kenner**) des menschlichen Gemüths spricht deßwegen:

„Vain human kind! Fantastic race!
Thy various follies who can trace?
Self-love, ambition, envy, pride,
Their empire in our hearts divide."

„Eitles Geschlecht der Menschen! Fantastisch wunderliches Geschöpf! Wer kann deine mannigfaltigen Thorheiten recht abbilden? Selbstliebe, Ehrsucht, Neid und Stolz streiten beständig in deinem Innern um die Herrschaft über dein Herz." „Der eine Mensch ist cholerisch (hitzig-aufbrausend), der andere phlegmatisch (kalt-träg), der eine sanguinisch (flatternd-leicht), der andere melancholisch (brütend-düster), und aus diesen complicirten Mischungen und Verschmelzungen der Temperamente entstehen die Charaktere, wie sie das Leben zeigt. Wo eines dieser Temperamente entschieden die Oberhand gewinnt, da sind auch in seinem

*) Siehe Aganippe von Dr. Müller, S. 43.

**) Swift.

Gefolge gewisse diesem Temperamente besonders eigne Tugenden und Laster" *).

Betrachten wir den Menschen in der Gesellschaft, was für Bosheit, Haß, Eifersucht und Rachgierde sehen wir nicht da? Was für Zwietracht, Bekämpfungen, Reibungen, kleine und große Kriege? Hier Verfolgung der Unschuldigen, dort Unterdrückung der Wahrheit? Gewinnt es nicht oft das Ansehen, daß der Schöpfer selbst seines Zweckes verfehlt habe, wenn er bei der Schöpfung eine andere Absicht gehabt hat, als ein lächerliches Geschlecht zu machen, und daß der strenge Boileau **) zutreffend urtheile, wenn er den Menschen allen anderen Geschöpfen nachsetzt? Nein, es sei fern von uns, das menschliche Geschlecht oder dessen weisen Urheber tadeln zu wollen, wir wollen uns vielmehr bemühen, zu beweisen, daß alle diese scheinbaren Unordnungen in der geistigen Welt ebenso wie in der körperlichen, von welch' letzteren wir hier nicht reden, eine wunderbare Quelle der Vollkommenheit seien. Bildet euch ein Geschlecht der Menschen ein, das von allen Passionen frei sei. Laßt ihm weder Eigenliebe, noch Ehrgeiz, weder Sinn für sinnliche Genüsse noch Eifer. Dieses müßte wohl eine vortreffliche Gesellschaft sein, wo so viele schädliche Neigungen verbannt wären, solche Leute würden wie Engel unter sich leben. Aber wie, wenn sie mit den Schwachheiten, die den fortgeschafften Passionen anklebten, zugleich alles Gute verloren hätten? Wozu könnte man das Salz noch gebrauchen, wenn es seine Schärfe verloren? Ist nicht die Eigenliebe oft die Triebfeder der gemeinnützigsten Handlungen, der Ehrgeiz nicht oft der Grund der edelsten Thaten?

---

*) Knigge, Umg. m. M., 15. Aufl., von Karl Goedeke, Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1869. S. 67.

**) Satir. 10.

„Self-love the spring of motion acts the soul,
Man but, for that, no action would attend,
Fix'd like a plant on his peculiar spot
To draw nutrition, propagate and rot"*).

„Die Selbstliebe, als die wahre Quelle der Bewegung, treibt die Seele zu Handlungen an, und ohne sie würde kein Mensch mehr etwas verrichten, gleich einer Pflanze, die aus dem für sie sich eignenden Boden ihre Nahrung einsaugt, aufwächst, und wieder verwelkt und verdirbt".

Nähme man den Menschen die Eigenliebe und den Ehrgeiz weg, die allerdings von jeher unglaubliches Elend in der Welt gestiftet haben und noch heute so viel Unruhe, Spaltung und Verwirrung anrichten, dann würden die genialsten Geister mit ihren Gaben verborgen bleiben. Der Held, welcher, von dem Ehrgeiz angetrieben, sein und seiner Soldaten Leben für deine Ruhe aufgeopfert; der die Gefahr, die dir drohet, auf sich nimmt; dessen Ehrgeiz für dich wacht, wenn du schläfst: dieser Held wird, wie Nizias, seine eigene Ruhe für Geld erkaufen und seinen Feind Meister sein lassen. Der Weise selbst, würde er wohl sein Leben verkürzen, um dich seine Weisheit zu lehren, wenn du ihn der Ehre wolltest berauben?

Wollet ihr die Liebe zu den Wollüsten verbannen? Hat nicht die Wollust den Menschen den ersten Anlaß gegeben, die Schätze der Natur in den Pflanzen und Thieren zu erkennen? Ist es nicht die Wollust, welche zur Hervorbringung unzähliger vortrefflicher Producte antreibt, die die Vergnügungen der Wollüstigen vermehren, deren Nutzen aber unberechenbar ist?

Wollet ihr den Eifer aus dem menschlichen Gemüthe nehmen, der so viel Unheil in der Welt hervorgebracht? Ihr könnet das nicht, ohne den gerechten Eifer mit wegzunehmen, ohne eine Menge werthvoller Schriften, die er zu Tage fördert, zugleich

*) Pope.

zu verlieren. Der Eifer unterstützt die Gerechtigkeit, die nicht selten ohne ihn die nöthigen Strafen unterlassen würde, und der edle Zorn*) wirkt viel Gutes, das der Kaltsinn würde unterlassen haben.

Ihr sagt, diese Passionen gehen alle noch an, wenn nur der Neid, der Haß, die Rachgierde, diese Unterwühler der menschlichen Ruhe, nicht wären, so stände doch Alles besser. O, wie mancher Neidische hat seinen Feind erhöhet! Haben nicht die grausamsten Verfolgungen den Märtyrern die Kronen aufgesetzt?

So hat der unendliche Beherrscher der Welt Alles eingerichtet, daß die Mängel einzelner Personen das Wohl des ganzen Geschlechts befördern müssen. Was im Einzelnen eine Unvollkommenheit ist, das ist im ganzen Zusammenhange eine Vollkommenheit**). Eine bewunderungswürdige Einrichtung der Welt! Auch diejenigen Dinge sind gut, welche oft am allerschlimmsten scheinen. Es ist Alles auf das Beste gemacht***). Sowohl der, welcher irrt, als auch der, welcher ihn auf den rechten Weg führt, Beide sind Werkzeuge, wodurch der Herr der Welt seine Absichten erreichen will. Weg denn mit allen Glücks- und Unglücksfällen! Weg mit allem Murren und Klagen! Was dem Individuum ein Unglück ist, das dient der Gesammtheit zur Wohlfahrt. Die Welt ist nicht für uns allein gemacht, und darum dürfen wir nicht begehren, daß alle unsere Unternehmungen gelingen, alle

---

*) Fielding sagt vom Seneca: „Er hat die Leidenschaft des Zornes so gut behandelt, daß — außer einem zornigen Manne — ihn Niemand ohne Vergnügen und Nutzen lesen kann". Tom Jones.

**) Untersucht man die Geschichte nur halb und theilweise, so müßte man beinahe an eine Vorsehung ungläubig werden; aber das Ganze erklärt die Theile und zeigt Gott. „Certum est atque experientia comprobatum, leves gustus in philosophia (in der Geschichte nicht weniger) movere fortasse ad Atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere". *Baco.*

***) „One truth is clear, what ever is, is right". *Pope.*

unsere Pläne sich realisiren, alle unsere Wünsche in Erfüllung gehen. Die Zustände auf Erden sind nur in Absicht auf das Große und Allgemeine vollkommen. Darum wollen wir den unsichtbaren Schöpfer, der so wunderbare Einrichtungen gemacht, mit Erstaunen und Unterwerfung verehren.

Eltern und Erzieher! Versäumet nicht, den hervortretenden Affecten und Neigungen eurer Kinder schon in ihrer frühesten Jugend die rechte Richtung zu geben und in ihnen nach und nach einen gewissen Enthusiasmus zu erwecken für alles Hohe und Erhabene, Ernste und Heilige, Edle und Große!

XXXVII.

Man darf nicht aufhören, seine Erkenntnisse zu vermehren oder zu berichtigen.

Ein Monolog.

Ich habe von frühester Kindheit an gelernt, ohne es zu wissen. Meine Sinne wurden meine ersten Lehrmeister; auf sie folgten die Menschen, unter denen ich groß geworden und denen man mich anvertraute. Welche Begriffe meine ersten gewesen sind, und wie ich zu ihnen gekommen bin, davon kann ich gar nicht Rede und Antwort geben, genug, das höhere Erkenntnißvermögen entwickelte sich, wie bei allen Menschen, so auch bei mir aus dem niederen bald, fing an mächtig sich zu regen und — erfüllte mich mit Wißbegierde. Ich beschaute Alles, was mir vorkam, fragte nach Allem, was mir neu war, und freute mich nicht wenig, wenn ein mir bis dahin noch Unbekanntes dann bekannt geworden war.

Weiß ich nun etwa wirklich schon Alles, und ist gar nichts mehr für mich zu wissen übrig? Ich wäre ein Thor, wenn ich so eine hohe Meinung von mir hegen wollte; je mehr vielmehr Jeder lernt, desto mehr findet er noch für sich zu lernen, und die wirklichen Empfindungs- und Verstandesbegriffe, welche der an Begriffen reichste Mensch hat, sind gegen die für ihn noch möglichen wie ein Wassertropfen gegen den Ocean zu rechnen.

Oder hat etwa mein Erkenntnißvermögen durch den bisherigen Gebrauch zum Lernen so gelitten, daß ich's dazu nicht weiter benützen könnte? Offenbar ist es ja durch Anstrengung noch stärker geworden. Die schon erlangten Kenntnisse kommen mir dazu bei Erwerbung neuer zu Hülfe; auf dem gelegten Grunde ist gut bauen, und je länger man baut, desto bekannter wird man mit den Apparaten und Handgriffen, desto schneller geht folglich der Bau.

Wie? ich sollte meine Einsichten nicht immer noch erweitern wollen? Ich sollte die Wißbegierde nicht als Mann haben, die ich als Kind hatte? Bei ausgebildeten Geisteskräften sollte ich träger zu meiner geistigen Vervollkommnung sein, als einst, da diese Kräfte sich erst entwickelten? So könnte doch wohl nichts die Ursache davon sein, als daß mein Herz in den reiferen Jahren die traurige Wendung genommen und den Lüsten den Lieblingsgeschmack abgewonnen hätte, der mir alles Nachdenken verleidete; denn auf meinen Lebensberuf, der mir in den Stunden seines Stillstands Muße genug dazu läßt, dürfte ich die Schuld davon nicht schieben. Dieß ist aber nicht nur bei mir der Fall nicht, sondern soll es auch nie werden; ich denke deßhalb so: „in deinen Kinderjahren lerntest du, ohne zu wissen, warum, und bei noch schwachem Erkenntnißvermögen; jetzt weißt du, daß du zu deiner intellectuellen Ausbildung lernst und hast zugleich starke Lernkraft, so muß auch dein jetziger Lerneifer den deiner ersten Jahre weit, weit hinter sich zurücklassen" *).

Ein hoher Grad geistiger Bildung ist ja der erhabenste Vorzug des Menschen. Was ist dagegen Reichthum, Schönheit und ein feines Extérieur? Er wird aber nur durch Uebung und

*) „Der Berg der wahren Wissenschaft ist schwer zu besteigen und leicht herunterzusteigen; die Unwissenheit ein Thal, dessen Zugang leicht, der Rückweg beinahe unmöglich ist". Elnawatig.

Anwendung der bereits gesammelten Kenntnisse erst erreicht. Meine Begierde, den Umfang derselben auszudehnen, sei daher unersättlich. Thut es mir nicht auf der Stelle wohl, wenn ich etwas Neues gewahre, wenn's auch nur eine Erörterung oder Erklärung wäre? Ich *werde* dadurch nicht nur reicher, ich *fühle* mich auch wirklich reicher. Die Freuden des Erkennens sind dem Geiste weit mehr, als die Freuden des Genießens; sie sind ihm *eigentlicher* Genuß, der Genuß *seiner selbst*.

Es steht fest, daß es auch für meine *äußeren Verhältnisse* vortheilhaft sein wird, wenn ich mein Wissen unaufhörlich vergrößere. Ist's nicht die Unwissenheit, welche allein schon viele Tausende völlig elend macht? Leiden die Dummen nicht unzählige Verluste, die die Verständigen nicht erfahren? Werden sie nicht auf vielfache Weise durch die Außenwelt beschädigt, während diese jene zu ihrem Vortheile gebraucht? Es ist kein Gut des Lebens, das der Verstand nicht sichern und dessen Werth er nicht erhöhen könne. Geld und Gut will mit Verstand besessen sein, wenn man es bis an sein Ende besitzen will. Macht ist dahin, Ehre wird Schande, wenn Verstand sie nicht begleitet. Er bewahrt die Gesundheit und verlängert sogar das Leben. Könnte ich also dessen wohl *genug* zu haben glauben?

Meine *sittliche Güte* vollends würde alsdann gar nicht gedeihen. Man spricht wohl von einem *angebornen* sittlichen Gefühle; wäre dieß aber, woher käme es denn, daß man es bei sehr vielen Menschen, bei ganzen Völkern, so unvollkommen und schwach, und unter manchem Volke gar nicht antrifft? Nun weiß man, daß dergleichen Völker mit ihrem höheren Erkenntnißvermögen noch auf das Jämmerlichste zurück sind; sonach sehe ich offenbar, daß durch *Kultur* desselben erst alles sittliche Gefühl entstehe. Je mehr ich also in dieser fortschreite, desto mehr stärke ich auch mein sittliches Gefühl. Steht es aber um dieses, als um die bloße Grundlage meiner sittlichen Güte, schon so, wie kann es sich anders mit meiner *Thätigkeit* verhalten, die erst

meine eigentliche sittliche Güte selbst ausmacht? Offenbar richtet sich das Maß derselben nach dem Maße meiner Erkenntnisse, und, wie ich nichts bewirken kann, worauf ich mich nicht verstehe, so werde ich auch immer mehr auszuführen fähig, je mehr Verständniß ich davon gewinne. Durch stetes Wachsthum meiner Einsichten wächst also auch mein Vermögen, ein nützlicher Mann zu werden, noch immer; wie könnte ich nun jemals in jenem stillstehen, da Nützlichkeit, oder thätige sittliche Güte, erst vollkommene Menschenwürde ist! Möchte ich denn diese nicht gern in so hohem Grade, als möglich, besitzen?

Mein großer Menschenberuf, der Beruf zu edler Selbstthätigkeit, schwebe mir bei der Auswahl meiner Kenntnisse stets vor Augen. Alles, wovon ich glaube, daß es mich noch geschickter machen werde, ihn auszufüllen, soll mir etwas Zulernenswerthes sein. Mein Körper, die ungeheure Welt von Gegenständen um mich her, die Beziehungen der Dinge auf mich und auf sich untereinander, meine aus meinen Verhältnissen entstehenden Pflichten mit ihrer besseren Ausübungsweise, die Ereignisse auf dem Schauplatze der Erden- und Menschenwelt, der bewundsrungswürdige Haushalt der Natur, die überall hervorleuchtenden Verbindungen als Ursache und Wirkung, als Mittel und Zweck, das Sein eines allerhöchsten Unsichtbaren, dessen sichtbarer Abglanz ich werden und ewig noch immer mehr werden soll — — o wie habe ich, so lange ich lebe, an diesem Allen fortzulernen, und wie belohnt sich die Mühe so herrlich, die ich mir deßhalb gebe! Ich bilde mich dadurch nicht nur immer mehr aus, mache mich nicht nur glücklicher, sondern werde auch ein immer wichtigeres Wesen, das schöpferartig die größesten und wohlthätigsten Veränderungen in der Außenwelt hervorzubringen vermag.

Weil aber mein Stand, für den ich mich selbst bestimmte, die vorzüglichste Sphäre meiner edlen Selbstthätigkeit sein muß, so will ich auch hauptsächlich mit demjenigen mich unausgesetzt vertrauter zu machen suchen, was in diesen einschlägt und auf

irgend eine Weise dazu beitragen kann, daß ich ihm noch perfecter nachkomme. Es ist freilich schön, sein Wissen nicht bloß auf das einzuschränken, was der Stand erfordert, um nicht einseitig gebildet zu werden; wenn ich aber auf einen andern Stand mich besser verstehen lernen wollte, als auf den meinigen, wie unzweckmäßig handelte ich dadurch! Mein Wille wäre, ein recht brauchbarer Mann zu werden, und ich wollte mir solche Kenntnisse aneignen, die ich nur wenig, oder gar nicht verwenden könnte, denjenigen aber fremd bleiben, die ich immer zu verwerthen Gelegenheit hätte? Nein, was ich einmal in der Welt habe vorstellen wollen, das will ich auch in der That stets in höherem Grade zu sein und zu werden mich bestreben; ich werde dabei doch noch Zeit genug haben, auch viel andres Nützliches zu erlernen, nur muß das Nothwendigste jederzeit vorgehen. Da ist dann nun aber ein beständiges Fortschreiten in allen Ständen, und die Erfindungen haben überall kein Ende. Mit fortgehen mit dem erfinderischen Geiste meines Standes sei mir also heilige Pflicht!

Aber wer die Unwissenheit bloß gegen den Irrthum vertauscht, der trifft einen traurigen Tausch. Lieber weniges, doch lauter richtiges und wahres, als ein noch so ausgebreitetes falsches Wissen haben! Allen den Begriffen, welche sich aus meiner Jugend her datiren, darf ich darum nicht unbedingt trauen; denn damals war meine Vernunft noch nicht ausgebildet genug, um Wahres und Falsches gehörig unterscheiden zu können, und Vorliebe zu meinen Eltern und Erziehern machte, daß ich ihnen, ohne ernsthaftere Rücksprache mit mir selbst zu halten, Vieles auf's Wort glaubte. Wie viele irrige Grundbegriffe mögen sie mir beigebracht haben! Habe ich nicht deren schon genug oft zufälligerweise entdeckt? So muß ich auch annehmen, daß ich bei jeder ausdrücklich angestellten Revision meiner Jugendbegriffe noch immer manche der Art auffinden könne. Auch der hellste Kopf hat noch immer seine eigenen Vorurtheile, sowie er

auch stets auf seiner Hut sein muß, daß sich nicht neue Irrthümer bei ihm einschleichen. Darf ich meinen eigenen Augen wohl immer trauen, besonders sobald sich die Phantasie einmischt? Gehen nicht Viele darauf aus, Andere zu täuschen, um ihren Vortheil davon zu haben? Wird nicht Irrthum oft genug sogar öffentlich gelehrt — wohl gar im Namen Gottes gelehrt? Und, wenn dies Alles nicht wäre, so bin ich doch vor meinem eigenen Herzen nicht sicher, daß es mich irre führe und Irrthum für Wahrheit erkläre, sobald es den Lieblingsneigungen desselben schmeichelt. Ich darf also auf keinen Fall glauben, mit Berichtigung meiner Einsichten jemals ganz fertig zu sein. „Suche recht zu wissen, was du wissen willst" — nach diesem Grundsatze will ich also durchgängig handeln, und kein eitler Stolz soll mich abhalten, Irrthümer, die ich seither noch hegte, sobald ich sie dafür erkenne, aufzugeben. Wenn ich auch noch so hoch stände, und ein ganz gewöhnlicher Mann brächte mich auf die Spur der Falschheit einer meiner Vorstellungen, so müßte ich ihm Dank dafür wissen; und wenn ich auch noch so ein alter Greis würde, und ein Jüngling böte mir Aufklärung an, so müßte ich sie und ihn an mein Herz drücken. Es beruhet zu viel auf Wahrheit, es beruhet Alles auf ihr; als Knabe ahnte ich das bloß, als Mann kann ich es mir bis zur höchsten Evidenz beweisen.

Alles, was ich vorhin vom Verstande rühmte, findet dann nur wahrhaftig statt, wenn er nicht bloß von Erkenntniß überhaupt, sondern von richtiger Erkenntniß ausgeht. Wo ist ein Geschäft des Lebens, das nicht durch falsche Maßregeln verunglückt, wenn es auch noch so eifrig betrieben wird? Wo ist eine Gefahr des Lebens, die nicht durch falsche Hülfsmittel noch weit größer wird, wenn man auch noch so gegen sie kämpft? Wo ist eine Freude des Lebens, die nicht durch falschen Genuß zu Gift werden kann, wenn man auch nicht den Vorsatz hat, sie dazu zu machen? Wie leicht würde ich Verführer, wo ich Rathgeber werden wollte, Zerstörer anstatt Verbesserer?

Daß ich nicht in Irrthum schwebe über etwas, das zu meiner guten Erhaltung gehört; daß ich über nichts, das sich als wichtig für mich und für die Menschen um mich her ereignet, einen thörichten Wahn hege; daß ich nicht Dinge für verbunden als Ursache und Wirkung betrachte, von denen doch ein Drittes die Ursache ist; daß ich Mittel nicht für Zwecke erkläre, und zu meinen eigenen guten Zwecken auch die rechten Mittel ausfindig mache — dahin soll mein immerwährendes Bestreben gehen. Daß ich aber auch alle solche Irrthümer ablege, die die Kenntnisse desjenigen speziellen Standes, in welchem ich einmal lebe, besonders betreffen; daß ich mich durch kein Vorurtheil, durch kein Herkommen, durch keine Gewohnheit abhalten lasse, ihm in irgend einem seiner Theile auf eine neue Weise gerecht zu werden, aber das Neue nicht bloß darum für das Bessere halte, weil es neu ist — darauf soll mein eifrigstes Bemühen gerichtet sein.

Mancher Irrthum ist von der Art, daß man ihn selbst präsumirt, wär's auch nicht sofort, doch mit der Zeit. Auf der Stelle geschieht's, wenn er den gesunden Menschenverstand empört; mit der Zeit, wenn man mehr Erfahrungen sammelt und sich mit verschiedenen Wissenschaften beschäftigt, die gegenseitig auf einander mehr Licht verbreiten. Darum will ich meinen Untersuchungsgeist stets rege erhalten, will gesetzt, sorgfältig, unbefangen, unparteiisch und ohne allen Einfluß meines Herzens untersuchen. Ich will, wenn ich mir dabei nicht selbst genug bin, fremde Belehrung mir verschaffen, doch dabei mein Prüfungsrecht jederzeit, wär's auch gegen die Meinungen der bewährtesten Männer, männlich ausüben. Lesen, lesen*) will ich überhaupt fleißig die anerkannt besten Schriften, aus denen ich neue und für mich wichtige Wahrheiten schöpfen zu können hoffe.

---

*) „Der einzige rechte Gebrauch der Bücher ist, daß wir ein Zeugniß unseres Herzens darin suchen." Sebastian Frank von Wöhrd.

Uebrigens gestehe ich keinem Menschen, wer es auch sei, das Recht zu, meinem Untersuchungsgeiste den geringsten Zwang aufzulegen, oder ihm Grenzen zu bestimmen, die ich mir selbst nicht setze*). Niemand lasse sich's auch beikommen, durch die Ausdrücke „*heiligste Pflicht*, *heiligste Wahrheit*" mich etwa zur Ruhe verweisen zu wollen; sobald ich erkenne, daß es mit der „heiligen Pflicht" vielleicht nur auf Despotismus, und mit der „heiligen Wahrheit" nur auf Täuschung abgesehen sein möchte, will ich die vorgegebene Heiligkeit prüfen und sie verwerfen, wenn sie sich vor dem Forum meiner Vernunft nicht zu behaupten weiß. An diese allein hat mich der Urheber meines Wesens verwiesen; was vor ihrem Richterstuhle durchaus nicht besteht, ist *Irrthum*, und muß als solcher von mir abgelegt werden, und wenn es mir seither *als eine Stimme vom Himmel* verkündigt worden wäre. Auch das sogar, was ich am Ende *glauben* soll, muß doch wenigstens von ihr *für glaubwürdiger* erklärt werden, als sein Gegentheil; finde ich also das Gegentheil glaubwürdiger, so glaube ich *dieses*, weil ich es glauben *muß*. Weiter will ich dann jedoch in *offenbaren* Glaubenssachen nicht gehen, als daß ich die höhere Wahrscheinlichkeit statt der nicht auszumachenden Gewißheit verlange; daß ich aber auf ersterer bestehe,

---

*) „Stolz und Lebenszwecklosigkeit sind die Mütter der *Zweifel* und *Irrthümer*. Man zeige früh dem Menschen die *Grenzen* seiner Wissenschaft, wie wenig dessen sei, was er weiß, gegen das was er nicht weiß, wozu ihn sein Stand in der Welt bestimme, wodurch am wirksamsten er auf die Menschheit und seinen nächsten Kreis wirken könne. —

Quid verum atque decens?
Quid aeque pauperibus prosit
locupletibus aeque?

Die Phantasie zumalen will immer höher fliegen, und vergißt wegen der *Lust* den *Nutzen*." Darum sagt *Bacon*: „Hominum Intellectui non plumae addendae, sed plumbum potius et pondera; ut cohibeant omnem Saltum et volatum." Nov. Org. P. II. §. CIV.

das bin ich mir, als einem Vernunftwesen, schuldig, und keine Drohung und keine Rüge soll mich davon abhalten. Es ist besser, sagte ich ja, wenig richtig wissen; nun so meine ich auch, es sei des intelligenten und selbständig denkenden Menschen würdiger, wenig glauben, aber das Wenige, was man glaubt, recht glauben. Hierbei will ich mich ewig von den schönen Worten Plutarchs*) leiten lassen: „Wenn man nur den Unterschied zwischen dem, was unmöglich, und dem, was nur ungewöhnlich ist, zwischen dem, was mit der Natur der Dinge, und dem, was mit den angenommenen Meinungen der Menschen streitet, immer zu beobachten wüßte, so würde man nicht so leicht Alles glauben, aber auch nicht ohne Grund den Glauben versagen."

---

*) Plutarch, Sympos.

Das Leben in der Gesellschaft und Familie.

XXXVIII.

Eine Deduction des gesellschaftlichen Lebens hinsichtlich seiner Einwirkung auf die Bildung des Menschen.

Das sympathetische Gefühl, welches sich im Busen des Menschen mit so liebenswürdiger Allgemeinheit regt, richtet sich ganz besonders auf seine Mitmenschen hin. Alles, was lebt, zieht zwar seine Blicke auf sich; begegnet ihm aber ein Lebendiger, den er gleich für das erklären muß, was er ist, so sieht er über alles Uebrige weg, und ruht mit Vergnügen am Anschauen desselben.

Was er nun besonders gern sieht, das erwartet er auch bald nicht mehr durch Zusammenkunft mit ihm zufällig, sondern sucht es selbst auf und verbindet es mit sich, damit er es so oft anblicken könne, wie er will. Es muß aber auch sein sympathetisches Gefühl sich äußern. Wie es nun für Seinesgleichen am stärksten sich regt, so äußert es sich auch gegen sie am stärksten, und sie erwiedern ihm dasselbe durch Gegenäußerungen. So zieht ihn die innerste Einrichtung seines Wesens allgewaltig an sie hin, und er müßte schon die widernatürlichste Verstimmung

erhalten haben, wenn er Widerstand leisten könnte. Vielmehr wird ihn der Genuß der hohen menschlichen Seligkeit des Theilnehmens und Theilgebens so an sich fesseln, daß er dem gesellschaftlichen Leben bald Treue schwört.

Dieß ist jedoch nur die Präludation zur Ausführung der Behauptung, daß der Mensch vermöge seiner Natur zum Gesellschaftsleben bestimmt sei; der Beweis dafür liegt darin, daß er, der als das vorzüglichste Erdenwesen sich auch am vorzüglichsten ausbilden soll, sich auf keine andere Weise ausbilden könne, als nur — unter Seinesgleichen.

Nicht einmal körperlich auch nur in die Höhe kommen, physisch auch nur gedeihen, könnte der Mensch außer dem gesellschaftlichen Leben. Es ist mit ihm nicht, wie mit den Insecten, die die Sonne ausbrütet; nicht, wie mit den Vögeln, die binnen sechs Wochen sich selbst behelfen können; nicht, wie mit den übrigen vollkommneren Thieren, die im ersten Jahre schon keiner fremden Pflege weiter bedürfen; er, der Stärkste unter Allen, beginnt am schwächsten, am jämmerlichsten, und ist verloren, wenn er nicht eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch Beistand von anderen Menschen empfängt. Diese müssen ihn lange nähren, decken, warten, pflegen, schützen, ehe er dies Alles sich selbst zu leisten vermag. In der That sind es auch seine Eltern, die ihm, dem Hülfsbedürftigen, alle diese Hülfe leisten.

Ebenso ist das gesellschaftliche Leben für die Vernunftkultur Alles in Allem. Künste und Wissenschaften sind das Product desselben. Viele Generationen hindurch hat daran gesammelt, aufbewahrt, gebessert und vervollkommnet werden müssen, ehe sie so weit gediehen, als sie jetzt sind, und eine allgemeine Erdrevolution würde sie wieder dahin zurückbringen, wo sie vor vielen Jahrtausenden waren.

Ohne Vernunftkultur würde es aber keine Sittenkultur geben, und nur die Gemeinschaft mit Anderen erst schafft dem

Menschen die heiligsten Pflichten und macht ihn zu ihrer Erfüllung geneigt. Wollte nun Jemand sich zurückziehen und in der Einsamkeit sein eigener Ausbildner werden, so müßte er in seiner Moralität anstatt fortzuschreiten zurückkommen. Wirken soll der Mensch, und je gemeinnütziger er wirkt, desto höher steigt sein Werth. Wie kann er aber für Menschen wirken, wenn er sich von ihnen trennt? Ja, wenn's auch nur mit dem bloßen Sinn und Wollen für ihn abgethan wäre, muß er nicht auch Gegenstände dazu haben? Will er aber lieber Blumen und Vögel dazu wählen? Zu den würdigsten Objecten seines Wohlwollens, seiner Dankbarkeit, seiner Treue und Zärtlichkeit eignen sich lediglich seine Mitmenschen.

Wie? du wolltest dich isoliren, und warum? Um etwa vor allen Kränkungen sicher zu sein, die Andere dir zufügen? Das ist wahr, wenn du nicht unter ihnen lebst, kann dich auch Niemand betrügen, diffamiren, beneiden, verfolgen u. s. w. Es kann dir aber dann auch Niemand Beistand leisten, und erwäge wie oft du dessen bedarfst. Wäge Gutes und Böses, das für dich aus dem gesellschaftlichen Leben entspringt, vorurtheilsfrei, redlich und kaltblütig ab, so wirst du das Uebergewicht in der Schale des Guten erblicken. Bedenke doch nur allein den Umgang mit Freunden und Lieben — welch' eine unerschöpfliche Quelle unnennbarer Freuden ist er! Von ihnen lernen, sie belehren; ihr Herz für sich offen finden, sein Herz ihnen öffnen; ihnen Freude machen, von ihnen erfreut werden; sie trösten, von ihnen getröstet werden — dies Alles wolltest du vertauschen gegen das bloße Sein mit dir, gegen das Sehen und Hören auf dich, gegen das gänzliche Eingeschlossensein in dich selbst?

Oder wolltest du dich etwa darum isoliren, weil du den Anblick so zahllosen Jammers nicht mehr ertragen könntest? Wahr ist's, der Noth ist viel; wird ihrer aber weniger, wenn du dich entfernst? Für dich sorgtest du doch nur dadurch, so handelt der Edle nicht. Er kehrt den Leidenden nicht den Rücken zu, sondern

sieht sie recht darauf an, ob er ihnen nicht helfen könne. Thränen zu trocknen, Seufzer zu stillen, wird dich auch stark genug machen, Thränen fließen zu sehen, die du nicht trocknen kannst, Seufzer zu hören, die du nicht zu stillen vermagst. Uebersieh aber auch das Heil und die Segnungen nicht, welche um dich her in der Societät genossen werden, und söhne dich dadurch mit der unfreundlichen Seite ihrer Verfassung aus. Du erblickst nicht lauter Thoren, die sich verderben; du erblickst auch Weise genug, die sich ein gutes Schicksal bereiten. Du begegnest nicht nur Verkannten, Verfolgten, Verlassenen, sondern auch Belohnten, Beschützten, Geretteten und Ausgezeichneten. Wie könntest du im Ernste als Menschenfreund nicht gern da ausharren wollen, wo es auch viele Glückliche gibt, und wo auch viele Thaten der Gerechtigkeit, der Humanität und der Großmuth ausgeübt werden?

Wolltest du dich etwa isoliren, um zu kontempliren? Das kannst du doch; es werden sich immer noch Stunden finden, in denen du einsam deinen Meditationen nachhängen kannst. Nur ist *Wirken* die Hauptsache. Wenn Alle bloß kontempliren wollten, was würde aus der Menschheit? Was aber *Alle* nicht thun *dürfen*, mußt du auch *für deine Person* nicht einmal *thun wollen*.

„So oft ich unter den Menschen gewesen bin, sagte ein Weiser, bin ich als ein unvollkommenerer Mensch wieder zurückgekommen.“ Dieser Weise ist vielleicht zu streng gegen die Gesellschaft und gegen sich selbst gewesen. Es war ein Einsiedler. Wer aus der Einsamkeit hervorgeht, um in die Welt einzutreten, läuft Gefahr, zu viel von zu strengen Urtheilen sowohl über sich selbst als auch über die Welt hingerissen zu werden. Man kann die Bilder, welche man sich nach Belieben, nach einer bloßen idealen Betrachtung gebildet hatte, nicht verwirklicht finden; man darf die unbedingten Regeln, welche man aus dem Gebiete des abgezogenen Denkens geschöpft hatte, nicht mit Strenge anwenden; mitten in die Gesellschaft geworfen, wird man vom Gegensatze

überrascht; man stößt auf tausend Schwierigkeiten, auf tausend Hindernisse, welche man in dem einsamen Leben weder erfahren noch vielleicht gemuthmaßt hätte. Durch die Zerstreuung wird man oft aus der Fassung gebracht. Bis dahin war es leicht gewesen, fern von den Gefahren in Frieden über die Wege der Vervollkommnung zu grübeln; man glaubte sich vielleicht nahe genug daran, das Ziel zu erreichen; das eben hatte man noch nicht wirklich auf die Probe gestellt; die Wirklichkeit kommt dazu, und die Arbeit beginnt; dann mißt man der Welt die Schuld bei, weil man nicht bemerkt, daß man selbst in die Welt nur eine unvollkommene und schwache Tugend gebracht hatte. Beschuldigen wir also den Umgang mit den Menschen nicht des Unrechts, das uns persönlich ist! prüfen wir aber die Stimmungen, welche wir in dieselbe bringen, in derselben bewahren müssen, um ihre Gefahren zu vermeiden und ihre Vortheile zu ernten.

Haben wir wohl jemals bemerkt, was in uns vorgeht, wenn wir uns mitten in eine große Vereinigung von Menschen geworfen sehen, besonders wenn diese Vereinigung Personen aus verschiedenen Ständen einschließt, die mit uns keinen Berührungspunkt haben, der ein Zusammenstoßen der Interessen gestatten könnte? Es ist in dem, was wir empfinden, ein unbestimmter, aber tiefer Eindruck, der einen Jeden von uns sich als ein Mitglied der Menschheit erkennen lehrt, und in diesem Namen etwas Edles, Rührendes und Feierliches finden läßt. Wenn ihr an einem der Tage, welche unsre socialen Einrichtungen durch eine ebenso weise als wohlthätige Veranstaltung einer allgemeinen Ruhe geweihet haben, euch unbekannt mitten unter die Menge auf den öffentlichen Spaziergängen mischet, euch mit diesen Leuten vermengt, dieselbe Luft athmend, denselben Himmel betrachtend, wie nehmet ihr an derselben Natur und an derselben Bestimmung Theil! scheint sich euer Herz nicht zu erweitern, genießt es nicht ein gewisses Wohlsein, öffnet es sich nicht süßen und heiteren Stimmungen? Wenn dies friedliche Gefolge sich in den erhabe-

nen und einfachen Scenen der Natur entfaltet, wenn es sich nach irgend einem wichtigen und herrlichen Monumente der Künste und der Bildung hinwendet, wenn es die Statuen der großen Männer umgibt, kurz, wenn irgend ein sittlicher oder frommer Gedanke noch über dieser Versammlung schwebt, nehmen die Rührungen, welche dieser Gedanke in eurer Seele hervorbringen würde, nicht einen neuen Charakter von Stärke und Erhabenheit an? Das würde der natürliche Einfluß sein, den wir beständig aus dem allgemeinen Verkehre der Menschheit ziehen, wenn er nicht durch die feindseligen Stimmungen, die aus unseren eifersüchtigen Bestrebungen, aus unserm geheimen Verlangen, zu unterwerfen oder an sich zu reißen, entstehen, verderbt würde. Wir beklagen uns über das außerordentliche Verderben der Welt, über die Muthlosigkeit und Traurigkeit, die es uns empfinden läßt. Laßt uns hier auf die übertriebenen Reden Acht haben und die Dinge nach ihrem wahren Werthe schätzen! Bei unserm Eintritt in die Welt setzen wir gewöhnlich viel zu viel Gutes bei den anderen Menschen voraus; und auch fordern wir wohl mehr von ihnen. Später verfallen wir in die entgegengesetzte Uebertreibung, eben durch die Wirkung der Ueberraschung, welche unsere Täuschung uns empfinden läßt. Laßt uns aufrichtig sein! die Fehler, welche wir besonders der Welt vorwerfen, sind die, von welchen wir in unserer Eitelkeit, in unserer Ruhe und in unseren Ansprüchen viel gelitten haben, und das Urtheil, das wir darüber fällen, gleicht ein wenig der Rache. Wir sind unzufrieden mit uns selbst; wir tragen diese Unzufriedenheit auf die Anderen über; wir sehen sie durch diese triste Stimmung, welche das innere Mißbehagen in uns hat entstehen lassen. Uebrigens, was ist es denn für eine Schwäche unserer Vernunft, wenn die Moral in unseren Augen an ihrem Ansehn verliert, weil sie in der Welt an ihrem Credite verliert? Ist ihr denn der irdische Erfolg als eine Bestätigung oder als ein Beweis nöthig? Wird sie eine Illusion, weil einige nichtswürdige Menschen sie verkennen? Man

muß aus dieser Erfahrung schließen, daß die Welt der Schauplatz ist, auf welchem wir als edle Vertheidiger dieser verkannten Sache für sie kämpfen sollen, anstatt einer kleinmüthigen Furcht nachgebend zu fliehen! Indem wir sie zu Ehren bringen, ihr die Eroberung der Herzen zu verschaffen suchen, werden wir Alles besser fühlen, was sie Wahres und Himmlisches hat; wir werden das Bedürfniß fühlen, unsere Reden durch unsere Charakterwürde zu stützen. Welche Fortschritte verdanken nicht die Philosophie und die Wissenschaft den Widersprüchen, welche die Wahrheit oft, wenn sie hervortrat, angetroffen hat! Ihre Anhänger haben neue Wahrheiten gesammelt, welche mitten aus den Disputationen hervorgehen. Die Moral kann dieselben Früchte aus denselben Reibungen gewinnen. Kommt nicht für den tugendhaften Mann ein Augenblick, wo er durch diese edeln Kämpfe die Gediegenheit seiner Grundsätze bestätigen soll? Gleich dem treuen Diener eines vom Schicksal verfolgten edlen Monarchen wird er von einem neuen Eifer für die Moral entflammt werden, wenn er sie verkannt, verbannt, verfolgt sieht; er wird von dem Felde der Ehre, wo er sich ihrer Sache geweihet hat, noch männlicher, größer und unabhängiger heimkehren.

Ebenso wie der forschende Blick der Wissenschaft in den Scenen der Natur, deren Anblick das oberflächliche Auge der Unwissenheit nur zerstreut, eine unerschöpfliche Mine von Entdeckungen findet, so entwickelt der geistig Gebildete aus den Scenen der Gesellschaft eine Menge Lehren, die ihn bereichern. Mitten unter so vielen Irrthümern und Ausschweifungen wird er dem Leichtsinne, der Frivolität, der Schwäche ihren Theil beilegen und so die ganze Wichtigkeit der Folgen, die sie nach sich ziehen, ermessen; er wird die Verdorbenheit sehen, um mit ihren traurigen Wirkungen den oft verborgenen Ursprung derselben zu bemerken; die Intrigue, um in ihrem Erfolge selbst die ganze Niedrigkeit derselben zu beurtheilen, indem er die Mittel betrachtet, welche sie dazu geführt haben, Er wird genöthigt sein, das Laster zu sehen,

es vielleicht im Triumphe zu sehen, um allen Abscheu, der ihm gebührt, gegen dasselbe fassen zu können; aber er wird daneben auch bescheidene und verborgene Tugenden herausfinden, deren Entdeckung ihn sehr erfreut. Der Hochgebildete scheint in der Welt zu sein; aber er durchreist sie nur, ohne sich mit ihr zu vermischen oder sich darin zu verlieren. Treten wir darum mit Mißtrauen und Muth in die Gesellschaft, wandeln wir in ihr mit Behutsamkeit und Wachsamkeit, und wir werden niemals ohne Befriedigung aus ihr gehen, nicht ohne aus ihr täglich neue Vortheile für unsere Bildung in allen ihren Theilen geschöpft zu haben.

XXXIX.

Vom Familienleben.

Der Mensch handelt klug, wenn er für seine Wirksamkeit einen bestimmten Kreis festsetzt; nicht, daß er außer demselben nicht wirke, sondern daß er gewiß sein Tagewerk verrichte. Rühmt man nicht deßhalb das Berufsleben und zwar mit Recht? Wer bloß nach Willkür geschäftig sein will, der läuft Gefahr, die besten Gelegenheiten vorübergehen zu lassen, die er für sich hätte benutzen können; wer aber seiner Beschäftigung eine positive Richtung gibt, deren Grenzen und Umfang genau festsetzt, der ist versichert, daß er seinem Wohle den größten Vorschub leistet. Ganz so ist's mit dem Familienleben. Es ist schön, die ganze Welt mit seinem Herzen zu umfassen, und allen Menschen Gutes zu thun geneigt zu sein; sind aber hiezu gewisse Menschen da, mit denen man eng verbunden ist, so hat man die ausgemachten Gegenstände seiner Thätigkeit gleich vor sich, welche letztere durch die dazu kommende Liebe und Fürsorge angespornt und vermehrt wird. Welch' einen Aufschwung der Seele gibt's da, eine ganze Familie durch sein Wirken zu beglücken! welch' eine Freude sogar, auch nur als irgend ein Glied zum allgemeinen Wohle des Hauses beizutragen! Statt, daß du in die Welt hinein, wie in den Wald, schreiest, wo Niemand viel=

leicht deine Stimme vernimmt, sprich zu den Deinen, sie hören dich sicher. Statt, daß du für die gesammte Menschheit sinnen und denken, fühlen und weben willst und vielleicht Nichts leistest, schaffe im Stillen für deine Angehörigen, du thuest ohne Zweifel viel. Ein solches Wirken für das kleine Haus ist zugleich das untrüglichste Wirken für das große Haus, für den Staat, und wenn so in allen Familien, die den Staat ausmachen, gesonnen und getrachtet wird, so ist auch für den Staat gesorgt, ist's auch gut mit ihm bestellt.

Wodurch wird also sittliche Ausbildung wohl mehr befördert als durch das Familienleben? Niemand sage demnach, daß es ihm im Ernste um die erstere zu thun sei, wenn er sich selbst von dem letzteren trennt! Niemand sage, daß ihm die Wirksamkeit für ein einziges Haus zu klein sei, und daß er nur für das Große und Allgemeine sich mühen und anstrengen müsse, und daß das Vaterland sein Haus sei! Er lege erst dort die Probe ab, dann wird man auch hier auf ihn rechnen! Und — o wie weise handelt der Staat, wenn er das Familienleben aller seiner Bürger erleichtert! Es hält zwischen dem völlig-einsamen und Weltleben die Mitte, und nur auf den Mittelbahnen überhaupt ist das wahre Heil anzutreffen.

Diejenigen, welche den Hausbau und das Hauswesen fliehen, weil sie sich lieber in dem bunten farbigen Gewühle der Außenwelt bewegen, wissen zwar oft die Freiheit und Unabhängigkeit nicht genug zu rühmen, welche sie genießen; doch abgesehen davon, daß sie sich den ersten und heiligsten gesellschaftlichen Pflichten entziehen, so geht's ihnen auch dabei wie dem Einsiedler, der dasselbe wähnt und im Grunde ganz und gar von seinen eigenen Launen und Grillen abhängt. Statt sich die sanftere Abhängigkeit, welche häusliche Verbindungen mit sich bringen, gefallen zu lassen, folgen sie lieber den Eingebungen des großen Haufens, der seine Gewalt mit unbarmherziger Strenge über sie führt. Wie lächelt zur geträumten Freiheit dieser Weltsclaven der Gebildete im

Schooße seiner Familie! Unbekümmert darüber, wie die Geschmacksgebieter, die Tonangeber, die Modemeister der Menge verlangen, daß empfunden, gemeint, gehandelt, gelebt werden solle, empfindet, meint, handelt und lebt er so, wie er es für gut findet, und geräth er dabei zuweilen auch in eine Art von Dependenz von den Seinen, so versüßt sie ihm doch die Liebe. Ohne alle Bande an Menschen könnte er nicht existiren, so wählt er die, welche gleich mild, angenehm und heilig sind. Was hilft dem Familienlosen sein Reichthum? Er sage nicht: „weil ich keinen Aufwand für Hauswesen und Genossen zu machen habe, kann ich ihn desto mehr für mich selbst machen, und so viel Weltgenüsse schöpfen, als ich will“ — was hat er im Grunde von allen diesen Genüssen? Im Geräusche schöpft er sie, und wenn er sie ausgeschöpft hat, entsteht eine Leere in ihm, die er nur wieder durch andere auszufüllen suchen muß. Wem nützt er am Ende auch? Höchstens Leuten, die ihn dafür auslachen. Im Familienleben hingegen ist allein nur eine Freude zu finden, die geweihet, ein Genuß, der geadelt ist. Es ist auch ein Irrthum, wenn man meint, daß der Werth und das Vergnügen des menschlichen Umgangs nur mit der Größe und Weitläufigkeit desselben steige. Je zahlreicher vielmehr die Gesellschaft ist, desto mehr finden Zurückhaltung, Verschlossenheit, Argwohn und Mißdeutung in ihr Platz. Man ist sich nahe und doch von einander fern. Nur mit erprobten und wahren Freunden lebt sich's traut und herzlich; Heil also dem Familienleben! Da braucht man, um einmal in recht inniger Gesellschaft zu sein, nach solchen Freunden nicht erst zu gehen, oder sie erst zu sich einzuladen, sondern man hat sie schon um sich, jederzeit um sich. Da kennt man einander genau, und hat sich in einander schicken gelernt; da sympathisirt man unter sich über Alles und weiß nichts vom Geiste des Widerspruchs; da traut man sich gegenseitig ganz, braucht man seine Absichten nicht zu verhehlen, nicht seine Worte auf die Goldwage zu legen, darf sprechen, wie man denkt, und kann sein ganzes Herz

gegen einander ausschütten. Durch die engsten Verhältnisse, in denen man da miteinander steht, fühlt man sich zur gegenseitigen Theilnahme im höchsten Grade genöthigt, und die gleichsam zur Natur gewordene Zärtlichkeit für einander stärkt noch immer mehr darin. Was Jeder hat, das glaubt er nur für Alle zu haben; was den Einen trifft, das fühlen die Uebrigen insgesammt, als wenn es sie träfe. Da ist kein Eigennutz, kein Stolz, kein Neid, keine Schadenfreude, die in den Gesellschaften der Welt so viel Unheil anrichten. Sincerität und das herzlichste Wohlwollen gegen einander herrschen durchgehends. Einer kommt dem Andern dienend zuvor, man nimmt die erhaltenen Liebesdienste mit gerührter Seele auf. Man erfreut und tröstet gern, und läßt sich dankbar trösten und erfreuen. In der Noth aber erst steigt der Werth des Familienlebens auf's Höchste. Wer da auf Beihülfe der Vielen rechnet, mit welchen er wechselseitig, bald heute, bald morgen lebte, der wird sich bitter getäuscht finden. In den großen Weltgesellschaften wird er, wenn er nicht mehr erscheint, kaum vermißt oder doch bald vergessen. Ein Andrer nimmt seinen Platz da ein; man gedenkt seiner höchstens noch einmal als eines Vorgängers, der durch seinen Nachfolger bereits ersetzt worden sei. So rächt sich das Familienleben an dem, der es verschmähete, und der ihm das nach seinem Dafürhalten freiere Weltleben vorzog.

Die Tugend hat als eine zärtliche und wachsame Mutter für die Interessen des der Verirrung am meisten unterworfenen Gefühls dadurch gesorgt, daß sie es unter die Schutzwache der guten Sitten stellt. Auslegerin der Natur hat sie aus diesem Gefühle den Vorläufer der Familienliebe gemacht. Sie wird fortwährend die süßen Bande, aus welchen diese neuen Zuneigungen bestehen, an sich anknüpfen. Indem sie unter dem väterlichen Dache ihren Sitz nimmt, gibt sie ihm ihre Hausgötter; sie erscheint, und in ihrer Gegenwart ist Alles voll Leben und Frieden; eine neue Sprache bildet sich zwischen den Herzen, die

sich schon so gut verstehen konnten. Welches Siegel ist dem Vertrage der Ehe aufgedrückt! welche Gewähr ihrer Versprechen! welche Achtung in der Zärtlichkeit! welche Hingebung, welche Innigkeit, welche Treue! Sehet da jene beiden gebildeten Gatten, deren Bund unter solchem Schirme geschlossen wurde, die sich verbanden um immer besser zu werden; sehet da, wie sie in der Laufbahn des Lebens vorschreiten, durch die Verschmelzung ihrer edeln Gefühle und guten Handlungen sich gegenseitig ermuthigend, belohnend, und dies reiche Erbtheil in das gemeinschaftliche Erbgut schüttend. Der Blick, welchen sie auf ihre Kinder werfen, belebt von der himmlischen Liebe zum Guten und noch beredter als der mütterliche Blick, wenn er seine ganze Zärtlichkeit athmet, drückt einen süßen Stolz, Hoffnungen einer höheren Art aus; er ruft diese so theueren Wesen auf die Pfade des Guten, er sieht sie mit einer unschuldigen Freude dieselben schon betreten. Welch ein Tonspiel ist das Tonspiel dieser so einklangsvollen Stimmen, die zusammen die Lobgesänge der Gerechtigkeit erscheinen lassen! Welch ein Schauspiel ist das des himmlischen Strahls, der in dem Schooße des Familiengemäldes leuchtet, der so auf das Meisterwerk der Natur herabsteigt! Es ist der Familienliebe eigenthümlich, daß sie erhöhet, was als das Alltäglichste erscheint; diese einzelnen Verhältnisse im Kleinen, diese täglichen, gewohnheitlichen Verhältnisse, welche das häusliche Leben ausmachen, und die die Gewohnheit monoton zu machen suchte, welche die bloß triebmäßigen Zuneigungen lau gemacht, die Gaukeleien der Phantasie entzaubert hätten, empfangen von ihr einen immer neu entstehenden Reiz und ein immer neues Interesse; sie bieten ihr die Gelegenheit dar, sich unaufhörlich aufzuopfern, sich unbemerkt aufzuopfern, sich in der Gegenwart und Zukunft aufzuopfern; Billigkeit, Vertrauen und Erkenntlichkeit, Alles findet sich, verschmilzt darin, unter tausend Gestalten und jeden Augenblick; der Schleier der Verborgenheit, der alle diese Schätze bedeckt,

macht sie noch köstlicher; sie bestehen für Alle, sie bestehen besonders oft in den mittleren Ständen; je weniger man der Güter der Erde theilhaftig wird, desto mehr kann man sich Einer dem Andern hingeben durch die wechselseitigen Opfer und die unaussprechlichen Gaben des Herzens.

„Nur unter den Guten gibt es Freundschaft", hat der Weise von Tusculum gesagt, dieser Weise, dessen Betrachtungen durch eine so große Erfahrung der menschlichen Dinge erläutert wurden. Nicht als ob sich nicht auch unabhängig von den bloß durch das Interesse geschlossenen Verbindungen ein geheimer Einklang der Herzen bildete, der durch eine gegenseitige und aufrichtige Hingebung genährt wird, dessen selbst die Schlechten zuweilen fähig sind. Die Uebereinstimmung des Geschmacks, die Verhältnisse der Gewohnheit errichten hier und da Schattenbilder der Freundschaft; die Gesetze der öffentlichen Meinung leihen ihnen eine Grundlage der Treue, die man ohne Schande nicht würde brechen können, und die Ehre gibt ihnen eine Stärke und Beständigkeit, welche ihnen zu erhalten das Gefühl nicht immer hinreichen würde. Aber dieser Einklang umfaßt nur erst die Oberfläche unser selbst. Es ist nun der Liebe zum Guten möglich und gestattet, daraus einen innigen Bund der Seelen zu errichten, weil sie allein das Edelste und Tiefste, was es in den menschlichen Fähigkeiten gibt, in denselben einführt.

Mögen in den Banden, die von unserer Wahl abhängen, die besten und edelsten Absichten beständig im Auge behalten werden! Möge über unsere innigsten Verbindungen eine weise Behutsamkeit und eine klare Unterscheidungskraft walten! Mögen wir uns nie selbst anzuklagen haben, daß wir in den Verbindungen, die wir angeknüpft, unbesonnen und blind gewesen sind, und uns deßhalb nicht ewig zu beklagen haben, daß wir in unseren Gefühlen,

Erwartungen und Hoffnungen getäuscht worden sind!

Alle Diejenigen, welche dem Familienleben fern geblieben, werden am Ende, wenn die Tage kommen, die sie nicht mögen, ihre frühere Abneigung gegen dasselbe selbst verwünschen. Aus Pflichtenscheu wollten sie nichts von Menschen wissen, die sie die Ihrigen nennen müßten; so gibt's nun auch kein menschliches Herz, das von letzten Pflichten gegen sie weiß. Keine Thräne fließt für sie, als die sie selbst weinen. Ihren gedungenen Wärtern fehlt's an der Theilnahme, die nur tiefeingewurzelte dankbare Liebe einflößt. Nur sie weiß und wird nicht müde zu warten.

Allerdings ist deßhalb unter allen Geheimnissen des Schmerzes das tiefste dasjenige, wenn man das grausame Lebewohl des Wesens empfangen muß, dem man sein Leben weihete, wenn man auf die Wonne, für dasselbe zu leben, verzichten muß; wenn man die Töne der Stimme, welche zum Guten erweckte, nicht mehr hören, die Hand, welche auf die Pfade der Pflicht führte, nicht mehr halten, sein Herz nicht mehr in ein vortreffliches Herz ausschütten kann; wenn man das lebendige und gefühlvolle Bild, in welchem sich die Tugend selbst, um sich sehen und hören zu lassen, verpersönlicht zu haben schien, verschwinden sieht. Gibt es eine Erklärung für diese letzte Prüfung? — Ja, auch in ihr noch liegen allerdings strenge, aber erhabene Lehren eingeschlossen; sie werden fruchtreich für die sein, welche ihrer würdig sind. Der Schmerz soll nämlich in der That unsere Vervollkommnung vollenden. Die Abschiede der tugendhaften Herzen sind Versprechungen; die Glieder der Familie stehen noch in der Abwesenheit mit einander in Verbindung; sie finden sich da wieder, wo der Herd der Liebe, der Gipfel der Vollkommenheit ist. Wenn es ein Märtyrerthum des Herzens gibt, so gibt es auch eine Palme für dies Märtyrerthum: sie wächst auf den Grenzen zwischen der Erde und dem Himmel; dahin werden sie gehen und sie pflücken.

Und sowie nun ein gewisser Grad von Erziehung und Bildung dazu gehört, das Familienleben zu einem glücklichen und beglückenden zu machen, so empfangen wir neben den unzähligen Winken zur Förderung derselben grade aus dem Familienleben diejenige höchste Lehre, welche gleichsam das Ziel und Ende ist unserer Erziehung und Bildung.

Das Greisenalter.

XXX.

Ueber den Wunsch alt zu werden.

Der Wunsch, in die höheren Jahre des menschlichen Lebens hinaufzurücken, ist ebenso allgemein als natürlich. Er hat seinen Grund in dem dem Menschen tief eingepflanzten Triebe — zum Leben. Allerdings treffen wir Menschen an, bei welchen sich jener Wunsch nicht zu finden scheint, die es uns wohl gar laut und unumwunden sagen: daß sie nicht verlangten alt zu werden. Indessen ist die Zahl dieser verhältnißmäßig sehr beschränkt, und sie würden sich gewiß an Diejenigen, welche das Greisenalter erreichen möchten, anschließen, wenn sie nicht gar zu sehr verstimmt wären, wenn sie sich von der irrigen Meinung heilen ließen, als sei es ein Merkzeichen des Gerechten und Tugendhaften, wenn man dies Leben unterschätzt und in ein anderes besseres bald zu kommen verlangt.

Wer alt zu werden wünscht, lege sich vor Allem die Frage vor: warum er diesen Wunsch in sich nähre? Auf die Stimmen unserer Betrachtung müssen wir jederzeit zurückgehen, um uns deutlich den wahren Werth unseres Verlangens zu vergegenwärtigen. Viele tragen jenes Verlangen in sich und äußern es oft; wenn

XXXX.

Ueber den Wunsch alt zu werden.

Der Wunsch, in die höheren Jahre des menschlichen Lebens hinaufzurücken, ist ebenso allgemein als natürlich. Er hat seinen Grund in dem dem Menschen tief eingepflanzten Triebe — zum Leben. Allerdings treffen wir Menschen an, bei welchen sich jener Wunsch nicht zu finden scheint, die es uns wohl gar laut und unumwunden sagen: daß sie nicht verlangten alt zu werden. Indessen ist die Zahl dieser verhältnißmäßig sehr beschränkt, und sie würden sich gewiß an Diejenigen, welche das Greisenalter erreichen möchten, anschließen, wenn sie nicht gar zu sehr verstimmt wären, wenn sie sich von der irrigen Meinung heilen ließen, als sei es ein Merkzeichen des Gerechten und Tugendhaften, wenn man dies Leben unterschätzt und in ein andres besseres früh zu kommen verlangt.

Wer alt zu werden wünscht, lege sich vor Allem die Frage vor: warum er diesen Wunsch in sich nähre? Auf die Quellen unserer Denkungsart müssen wir jederzeit zurückgehen, um nach denselben den wahren Werth unsres Verhaltens zu beurtheilen. Viele tragen jenes Verlangen in sich und äußern es oft; warum

Nach Heydenreich.

wohl? Bloß um leben, vielleicht recht bequem, gemächlich und sorgenlos leben zu können; um ihre Lieblingsfreuden und Thorheiten recht lange zu genießen; um, als müßige Zuschauer, bei den wichtigeren oder unwichtigeren Ereignissen der Zeit den lang erwarteten und immer noch entfernten Ausgang derselben zu sehen; um ihre entworfenen Pläne, zu welchen ihr unruhiger Geist immer neue hinzufügt, auszuführen, um sich länger in einer Entfernung von jener Welt zu erhalten, die sie nicht kennen und schätzen. Wie unlauter ist der genannte Wunsch, wenn er aus diesen oder anderen ähnlichen Ursachen hervorgeht! — Andere sehen mit Verlangen zu den höheren Stufen des Lebens hinauf; weßwegen? Weil es ihnen darum zu thun ist, ihren Verstand und ihr Herz durch den gehörigen Gebrauch der ihnen verliehenen vielen Mittel fortan aufzuklären und zu bessern; weil sie gern, soweit sie es vermögen, zu dem allgemeinen Wohle recht viel beizutragen vorhaben; weil sie in den besonderen Verhältnissen, in welchen sie mit Anderen stehen, diesen, für deren Wohl ihr gutes Herz so viel empfindet, weiter Freund, Versorger, Führer, Lehrer und Beispiel sein möchten, also, weil sie durch eine möglichst vollkommene nützliche Anwendung ihres Lebens auf ein anderes höheres sich vorzubereiten bemüht sind. Wie beifallswerth erscheint uns so jener Wunsch!

Aber auch die in ihren Quellen reinsten Wünsche müssen sich in dem schönen Geleise der Mäßigung zu halten suchen. Sie dürfen nie so heftig werden, daß der sehr natürlich sich uns aufdrängende Gedanke an einen früheren Abschied von den Verhältnissen, in welchen wir stehen, von den Verbindungen, die uns inniger an Andere fesseln, einen beunruhigenden, fast quälenden Einfluß auf unsre Gemüthsruhe und Geistesheiterkeit habe. Jeder gute und auch der Wunsch, von welchem hier die Rede ist, ist kein wirkungsloser, es ist ein lebendiger, wirksamer Wunsch. Als ein solcher kann und soll er sich zeigen, wenn wir unsre wichtige Bestimmung oft überdenken und nie aus den

Augen verlieren; wenn wir an unsrer geistigen Ausbildung, soweit unsre Kraft reicht, standhaft zu arbeiten uns beeifern; wenn wir in dem Wirkungskreise, welchen wir inne haben, gewissenhaft und unverdrossen für das allgemeine Beste und die Wohlfahrt der Unsrigen thätig sind, auch aus inniger Dankbarkeit gegen den Allgütigen, welcher den Wunsch, lange zu leben, in uns legte, und diesem eine so viel wirkende und wohlthätige Kraft verlieh und es uns möglich machte, bis hierher unser Leben erhalten zu können.

XXXXI.

Das Alter, an sich, gibt keinen Werth.

Man findet, häufiger, als man es wohl glauben sollte, Bejahrte, die schon deßwegen einen gewissen Werth sich beilegen, weil sie älter sind, als viele Tausende ihrer um sie herum lebenden Mitmenschen. Sie nähren einen gewissen in sich selbst verborgenen Stolz; sie zeigen ihn in ihren Reden und Handlungen, und es wird derselbe um so sonderbarer, auffallender, hartnäckiger und schädlicher, je mehr sie sich einbilden, ein vorzüglicher Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens darum schon zu sein, weil Gott sie eine so hohe Stufe des menschlichen Alters hat erreichen lassen. Es ist dieser Dünkel ganz ungegründet. Daß wir vielleicht zu den Wenigen gehören, welche so viele Bewohner des Wohnorts und der ganzen Umgegend vor sich heimgehen sehen, dieß gibt uns, an sich, durchaus keinen Werth. Gäbe es uns denselben, was würde wohl daraus folgen? Das, daß der Mensch auf ein Gut stolz sein könnte, zu dessen Erlangung er oft gar Nichts beigetragen hat; daß auch der Vorzüge vor Anderen haben müßte, der aus den unlautersten Absichten um den Besitz derselben sich bemühete; daß man den im entehrenden Dienste der Vergehen Ergrauten mehr als den jüngern rechtschaffenen Mann hochachten

müßte; daß die Millionen, welche nicht bis zu dem weitgesteckten Ziele hinauskamen, bloß deßhalb, weil sie nicht so weit gelangten, weniger Schätzung verdienen. Aber gegen alles dieses erklärt sich das sittliche Gefühl eines Jeden so stark, daß es uns mit Angabe der deutlichsten und bündigsten Gründe zuruft: wir selbst müssen das Alter erst ehrenvoll für uns zu machen suchen; die Denk- und Handlungsweise des Menschen muß es bestimmen, ob, inwiefern, und inwieweit er achtungswürdig sei! Ein Bejahrter, welcher als ein Solcher kühn und stolz über Andere sich hinwegsetzt, stellt den Werth seines Verstandes vor allen richtiger Urtheilenden in den Schatten; denn er zeigt ihnen nur zu klar, wie wenig er in einem so langen Zeitraume, aller ihm verliehenen Mittel und Gelegenheiten ungeachtet, fähig geworden sei, ein wahres, natürliches Urtheil über sich selbst zu fällen; in welche Vorurtheile er sich verstrickt habe; wie sehr also er an Jahren ein Greis, am Verstande ein Kind sei! —

Wäre dieses Vorurtheil nur nicht so überaus nachtheilig! Unser Fleiß, den wir auf die Bildung unsres Verstandes und Herzens wenden, unser Bemühen, den Forderungen der gesunden Vernunft zu entsprechen, wird nur dann recht sein, wenn wir dieß Alles selbst bewirken zu müssen glauben und diesem Glauben gemäß thätig sind und bleiben. Wer sich aber einbildet, daß irgend etwas außer ihm dieß Alles schaffe und gleichsam ein Ersatz für seine unterlassene eigene Thätigkeit sei, wird in der Beförderung seiner Tugend, Gemüthsruhe und Glückseligkeit unthätig zurückbleiben und zu spät es einsehen, daß er sich höchst verschuldet täuschte.

Ebenso schädlich wirkend ist jener Wahn auch für Andere überhaupt und besonders für Diejenigen, mit welchen der Greis näher verbunden ist. Schon sein Beispiel, seine Grundsätze und die Aeußerung derselben üben einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die, welche gewohnt sind, ihre Denk- und Hand-

lungsweise, nicht von den allein gültigen Regeln des Rechts und der Ordnung sondern von dem Beispiele Anderer abhängig zu machen. Sie sind wenigstens allemal der großen Gefahr ausgesetzt, wie er, ihren Selbstwerth nicht durch sich selbst zu schaffen und zu erhalten, sondern denselben nach dem bloßen Besitz meistentheils sehr zufälliger Dinge zu bestimmen. Aber auch das Verhältniß, in welchem man mit einem sonderbar dünkelvollen Greise steht, ist sehr lästig und peinigend. Stolz auf sein Alter, sieht er mit Verachtung auf die, welche an Jahren weit hinter ihm stehen; fordert mit stillem oder sprechendem Eigensinne Höflichkeitsbezeigungen, die man so oft und in dem Grade, in welchem er es verlangt, nicht leisten kann; macht auf sogenannte Liebesdienste Anspruch, so unwerth er sich derselben durch sein anderweitiges Betragen auch zeigen mag; führt eine drückende Herrschaft über alle Jüngere, die mit ihm in irgend einer Verbindung stehen; immer ist das Motto, mit welchem er seine Wichtigkeit haltbar zu machen sucht: bin ich doch so alt! älter als ihr Alle! Wer einen tiefern Blick in die engeren bürgerlichen, amtlichen, häuslichen u. s. w. Verhältnisse seiner Mitmenschen gethan hat, wird finden, daß ein von seinem Aeltersein aufgebläheter Thor die Ruhe und Zufriedenheit stört; daß er das leidige Werkzeug wird, durch welches länger oder kürzer dauernde üble Auftritte erzeugt, erhalten und vermehrt werden.

Sollte denn aber nicht der allgemeine Glaube für die Würde des Menschen sprechen, welche sich auf ein höheres Alter gründet? Auf keinen Fall! Der allgemeine Glaube hat, an sich, so wenig Werth, als das bloße Alter; es muß erst untersucht werden, ob er auf Gründen ruhet, welche die gesunde Vernunft billigen kann. Ist dieß nicht, so fällt er, wie ein morsches Gebäude, in sich selbst zusammen, und sein Einsturz wird warnend für Jeden, der ein flüchtiger, vorlauter Bewunderer desselben war. Und wo ist ein Gesetz in einem cultivirten Lande,

welches dem Greise, als Solchem, auch dem Unwürdigen einen höhern Werth beilegen sollte? Ist nicht selbst das natürliche Sträuben Derer, die durch die eingebildeten Vorzüge des auf sein Aeltersein stolzen Menschen leiden, ein sprechender Beweis dafür, daß die Vernunft erträumte Rechte nicht anerkennen will und kann? —

XXXXII.

Was geziemt sich für den Greis nicht?

Der Greis, der es nicht sein will — fragt ihn, in welchem Lebensjahre er stehe? und er wird ein gewisses Unwillen verrathendes Stillschweigen anstatt der Antwort beobachten; oder er wird kurz und hastig ein bestimmtes Jahr erlügen; oder er wird mit sanfterer Stimme und mit seriösem Ernste eine weit geringere Zahl von Jahren angeben. Er fühlt es nicht, oder er will es nicht fühlen, daß sein Silberhaar und die Furchen seiner Wangen seine eigenen Verräther seien; ihm ist es genug, sich durch seine Antworten, womöglich, zu verjüngen. Woher doch wohl diese wunderliche Denk- und Handlungsart? Meistentheils liegt eine gewisse Eitelkeit derselben zum Grunde, die von dem Vorurtheile erzeugt und genährt wird, als interessire das jüngere Alter mehr als das ältere.

Der Greis, ein ängstlicher Beobachter des übertriebenen Ceremoniells. Die Beobachtung der gewöhnlichen Regeln der Courtoisie, durch welche man Anderen die ihnen zukommende äußerliche Achtung beweist, liegt Jedem ob; daß aber sich auch hier Uebertreibungen und Künsteleien eingeschlichen haben, ist Jedem bekannt. Man ist geneigt, dem jüngeren, feurigern, flüchtigern Menschen dieses Zuweitgehen zu vergeben; aber von dem ernstern Alter erwartet man es nicht, und findet man es, so nimmt man es in der Beurtheilung genauer mit

demselben. Das Erzwungene, Unnatürliche, die exorbitanten Complimente, fallen bei ihm doppelt auf, verrathen einen eiteln hochmüthigen Sinn und machen einen odiösen Eindruck auf Andere.

Der Greis, unersättlich in dem Genusse sinnlicher Vergnügungen. Man erwartet dieß Uebermaß bei ihm um so weniger, da man ein gereiftes Urtheil über die Beschaffenheit der Dinge, eine weise natürliche Entfernung von rauschenden Gesellschaften, mehr Liebe zu den verhältnißmäßig kleineren heiterer Freunde voraussetzt. Man ist nachsichtiger gegen den weniger rigorösen, die Grenzen des erlaubten Genusses überschreitenden Jüngern, der leichtfertig an den Gegenständen vorüberhüpft; man schließt aber auf eine Verwöhnung des Bejahrten, welche selbst die längere Zeit nicht heilen konnte, auf die verabsäumte Bekämpfung gewisser Fehler, aus welchen jene Unersättlichkeit entsteht.

Der Greis, als enthusiastischer Theilnehmer an sogenannten Welthändeln, an Verdacht erregenden, Anstoß gebenden Verbindungen mit Anderen. Wohl kann und soll Jeder, auch er, an allen wichtigern, nähern und entferntern Weltbegebenheiten so Antheil nehmen, daß er über den Ursprung, die Beschaffenheit und etwaigen Folgen derselben nachdenkt und mit Vernünftigen darüber zweckmäßig conversirt. Aber wie, wenn er nur zum Zeitvertreibe, zur faden parteinehmenden Geschwätzigkeit herabsinkt? wie, wenn er Jeden zur Opposition auf den Kampfplatz führt, der nicht, wie er, Alles ansieht und auffaßt? wie, wenn seine Radotage in wahre Ungerechtigkeiten oft gegen die würdigsten Männer ausartet? — Umgang mit Personen von anerkannt schlechtem Charakter oder von sehr zweideutigem Rufe kann und soll Jeder fliehen. Bei dem Bejahrten verstärken sich gleichsam die Pflichten dazu, man mag nun auf seine vermehrte Menschenkenntniß oder auch nur auf den Einfluß sehen, den er als Greis haben soll. Und doch,

wo ist ein Ort, an welchem man nicht Bejahrtere antreffen sollte, welche nicht in den gerügten Verbindungen stehen? Es ist dieß um so einleuchtender tadelnswerth, da es ja an guten, achtungswürdigen und für ihn schicklichen Personen nicht fehlt, da es nur von ihm abhängt, ob und wie er wählen will. Warnend ist es vorzüglich, wenn man Bejahrtere bemerkt, die sich von Denen nicht trennen können oder wollen, in deren näherem Umgang sie eine lange Reihe von Jahren hindurch schlecht dachten, redeten und handelten.

XXXXIII.

Ueber Thätigkeit und Unthätigkeit im Alter.

Auch das höhere Alter entehrt eine völlige Unthätigkeit und sie schadet demselben. Entehrt — wir haben Greise kennen gelernt, welche nach dem Maße ihrer Geistes- und Körperkräfte noch hätten thätig sein können, sie waren dieß aber so wenig, daß sie vielmehr dem Nichtsthun sich hingaben und so in die Reihe achtungsloser Menschen traten. Geht man den Quellen dieser Geschäftslosigkeit nach, so ist es bald Verwöhnung aus der Vergangenheit herrührend, bald Unzufriedenheit mit der verminderten Kraft, man kann nicht mehr das thun, was man ehedem that und noch zu thun wünscht, und timonisch wirft man sich in die Arme der Gemächlichkeit. Zuweilen ist es auch ein träges Zufriedensein mit dem, was man erarbeitet oder gewonnen hat; man hat genug, was soll man sich noch abmühen! Aber verräth nicht ein Solcher, daß ihn bloß Gewinn bei seiner Thätigkeit leitete, daß er keinem edlern Motive folgte? — Bald ist's ein heimlicher oder offener Neid bei der größeren Munterkeit und Kraft Anderer. Man überträgt demnach ihnen alle Beschäftigung, und erklärt sich ganz laut dabei: ihr sollt und müßt arbeiten, ich habe es ebenfalls lange genug gethan! — Die Wirkungen einer so unrühmlichen Geschäftslosigkeit machen das Entehrende derselben noch anschaulicher. Zweierlei bemerken wir

besonders. Solche Bejahrte geben sich dem mehr geselligen Leben preis, verfallen hier und da in mancherlei Thorheiten, und setzen so in den Augen Anderer ihr Alter herab. Oder sie leben eingezogener, sitzen durchaus müssig auf ihrem Lehnstuhle, oder gehen mehr gedankenlos oder mechanisch in ihrem Hause umher; in diesem Falle machen sie Alles, Personen und Sachen, zum Gegenstande ihres voreiligen, übertriebenen und wehethuenden Tadels. Der unbeschäftigte Greis schadet sich auch selbst dadurch, daß er die Beschwerden und Leiden des Alters desto mehr fühlt, indem er sie gleichsam anstarrt, sie sich greller macht, als sie in der That sind, und leidet dadurch in seiner überspannten und kranken Einbildungskraft außerordentlich. Er soll deßhalb, so lange er es vermag und so weit seine Geistes- und Körperkraft geht, fortarbeiten, geschähe es auch mit vermindertem Feuer, mit geschwächter Kraft, mit geringerem Erfolge. Ehrwürdig ist uns immer der Greis, welcher in dem gesellschaftlichen, bürgerlichen und häuslichen Leben entweder allein oder in dem Kreise jüngerer Mitarbeiter von dem Reste seiner Kräfte einen rechten Gebrauch zu machen sucht, und mit dem größten Vergnügen lesen wir die Biographien der Bejahrten, welche, so viel und so lange die göttliche Vorsehung es ihnen möglich machte, auf ihrem Posten und in ihrem Berufe blieben und denselben nicht ohne Schmerz verließen. Allein es gibt auch Greise, welche, oft aus Ruhm- und Geldbegierde, da thätig sein wollen, wozu sie schon zu relachirt sind, und auf keine Stimme des gutmeinenden Freundes hören. Je größer der Wirkungskreis ist, in welchem sie leben, je mannigfaltiger die damit verbundenen Pflichten sind, je mehr von ihrer bestimmten Thätigkeit das Wohl Anderer abhängig ist, desto bedenklicher wird alsdann ihr Verbleiben in derselben. Ueberaus sonderbar ist es aber, wenn man im Greisenalter mit Tenacität noch neue, schwere Bürden sich auferlegt, neue, weit hinausgehende Projecte entwirft und so handelt, als wäre man erst in das rüstigere Mannes-

alter eingetreten. Diese wunderliche Geschäftigkeit mag sich dann und wann auf die Frische und Rüstigkeit gründen, deren sich der Bejahrte vor vielen Anderen, welche mit ihm in gleichem Alter stehen, zu erfreuen hat; sie mag von der täuschenden Vorstellung ausgehen, daß seine Feierabendglocke noch lange nicht läute; sie mag von der Liebe, die man von jeher zu einem emsigen Leben in sich nährte, herrühren; es mag ein natürlicher und durch gute Gründe unterstützter Drang sein, der Welt überhaupt und den Seinen insbesondere noch zu nützen: paradox bleibt es immer und dieß um so mehr, je unlauterer die Beweggründe sind, die dabei obwalten. Und das ist oft der Fall! Eine bloß leidenschaftliche, von Eigennutz genährte Geschäftigkeit ist es, die dem Greise eigen ist, welcher als Solcher noch so viel übernimmt. Wenn nur der Nachtheil nicht so groß wäre, welcher den so Handelnden selbst und die, welche mit ihm in einer näheren Verbindung stehen, trifft! Er wirft sich gleichsam in ein Meer von Sorgen, Mühen und Anstrengungen, welche ihm seine Gemüthsruhe rauben und ihn nicht selten in viele sein Leben verkürzende Alterationen versetzt. Unordnungen verschiedener Art richtet er in dem größeren Kreise der Gesellschaft an, welcher er zugehört, in dem kleinern, dessen Glieder durch die innigen Bande des Blutes und der Freundschaft mit ihm verbunden sind; oft tragen sie nach seinem Tode noch die Lasten, welche er durch unüberlegte Unternehmungen, in die er sich einließ, ihnen auflegte, und so schwächt er die Gefühle der Veneration, mit welchen man sich seiner würde erinnert haben, hätte er mäßiger, vorsichtiger und seinem höhern Alter entsprechender gehandelt.

XXXXIV.

Wodurch sichert sich der Greis die Liebe und Achtung der Seinen?

Folgende Antworten dürften wohl diese Frage genauer erörtern:

Wenn er sich denselben, bevor er in das Greisenalter tritt, achtungs- und liebenswürdig zu machen sucht. Im Allgemeinen geschieht dieses durch ein musterhaft gutes Verhalten. Es sehen das die Seinen, sie lernen es gebührend schätzen, sie schlagen den Werth desselben um so eher an, je gereifter und fähiger ihr Verstand wird, über ihn nachzudenken. Es ist eine traurige Lage, in welcher sich der Bejahrte befindet, den bei gegebenen Veranlassungen die Seinen an die Fehler und Thorheiten erinnern, deren er sich ehedem schuldig gemacht hat. Besonders geschieht es durch eine zwar ernste doch liebreiche und zweckmäßige Erziehung, die er ihnen zu geben bemüht ist. Wir bemerken, daß die strenge, harte, auf Eigensinn und Launen beruhende, fast an Grausamkeit grenzende Erziehung unter anderen übeln Folgen auch die hat, daß man solche Erzieher später verachtet und sie mit Vorwürfen überhäuft. Aber auch die zu laxe, verzärtelnde, die Fehler übersehende und oft dadurch die Liebe der Jüngern sich erwerben wollende Erziehung hat dieselbe nachtheilige Wirkung. Wie urtheilt mancher sogenannte Mutter-

oder Vater-Sohn, manche Tochter über die schwachen Erzieher, die sich an ihnen vielseitig versündigten!

Wenn er die erwachsenen, gereiftern, mehr selbständigen und selbstthätigen Seinen als Solche behandelt. Es ist eine gewisse Schwäche, oder ein gewisser Stolz, wenn Bejahrte ihre herangewachsenen, geistig und körperlich ausgebildeten, in bestimmten Wirkungskreisen lebenden, oft sie selbst rühmlich übertreffenden Freunde, Anverwandte und Kinder noch so behandeln, als wären sie noch minorenn, unerzogen, noch nicht genug herangewachsen. Dadurch stellen sie sich in den Augen der Ihrigen als Vorurtheilsvolle, Herrschsüchtige, Dominirende und von sich selbst Eingenommene dar, rauben sich dadurch deren Theilnahme und Anhänglichkeit und unterwühlen den Frieden und die Eintracht der ganzen Familie.

Wenn er sich nicht unberufen, voreilig und schädlich in die besondern Angelegenheiten der Seinen mischt. Der lebhaftere, unruhige, gern Alles allein disponirende und durchgreifende Greis macht es gern so. Er übersieht dabei, daß er zwar ein wichtiges Glied im Kreise der Seinen ist; daß aber diese ihnen eigene Lagen, Verhältnisse, Angelegenheiten u. s. w. haben, und daß er durch Alter und Schwäche von denselben getrennt, bald nur näherer oder entfernterer Zuschauer ist, bald nur, insofern man ihn einladet, Theil nimmt, allemal aber mehr sich selbst und seinen eigenen Angelegenheiten lebt.

Wenn er in seinen Anforderungen an die Seinen, in Bezug auf Höflichkeitserweisungen, Wartung und Pflege, oder selbst geringfügigere Dinge, nicht zu weit geht. Wenn der Bejahrte von den Seinen Urbanität fordert, so vergesse er nicht dabei, daß weder sie noch eine gewisse Politesse, sondern das, was man für ihn thut, die Hauptsache sei; daß Höflichkeitserweisungen sich nicht erzwingen lassen; daß überspannte Ansprüche auch in diesem Punkte und ein zu zartes, Eigensinn erzeugendes Gefühl die, welche um uns sind, noch mehr

verstimmen; daß zuvorkommende Artigkeit Andere, auch die Unsrigen, außerordentlich gewinnt und zu einer ähnlichen Begegnung ermuntert. — Wenn der Bejahrte Wartung und Pflege von den Seinen verlangt, so übersehe er dabei ja ihre Lagen und Umstände nicht; wie gern leisteten sie so oft mehr, wenn sie nur könnten! — In verhältnißmäßig geringfügigen Dingen muß er auf Manches gern resigniren und sich selbst beherrschen lernen.

Wenn er zufrieden und dankbar für jeden erhaltenen Liebesdienst zu sein sucht. Es gibt Greise, welche einseitig bloß bei dem: „es ist Pflicht und Schuldigkeit der Meinen!" stehen bleiben; welche dieß gegen die Ihrigen und gegen Fremde laut und ungenirt äußern; welche heimlich bei den Nachbarn, Bekannten u. s. w. sich beklagen, wenn nicht Alles nach ihren Köpfen geht; welche sich aufwarten lassen von früh bis spät, und wohl denen, die es thun, mit irgend etwas eine Freude machen und sich in dieser Weise gegen sie revanchiren könnten, es aber unterlassen; welche immer redselig dann sind, wenn sie die Ihrigen an das erinnern, was diese früher von ihnen erhielten oder noch zu erwarten haben dürfen. Können solche Bejahrte sich wundern, wenn Ehrerbietung und Liebe ihnen nur oft zu Theil werden? Von der Zufriedenheit und Dankbarkeit kann sich kein Greis freisprechen; diese natürlichen Tugenden sind Pflicht, gewinnen die Herzen Anderer, verschönern unsern Charakter, und machen Jeden, der Sinn für einen solchen trefflichen Charakter hat, geneigt, ihn zu schätzen und ihm Beweise der excitirenden Werthschätzung zu geben.

Wenn er die Schwächen und Unvollkommenheiten der Seinen tragen lernt. Oder wird etwa damit etwas ausgerichtet und gebessert, wenn der Bejahrte leidenschaftlich und häufig gegen die Fehler der Seinen, besonders derer, die aus anderen Familien in den Cirkel seiner Familienglieder übergegangen sind, sich erklärt und mit einer gewissen Verbissenheit

jene ihnen recht fühlbar zu machen sucht? Die Natur der Sache und die Erfahrung mag hier entscheiden. Moquerie macht Jeden, besonders den Greis unleidlich, unausstehlich. Hat denn der Bejahrte nicht auch seine Fehler? kommen die seiner Angehörigen nicht oft auf seine Rechnung? reizt er nicht durch die versagte Duldung ihren Unwillen noch mehr, und hat nicht in vielen Fällen die Sanftmuth und Schonung des Greises eine siegende, bessernde Kraft?

Wenn er sich dem Gefühl seiner etwaigen Leiden und dem daraus entstehenden Mißmuth nicht so ganz und so sehr hingibt, daß er den Seinen durch öfteres Hererzählen und durch Klagen über sie lästig wird. Der Bejahrte fühlt die Beschwerden des Alters; er kann und soll diese unangenehmen Gefühle nicht in sich verschließen; er kann und soll sie Andern mittheilen und dadurch sich Erleichterung verschaffen. Aber, wenn er zu empfindsam ist; wenn er nicht Herr über kleinere, natürliche, unabänderliche Uebel wird; wenn er jeder Mißstimmung sofort Denen, die ihn umgeben, auf eine Ungeduld, Trübsinn, sogar Lebensüberdruß verrathende Weise Ausdruck gibt: dann stört er die heiteren Stunden derselben, wird ihnen alltäglich und stellt sie der Versuchung bloß, ihm die Aestimation zu versagen, die ihm gebührte.

XXXXV.

Von der Bestimmung des Greisenalters.

Man mag in sich selbst gehen oder die Bühne der Welt betrachten, so wird man Anfangs versucht anzunehmen, daß die schönsten Jahre, die Jahre der Jugend, auch die besten seien, und daß der Mensch in Betreff der sittlichen Kräfte allgemein mit den Fortschritten des Alters mehr sinke und abnehme als vorwärts schreite. Ein solches Ergebniß würde allerdings traurig und entmuthigend sein; allein der Mensch kann nicht sittlich herabsinken, so lange er nicht die wirklichen Kräfte zum Gutesthun verliert, und wenn diese nicht in dem Maße wuchsen, als unsere Erfahrung sich ausdehnt, als unsere Vernunft sich aufklärt, als wir mehr Ruhe erlangen, als die Beweggründe uns an die Tugend zu binden sich täglich vermehren, so war wahrlich das Unrecht nicht den Fortschritten des Alters, sondern einzig und allein unserer eigenen Nachlässigkeit zuzuschreiben. Es ist natürlich, daß das Gemälde der Tugenden der Jugend uns mehr in die Augen falle, lebhafter auf unsere Phantasie einwirke; aber der Anblick der ernsten, regelmäßigen und ruhigen Tugenden des reifen Alters wird dem aufmerksamen Beobachter gegen diese Furcht vor einer

---

S. N. z. A. 24. Nach Eugen Schelle's U. des G.

allgemeinen und fortwährenden Abnahme sichern. Das ist grade dem Charakter des Menschen eigenthümlich, daß bei ihm die sittlichen Kräfte nicht nothwendig auch mit denen des Körpers abnehmen, und im Gegentheil noch zunehmen und erwerben können, wenn diese sich vermindern. Es gibt eine Jugend des Herzens, welche sich bis in's Grab zu erhalten weiß, wie es uns täglich bewunderungswürdige Beispiele bezeugen. Ein sittliches Greisenalter gibt es nur für die Selbstsucht; die Selbstsucht allein sieht mit den Jahren verzehren, was sie erworben hatte, verschwinden, was sie gehofft hatte. Die wahre Liebe, welche die Unschuld des Lebens und die Rechtschaffenheit der Seele beschützte, findet ihre Wärme noch unter dem Eise des Alters wieder; sie sammelt sie, reich an Allem, was sie zu erwerben wußte, um noch ihre letzten Einflüsse um sich her zu spenden, um wie eine feierliche Ovation die Zeit zu feiern, welche auf neue und erhabene Bestimmungen vorbereitet.

Es liegt in der Bestimmung des Greisenalters, die Folgen der vorhergegangenen Jahre zu ernten oder zu leiden. Freilich ist nichts trauriger als die Abgelebtheit der Seele, mit welcher ein ganz von der Person verschlungenes Leben sich endigt; aber welche Nahrungsmittel findet auch der in seinen Erinnerungen*), wer sein Leben dem ernstlichen Streben nach dem Bessern weihete! Es scheint, daß die Tugend, wenn sie die Stunde ihrer Belohnung nahen sieht, neu belebt und gleichsam von einer geheimen Freude durchdrungen werde. Die Jahre des Greisenalters sind die Säulenhalle, welche in den Tempel einführt; sie haben schon die Majestät der großen Zukunft. Hüten wir uns übrigens zu glauben, daß es etwas Festgestelltes, Unvermeid-

*) „Sei mir willkommen, Gedächtniß, und du, Vergessenheit! jenes
Soll mir verlängern mein Glück — die mir vertilgen mein Leid!"

Mastalier.

liches, Nothwendiges in der sittlichen Lage des Menschen in dieser Welt gebe: es ist noch in den letzten Tagen des Lebens Zeit zu der Tugend zurückzukehren, welche wie eine nachsichtige Freundin immer bereit ist uns aufzunehmen; welche Fortschritte wir auch gemacht haben mögen, es öffnet sich für uns noch immer, selbst in dem Alter der Ruhe, eine Laufbahn zu neuen Fortschritten; der Zeitraum unserer alten Tage ist noch der einer Erziehung, und welcher Erziehung! Denn zu welcher Bestimmung soll er uns führen! Einige Hülfsmittel fehlen ihm allerdings; doch wenn er einige ihm eigenthümliche Hindernisse der Mattigkeit, der Niedergeschlagenheit und der Unterwerfung unter die angenommenen Gewohnheiten antrifft, so hat das Greisenalter von einer andern Seite zahlreiche Hülfsmittel: es hat weniger Feinde zu bekämpfen, es führt alle Früchte der Erfahrung heim, es athmet in einem Luftkreise von Ruhe und Heiterkeit. O es beklage sich nicht über seine vermeintliche Nutzlosigkeit! Gibt es eine wirkliche wohlthätigere Macht als die, welche ihm zu Theil wurde? Die Güte wird in ihm liebenswürdiger und rührender; die Rührung vermischt sich mit der Ehrfurcht, welche es einflößt; die Worte, welche es an uns richtet, sind erhaben und zärtlich wie Abschiedsworte. Sehet alle die Wunder, welche diese Güte der Greise noch hervorzubringen weiß! Es sind die Blumen des Herbstes, welche noch in Fülle hervorwachsen; sie sind nur für die, welche sie lieben, zu sorgen beschäftigt; man möchte sagen, daß sie nur noch besitzen, um zu geben; der Edelmuth, welcher sie belebt, eilt die Gaben auszuspenden, gleichsam als fürchtete er, nicht mehr Zeit dazu zu haben, und dieser Edelmuth ist weit völliger und unbedingter, weil er in den Verkehr der Wohlthaten keinen Geist der Wiedervergeltung mehr bringen kann. Endlich: ist das Greisenalter nicht berufen, die wahrsten und nützlichsten der Wohlthaten zu verbreiten, nämlich die Beispiele und Rathschläge? Es ist ein von der Vorsehung selbst in der Ordnung der Natur eingesetztes obrigkeitliches

Amt; es veredelt, heiligt und läutert den, der es würdig verwaltet; man bessert sich immer selbst, wenn man an der Besserung Anderer arbeitet. Um aber diesen Beruf zu erfüllen, muß es zugänglich sein; es muß die Sprache derer lernen, welche es zu unterrichten berufen ist, um sich ihnen verständlich zu machen; durch eine glückliche Rückwirkung wird es in dem Umgange mit ihnen wieder beseelt und gefühlvoll. Kündigt ihm das nicht der geheime Trieb an, der es zur Kindheit hinführt? Es gefällt ihm wohl bei der Kindheit, weil sie besonders es nöthig hat, unter seinem Schutze die Lehren, welche keine Bücher ihr geben können, einzusammeln und bei ihm sich zu den Gewohnheiten der Ehrerbietung zu bilden; es gefällt ihm wohl, in der Kindheit das Bild jener wahren Güter wieder zu finden, welche die Zeit nicht verändert und deren Werth die Erfahrung des Lebens immer besser schätzen lehrt, jener Güter, deren Sinnbild die Aufrichtigkeit und deren Unterpfand die Unschuld ist. Man könnte sagen, daß diese durch die Güte bewirkte Annäherung zwischen dem Greisenalter und der Kindheit gleichsam eine Art **Segen** ist, der den Kindern, die in das irdische Leben eintreten, von den Greisen, die es verlassen, gegeben wird.

So bilden denn die verschiedenen Lebensalter von der Kindheit an bis zu dem in einer unlüftbaren Nebelferne aufgerichteten Marksteine des Lebens die verschiedenen, aber immer höheren Abtheilungen der großen Schule der Erziehung und Bildung.